Aus dem Exil.

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Erster Band.

Motto:

„Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben
Der täglich sie erobern muß.“

Faust, 2. Theil.

Gießen, 1855.
J. Ricker'sche Buchhandlung.

Zueignung.

An Frau S.

Die ersten Blüthen dieses Lebens,
Das pflegend Du mit zarter Hand
Gerettet von des Grabes Rand,
Sie sey'n voll heißen Dankesstrebens
Dir, theure Freundinn, zugewandt.

Sei gnädig diesen schwachen Trieben,
Nach solcher Leiden strenger Haft!
Nur 'mählig rauscht empor die Kraft
Zu scharfem Denken, warmem Lieben
Und aller guten Leidenschaft.

Doch Du verlieh'st ihr neue Weihe,
Denn Du warst „edel, hülfreich, gut“!
So blühe denn aus Deiner Hut,
Daß manches Tagwerk noch gedeihe,
Empor sie mit erneuter Gluth! —

Nizza im Sommer 1855.

Ludwig Simon.

Vorrede.

„Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben
Der täglich sie erobern muß.“

Faust, 2. Theil.

Diese Verse, welche ich im Jahre 1848 in manches mir vorgelegte Gedenkblatt geschrieben habe, haben mich nun während sechs Jahren ununterbrochen dermaßen unter ihr Gesetz genommen, daß ich das Zugeständniß machen muß, die Ruhe habe auch ihre Berechtigung. Sagt doch selbst Göthe anderwärts:

„Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreu'n.“

Elegieen.

Darauf mache ich nun noch keinen Anspruch; aber ich habe das unstete Leben satt, und mir verlangt nach einem ruhigen, lebensichernden Wirkungskreise.

Die folgenden Blätter sind keine »libri tristium ex Ponto«. Bricht auch manchmal die Wehmuth durch, so ist und bleibt die Wehmuth doch stets ein Muth, und dieser war bei mir stets herrschsam über das Wehe. Auch hoffe ich, es soll sich noch immer Kraft genug darin vorfinden, um mich vor jeder Art von Mitleid zu bewahren. Ich gebe mich grade wie ich bin, nicht

stärker und nicht schwächer. Ueberhaupt sage ich in Allem nur die reine Wahrheit, wenn auch nicht immer die ganze Wahrheit. Manches wurde durch freie Selbstcensur, Manches aus nothwendiger Rücksicht auf die heimischen Preßzustände unterdrückt. Wer sich auf Menschen und Dinge dieser Welt versteht, wird das Eine wie das Andere meist herzustellen vermögen.

Memoiren pflegt man erst in reiferem Alter oder am Abende des Lebens zu schreiben. Aber ich habe das Bedürfniß, mich auf irgend eine Weise zu bethätigen und — warum soll ich's nicht frei heraussagen? — von meiner Thätigkeit zu leben. Auch sind die nachfolgenden Blätter keine bloßen Memoiren. Ich habe ihnen häufige Naturbeschreibungen und manches Wissenswerthe hinzugefügt. Und was dann mein eigenes Leben und die übrigen Mittheilungen „aus dem Exile“ betrifft, so können sie doch nicht ganz ohne Interesse für Euch sein. Wir befanden uns auf demselben Schiffe, Alle, die Einen auf dem Vorder- die Anderen auf dem Hintertheile. Es war Sturm. Ihr habt Euch gerettet, der Eine so, der Andere anders. Wir wurden verschlagen. Einige von uns sind wieder unter Dach und Fach gekommen; Andere irren noch obdachlos und kämpfend umher; noch Andere sind bereits unterlegen. Gleichviel! Ihr könnt uns nicht völlig ignoriren. Unsere Schicksale gehören mit zu Eurer Geschichte, und tragen zu deren vollem Verständnisse bei.

So geb' ich sie denn getrost hin diese Blätter, Freunden und Feinden, nicht gleichgültig, aber unbekümmert in Absicht auf Lob und Tadel; vor Allem der Wahrheit, wie ich sie erkannt habe, die Ehre gebend.

Nizza den 18. Juni 1855.

Ludwig Simon.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

1. Letzte Tage in Deutschland.

— Juni 1849. —

Erstes Kapitel.

Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommissariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz.

Diesen Sommer sind es nun schon sechs Jahre, daß mich das Dampfboot als Flüchtling von Constanz nach dem thurgauischen Bade Horn hinübertrug. Ich kann daran nicht zurückdenken, ohne daß auch die unmittelbar vorhergegangenen Ereignisse in meinem Gedächtnisse wieder lebhaft erwachen. Daraus hebe ich Einiges hervor, was bisher wenig oder gar nicht bekannt geworden ist und gleichwohl der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient. Am 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, waren also die letzten Hundert der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart gesprengt worden, und zwar, — fabelhaft aber wahr! — nicht ohne eine ehrerbietige Verbeugung vor ihrem fortdauernden Rechtsbestande als souveraines Parlament deutscher Nation. Dieser Rechtsbestand ist in dem uns mit bewaffnetem Einschreiten be-

drohenden Schreiben der würtembergischen Regierung ausdrücklich anerkannt. Es wurde uns freigestellt, die Souverainetät deutscher Nation fortzusetzen, wo es uns behage, nur nicht auf deutschem Boden. Insbesondere sei unsere Anwesenheit im Königreiche Würtemberg mit dessen Ruhe und Ordnung nicht verträglich. — Ich will damit keineswegs unser wirkliches Recht beweisen; das liegt mir jetzt grade nicht am Herzen. Auch sprach man sehr wahr, indem man unser ferneres Tagen in Stuttgart mit der Ruhe und Ordnung des Königreichs Würtemberg für unverträglich erklärte. In der That, wäre es nicht gelungen, uns zum Weichen zu bringen, so wäre auch das Land Würtemberg mit seinen geordneten und ungeordneten Kräften in die bewaffnete Erhebung für die deutsche Reichsverfassung hineingefallen. Es kommt mir nur darauf an, einen Beitrag zur Geschichte deutschen Geistes zu liefern. Wahrlich! diese vollständige Emancipation der Theorie von der Realität, diese Unabhängigkeitserklärung einer unsterblichen Rechtsseele von jeder materiellen Basis, diese Verweisung von der grauen Erde in den blauen Aether, — ist das nicht echt deutsch? — Wir aber verläugneten diesen Grundzug deutschen Wesens; wir wollten uns den Boden dieser sündig-schönen Erde nicht unter den Füßen wegziehen lassen, war auch unser letzter Zufluchtsort nur eine armselige Reitbahn! Und hier hebe ich einen zweiten Punkt hervor, der wohl noch gar nicht bekannt ist. Mehrere Bürgerwehr-Abtheilungen Stuttgarts, darunter auch die Bürgerwehr-Artillerie, hatten dem Parlamente, während seiner Conflicte mit dem würtembergischen Ministerium, in herzlichen Adressen ihren Schutz angeboten. Dieses Anerbieten wurde nun angenommen; insbesondere erging von Seiten des Büreau's eine ausdrückliche Aufforderung an die Bürgerwehr-Artillerie, mit ihren Kanonen vor unserem Sitzungslocale vorzufahren, um uns den Eingang frei zu erhalten. Doch als die guten Leute sich nach ihren Kanonen umsahen, hatte die Regierung dieselben bereits unter Verwahrung genommen. — In Berlin war die Bürgerwehr zu thatsächlichem Vorgehen bereit, ihr

Schutz wurde abgelehnt; in Stuttgart wurde sie um thatsächlichen Schutz ersucht und befand sich nicht mehr in der Lage, denselben zu leisten. Du zuckst die Achsel, Leser? — Thu' das nicht, sondern laß mich meine Erzählung beenden. Gegen Mittag setzte sich unser Zug nach dem Sitzungslocale in Bewegung. An der Spitze ging der rüstige Präsident Loewe, zwei würdige Greise hatten ihn in ihre Mitte genommen, Ludwig Uhland und Albert Schott, der Erstere Freund, der Letztere Schwiegervater des Ministers, auf dessen Befehl jetzt bewaffnete Macht uns den Eingang verwehrte. Ich ging, Arm in Arm mit Moritz Hartmann, unter den Ersten hinter dem Präsidenten, bin also ein geeigneter Zeuge der folgenden Vorgänge. In der Nähe unseres Locales angelangt fanden wir den Zugang durch eine Front Infanterie abgesperrt, dahinter zu Pferde den General Miller nebst anderen Offizieren und den Regierungscommissair Camerer. Dieser Letztere trat hervor und forderte uns im Namen des Gesetzes auf, uns zurückzuziehen. Loewe aber schritt vorwärts und verlangte mit fester klangvoller Stimme: „Raum für die deutsche Nationalversammlung!“ — Darauf Tambour und „Fällt's Bajonett!“ d. h. die Soldaten sollten das Bajonett fällen, aber sie thaten's nicht, oder doch nur halb, kurz! es war ihnen gar nicht recht um's Herz. Ich habe ihnen von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt, während der Zug vorwärts drängte; sie schauten durchweg gar nicht feindlich drein und verriethen gar keine Lust, uns ein Leid zuzufügen. Wir wären sicher in unser Local gelangt, wäre nicht, auf gegebenen Befehl, ein, in einer Seitenstraße aufgestelltes Cavalerie-Detachement nun herangesprengt, um uns hinwegzureiten. Selbst diese Action wurde nicht mit soldatischem Eifer ausgeführt, und vergeblich bemühte sich ein Unteroffizier, die Leute zu energischerem Trabe anzufeuern. Günther, Blum's Schwager, riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren, und rief: „Stecht zu!“ — aber Niemand wollte zustechen. Doch wurde der Eine und Andere zu Boden und der ganze Zug allmählig hinweggeritten.

Hatte man etwa gerade die freisinnigsten und weichsten Soldaten ausgewählt, um sie uns entgegenzustellen? — Gewiß nicht! Die ganze Garnison Stuttgarts mag demnach nicht sehr blutgierig gewesen sein, und das Erscheinen wenn auch nur eines Theiles der Bürgerwehr zu unserem Schutze hätte daher von weitreichenden Folgen sein können.

Noch einmal! ich vertrete hier weder das positive Recht noch die politische Weisheit unserer Handlungsweise. Die Einen mögen uns Verbrecher, die Anderen Unvernünftige heißen. Ich berichte bloß Thatsachen, die mir der Aufbewahrung werth scheinen; höchstens appellire ich noch an den guten Geschmack, indem ich behaupte, daß das Blatt, auf welchem unsere letzten Tage in Stuttgart verzeichnet stehen, kein unehrenvolles in deutscher Geschichte sei, und daß unser Verhalten das Leben der ersten deutschen Nationalversammlung, nach dem Standpunkte, den sie nun einmal von Anfang an eingenommen hatte, würdiger beschließe als der Reichstag zu Erfurt.

Bald nach der Sprengung des Parlamentes erhielten auch die einzelnen Reichstagsmitglieder, welche nicht dem würtembergischen Staate angehörten, die Weisung, sofort das Land zu verlassen. Doch bewilligte man, auf triftige Gründe hin, billigen Aufschub. Ja in einer Versammlung, worin die Zurückgebliebenen über diese Ausweisungsmaßregel beriethen, wurde sogar Denjenigen, welche etwa des Reisegeldes ermangelten, durch dritte Hand die *Schatulle Sr. Majestät zur Verfügung gestellt*. Es versteht sich von selbst, daß Niemand von diesem Anerbieten Gebrauch machte. Ja, ich erinnere mich sogar, daß ich und mehrere Andere uns gegen jede Voraussetzung einer möglichen Annahme eines solchen Anerbietens, als gegen einen unverdienten Schimpf, lebhaft erhitzten. Du kennst doch, Leser, die folgende Strophe:

„Doch das Volk blieb unbekehrt, —
Von poln'schen Juden aufempört,
Von Litteraten und Barbieren,
Die gar Nichts hatten zu verlieren!“

Wurden auch wir zu diesen „Litteraten und Barbieren“ gezählt, deren Tapferkeit im Dienste der Freiheit man mit einem guten Stücke Geldes am Besten überwinde? — Einige Schweizer, denen ich die Geschichte später erzählte, gaben mir sehr Unrecht. Das Parlament sei ja bereits gesprengt gewesen; zu einer Einwirkung auf unsere Gesinnung habe also gar kein Grund mehr vorgelegen. Zum Lande habe der König uns gewiß gerne hinaus gehabt; aber da er diesen Erfolg nach seinem vollständigen Siege über uns ebensogut und ohne alle Gefahr durch rücksichtloses Einschreiten der Polizei hätte erreichen können, so stelle das uns gemachte Anerbieten offenbar einen reinen Act der Humanität dar. . . . „S'isch doch noch der ordentlischst von Alle!“ meinte der Redner. Ich könnte noch Mehr erzählen; doch wo der Tadel unstatthaft ist, hat auch das Lob keinen Werth.

Einige Tage nach der Sprengung schlugen unserer Mehrere über Hirschau, Wildbad und Gernsbach den Weg nach dem Badeorte Baden ein, um zu dem letzten Versammlungs-Versuche der Gesprengten im badischen Lande, wohin uns der Präsident und das Büreau bereits vorangegangen waren, mitzuwirken. Unterdessen war auch an einzelnen Orten des würtembergischen Schwarzwaldes der Unmuth zum Ausbruch gekommen. Ein Häuflein Tübinger Studenten war als „schwäbische Legion“ ausgezogen, darunter wahrscheinlich der Sohn eines unserer Reisegenossen. Die Mutter lebte in tödtlicher Unsicherheit, und hatte ihrem Manne heiß auf's Herz gebunden, sich doch ja nach dem lieben Jungen umzusehen. Die Sprengung des Parlamentes hatte auch in den Bürgerwehren von Horb, Freudenstadt und anderen Ortschaften gezündet, und schon kreuzten uns die gegen diese Aufstände ausgesandten Militairabtheilungen. In Hirschau, jenseits der Nagold, besuchten wir im Fluge die durch Uhland verewigte Ulme. Der Baum stand noch da, grade wie der Dichter ihn beschrieben, tief im Grunde des alten Klosterbaues wurzelnd und seine Krone frischgrünend aus den beengenden Mauern hinaus in's Blau des Himmels erhebend.

„Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam!"

Wir sahen uns den merkwürdigen Baum von allen Seiten an. Der Anblick hat gewiß Anregendes genug; aber die letzten Erlebnisse lasteten schwer auf uns, bis Einer tiefer Athem holte und fest einfiel:

„Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Und brach mit Riesenästen
Zum Klosterdach hinaus!"

Warum sollte denn nicht auch einmal aus der Paulskirche ein solcher Baum hervorwachsen?

Auf dem Wege von Wildbad nach Gernsbach, diesseits der Murg, im Walde, sahen wir von Ferne einen Trupp Freischärler uns entgegenkommen. Die Sonne glitzerte auf ihren Gewehrläufen, rechts und links düsterer Tannenwald! Sie kamen näher, — blaue Blousen, graue Filzhüte und viel schwarzrothgoldene Bänder! — näher und näher, — schlanke Taillen, zarte Hände und manch' goldner Lockenkopf! — Es waren die Tübinger Studenten, darunter der Sohn unseres Reisegenossen, von dem ich eben gesprochen. „Ei Du! Wo zieht Ihr denn hin?" — „„In den Schwarzwald, gen Horb und Freudenstadt!"" Noch einige Fragen hin und her, ein Händedruck, und die schönen Jungen zogen weiter. Der mit uns befindliche Vater des Einen aber ward plötzlich sehr stille; er mochte wohl der Mutter gedenken und was sie ihm auf's Herz gebunden. Glaubte er noch an einen möglichen Erfolg des badischen Aufstandes? — Ich weiß es nicht. Die Trennung aber da oben im Tannenwalde mag ihm hart angekommen sein! — In Gernsbach, jenseits der Murg, befehligte Dortu eine Abtheilung Volkswehr. Ich begab mich zu ihm, um Näheres über den Ausfall des Tages von Waghäusel zu erfahren. Aber auch er wußte nichts Bestimmtes, jedenfalls nichts Gutes. Ich sah Dortu dort zum ersten Male. Er war von schlankem, doch kräftigem Wuchse und einnehmen-

den Gesichtszügen. Unter vielen anderen neuen Bekannten, deren Bilder mir seitdem wieder entschwunden sind, habe ich von ihm einen bestimmten, vortheilhaften Eindruck behalten; ja mir ist noch heute, als stände er leibhaftig vor mir in der vollen Blüthe des schönsten Jünglingsalters. Friede seiner Asche! — Auf dem Wege nach Baden und in Baden selbst traten uns mancherlei Spuren der Auflösung entgegen. Auch erfuhren wir hier für bestimmt, daß Präsident, Büreau und Regentschaft der deutschen Nationalversammlung, in Folge der Niederlage bei Waghäusel und der ihr gefolgten Ereignisse, sich nach Freiburg zurückgezogen hätten. Meine Reisegenossen beschlossen nun, nach Stuttgart zurückzukehren. Ich übernachtete in Baden, um am kommenden Morgen mit der Eisenbahn nach Freiburg abzugehen. Wohin sollte ich auch zurückkehren. Ich hatte meine Schiffe hinter mir verbrannt. Vorwärts! Auch konnte ich vielleicht noch einigen Nutzen stiften; das kann man ja immer, auch in kleinem Kreise, selbst bei unabwendbarem Mißgeschicke. Des anderen Morgens ging ich zum Eisenbahnhofe; ich wußte nicht, was der Karlsruher Zug bringen werde, ob harmlose Reisende, ob siegreiche Preußen, welche sich damals für Unsereinen grade nicht in rosigster Stimmung befunden haben mögen! Aber es ging eine Art martyrischen Gleichmuths durch mich, der mich Allem ruhig entgegensehen ließ. Glücklicherweise gingen die Preußen nicht so rasch und waghalsig zu Werke; der Zug kam ohne sie und brachte mich unangefochten nach Freiburg. Dort, im Zähringer Hofe, traf ich denn wirklich unseren Präsidenten nebst Büreau, die Regentschaft und mehrere Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung. Was sie dort machten? — Im Augenblicke grade nicht Viel. Doch war die Rede davon, die Erbschaft der provisorischen Regierung Badens, welche wahrhaftig reichlich mit Schulden beladen war, noch jetzt anzutreten, um den Ereignissen eine bessere Wendung zu geben oder sie doch mit möglichster Ordnung, Umsicht und Festigkeit zu Ende zu führen. Der Regentschaft zur Seite stand ein früherer preußischer Offizier, späteres Mitglied der zweiten preußischen Kam-

mer, damals Befehlshaber der Reserve in Freiburg, Graf Goerz-Wrisberg, ein Mann, welcher mir durch seine besonnene Ruhe und sein geräuschlos bestimmtes Wesen einen sehr günstigen Eindruck machte. Dieser sagte uns, daß die Murg eine neue vortheilhafte Vertheidigungslinie biete. Noch konnte Manches geschehen. Raveaux empfahl Hebung der Finanznoth und Zahlung des Soldes durch Verwerthung der Staatspapiere und Ausgabe des noch von der früheren badischen Kammer bewilligten Papiergeldes. Auch fehlte es an Waffen, und der Mangel eines geregelten Ordonnanzdienstes machte sich täglich fühlbarer. Sechs bis acht Bataillone im Seekreise standen außer aller Verbindung mit der Hauptarmee. Und war auch das Schicksal nicht mehr zu wenden, so ist doch ein Unterschied zwischen Niederlage und Niederlage, zwischen Rückzug und Rückzug. Unter diesen Umständen ordnete die Reichsregentschaft ein letztes Reichscommissariat an. Sieben Reichscommissaire wurden nach allen Richtungen ausgesandt. Mir trug man das Commissariat in den würtembergischen Schwarzwald an. Ich frug mich ernstlich, ob man den Leuten in der jetzigen Lage der Dinge mit gutem Gewissen noch Etwas zumuthen könne? — Doch das Volksheer hatte an der Murg eine neue Stellung eingenommen; die provisorische Regierung Badens nebst der Constituante sowie die Reichsregentschaft behaupteten noch festen Fuß; ich selbst war noch bereit, mich allen Fährlichkeiten des mir angebotenen Auftrags zu unterziehen. Man konnte daher auch den Unterzeichnern begeisterter Guts- und Blutsadressen, worunter sich nicht wenige organisirte Bürgerwehren befanden, noch Einiges zumuthen. Ich schnallte also meinen Ranzen und machte mich mit einem mir beigegebenen Freunde, einem ortskundigen Schwaben und trefflichen Genossen, auf den Weg. Nach dem finstern Höllenthal mit seinen riesigen Tannen kamen freundlichere Wälder; die Sonne schien so golden und warm, als wenn doch noch Alles auf ein gutes Ende kommen sollte. Aus grünen Wiesen brach üppiger Blumenschmelz und von buschigen Halden schwangen sich prächtige Schillervögel die Kreuz

und die Quer über die Straße, sich zuweilen auf einen warmen Strich derselben niederlassend, sich sonnend und spiegelnd und nicht weichend, bis der Huf der Pferde dicht zu ihnen hinangelangt war. In den Ortschaften des Seekreises ward überall exercirt. Die Leute schienen vom besten Willen beseelt. Aber nach einem Hahn mit Schwanze, o! Leser, hättest Du Dich vergeblich umgesehen. Ein Königreich für einen Hahn mit einem Schwanze! Vergeblich! die Revolution hatte sich aller Hahnenfedern bemächtigt und sie auf die grauen Filzhüte gepflanzt. Ja, als keine Hahnenfedern mehr zu haben waren, ging man sogar an die Eichhörnchen des Waldes, und ich habe mehr als einen Volkswehrmann gesehen, auf dessen Heckerhut sich der Schwanz eines Eichhörnchens in possierlichem Pathos auf und ab wiegte. Es war noch nicht das Drama, es war nur erst die Romantik der Revolution. Auch damit kommt man wohl zum Märtyrerthume, aber mehr zum passiven als zum activen. Wir durchflogen den würtembergischen Schwarzwald von Tuttlingen bis gen Freudenstadt, wo damals würtembergische Truppen standen, — bei Tag und bei Nacht, nicht ohne Gefahr und Verhaftungsalarm. In Oberndorf machte sogar der Kutscher Schwierigkeiten, so bedenkliche Gäste in Wald und Nacht hineinzufahren, wo es ihm gar nicht geheuer schien. Doch gelang es uns so ziemlich überall, unsere Aufträge an Mann zu bringen. Wir fanden durchschnittlich bei den guten Schwaben, bei Bürgerwehr wie bei Volk, Achtung, Wohlwollen und freundliche Aufnahme. Aber die Leute waren durchweg schon viel ernüchterter und vernünftiger als wir. Nichts natürlicher! Kamen wir doch aus dem glühenden Mittelpunkte der Ereignisse, die sie aus der Ferne mit größerer Unbefangenheit betrachteten. Diese Ernüchterung derselben Leute, deren begeisterte Guts- und Blutsadressen erst vor Kurzem hell von unserer Tribüne ertönt waren, brachte damals meine Geduld oft zum Reißen. An einem der Orte, die wir besuchten, war ein Schullehrer Befehlshaber der Bürgerwehr, gewiß ein ganz braver Mann, aber von nichts weniger als martialischem Humor. Als wir ihm unser Ansinnen mit-

theilten, befiel ihn ein arger Verlegenheitshusten. „Lassen Sie Generalmarsch schlagen! — sagte ich — Wir werden selbst zur Bürgerwehr sprechen!“ — Unser Commandant machte die Ausrede, der Trommler sei nicht zur Hand, und hustete stärker und stärker; — doch horch da! draußen geht ja die Trommel, die Bürgerwehr begibt sich eben auf ihren Exercirplatz. Wir hinaus! Unsere Geduld war grade zur Neige. Rechts schwenkt, links schwenkt zum Kreise, Marsch! — Ich stellte den Leuten den Stand der Dinge wahrhaft vor Augen. Ich erinnerte sie an ihre Guts- und Blutsadresse und schloß: „Wir verlangen nun weder Euer Blut, noch Euer Gut, wir verlangen bloß Eure Büchsen; das ist ja nur ein kleiner Theil Eures Gutes; an Leuten, die sie tragen werden, wird es nicht fehlen!“ Und die mit bloßen Sensen bewaffnete Arbeitercompagnie schrie: „Hurrah!“ — Doch umsonst! man müsse berathen, mit dem Gemeinderathe Rücksprache nehmen, der die Büchsen geliefert habe und dem man dafür verantwortlich sei. — Aber das war's nicht, nicht der Verlust von 15—20 Gulden, dem sich jeder Besitzer einer Büchse durch deren Ablieferung an uns ausgesetzt hätte! Ich glaube sogar, es war grade diese Bürgerwehr, welche Tags drauf eine nicht ganz unansehnliche Summe in das Hauptquartier des Seekreises einschickte. Es war Anderes, Besseres, es war das Gefühl der Scham, sich seiner Waffe zu entäußern. — Auf unsrer Rückreise erlebten wir einen Nebenumstand, dessen ich, als Gegenstückes zu manchem Bösen, was man den Bewohnern des badischen Seekreises nachsagt, hiermit Erwähnung thue. Eines Abends beim Aussteigen hatte mein Begleiter, sich in der Dunkelheit vergreifend, dem Postillon, statt eines Guldens, seinen letzten doppelten Friedrichsd'or als Trinkgeld gegeben. Der Postillon aber lieferte das Goldstück auf dem nächsten Postamte ab, von wo wir es wieder erhielten. Er hatte es mit rechten Dingen erhalten und konnte es wahrscheinlich sehr gut gebrauchen; er war nicht einmal absolut gezwungen, einen Irrthum anzunehmen; er hatte nicht die Freude, den Eindruck seiner Handlungsweise auf uns zu genießen. Und

doch lieferte er es ab, redlich, anspruchlos und treuherzig. Das nennt man eine Kleinigkeit. Aber dieser Kleinigkeit wohnt ein tieferes Verdienst inne, als vielen angeblichen Großthaten, welche pomphaft als der Ausdruck hoher Tugend in die Welt hinausposaunt werden. — Wir hatten nur noch ein paar Stunden bis Freiburg, als uns früh Morgens im Walde traurige Boten entgegenkamen. Ihr Aufzug, ihre stumme Eile waren beredter als Worte es zu sein vermocht hätten. Ausreißer, mit und ohne Waffenrüstung, zu Fuß und zu Pferd, traurige Zeugen der Niederlage und Auflösung! Auch die Stellung an der Murg war verloren, und es ging mir wieder wie in Baden; ich wußte nicht, ob ich Feind oder Freund in Freiburg treffen werde. Wir rollten zur Stadt hinein; der äußere Feind war zwar nicht da, aber der innere, die Auflösung. Brentano war einer befürchteten Reaction zwischen Nacht und Nebel aus dem Wege gegangen; die Regentschaft, deren Verhandlungen mit den Steuerleuten des scheiternden Schiffes zu keinem Ziele geführt hatten, war mit der Eisenbahn nach Basel abgereist. Mitten im Volksgedränge sah ich Goegg zu Pferde; an ihm hing der Blick des Volkes wie an seinem letzten verantwortlichen Leiter. Ich sah meinen Begleiter an; was zu thun? Sollten wir ohne Weiteres hinüber nach der Schweiz, nachdem wir von Anderen eben erst neue Opfer verlangt hatten? — Ich fühlte, daß ich dies als ewige Gewissenslast nachschleppen würde. Kein Zweifel! mein Begleiter war darin völlig mit mir einverstanden: Wir mußten zurück, woher wir eben erst gekommen waren. Gesagt, gethan! Wir kehrten sofort zurück, machten am betreffenden Orte von der veränderten Sachlage Mittheilung und erklärten, daß wir, für unsere Personen, nun nach der Schweiz übertreten würden. Sodann ging es nach Ueberlingen, von da nach Constanz, und dann: Ade mein Vaterland! — Es sind nun bald sechs Jahre.

2. Mein Aufenthalt in der deutschen Schweiz.

— Juli 1849 bis Juli 1850. —

Zweites Kapitel.

Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Basis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badische Artilleristen. Fallmerayer. Das Russenthum und die europäische Civilisation. Auf die Ebenalp. Alpenrose. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenstädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenössisches Militairaufgebot. Soldatenstand und Weltfriede.

Die ersten Wochen meines Exils verbrachte ich im Bade „Horn“, der sich in's St. Gallen'sche vorschiebenden Ostspitze des Kantons Thurgau, am südlichen Ufer des Bodensee's. Drüben die Ufer des Vaterlandes, von denen sich, trotz Alledem und Alledem, des Auge noch nicht recht trennen wollte; dazwischen die endlose blaue Fläche des See's, auf welcher der Blick träumerisch in unsichere Weiten schweifte; diesseits fruchtbare Obstflur und schön belaubte Berge; ein halbes Stündchen ostwärts das lebendige Rorschach mit seinem Hafen und seinem Kornmarkte, auf welchem das aus Schwaben kommende Getraide

in den Schweizerverkehr tritt; ringsum zahlreiche Höhen mit mannichfaltigen Aussichtspunkten, und südlich landeinwärts das kühl in den Sommer hineinragende Schneehaupt des „hohen Säntis", welches uns zu weiterem Vordringen in das Land der Freiheit einlud. Doch wir folgten dieser Einladung noch nicht. Horn mit seinen Umgebungen war uns grade recht. Wir bedurften der Ruhe und Sammlung und davon wirst du durch die sanfte Schönheit dieser Landschaft nicht abgeleitet. Höchstens daß der See einmal an seinen Ufern aufzischt und unwillige Wellen über die Straße schleudert, ohne doch seiner Schranken loszuwerden. Darüber freuten wir uns dann; denn auch wir litten an ohnmächtigem Unwillen. Wir schwammen täglich mehrmals weit in den See hinein; ach, die Kühle that so wohl nach vierzehnmonatlichem Brande! Wir suchten die schattigsten Stellen im Walde auf, und ich flocht Kränze, wie hübsche Mädchen in friedlicheren Zeiten es mich gelehrt hatten. Brachten wir diese dann mit nach Hause, so wunderte sich ein Theil der Gäste über diese idyllischen Anwandlungen so blutgieriger Menschen, während Andere verwelkte Stücke davon in Bücher legten und mit fortnahmen. Zuweilen sprachen durchkommende Flüchtlinge bei uns vor; Hülfsbedürftigen gaben wir, was wir zu entbehren hatten. Aber das war nicht Viel, trotz eines Korbes voll Syrakuserwein, bei dessen Leerung wir eines Tages überrascht wurden. Diesen hatte uns ein reicher Freund von drüben herübergeschickt. Wir luden die Ankömmlinge zum Mitgenusse ein; aber sie wünschten Geld. Sie vermutheten uns im Besitze aller möglichen „Reichskassen", und der kostbare Wein war eben nicht geeignet, ihren Verdacht zum Schweigen zu bringen. „Reichskassen"! daß sich Gott erbarm'! Nachdem die früheren Präsidenten, Minister und Unterstaatssecretaire der Nationalversammlung sich mit ihren richtig bezogenen Gehältern in den Schooß ihrer Familien zurückgezogen hatten, war uns in Stuttgart kaum das Nöthige geblieben, um unsere Lichter zu bezahlen. Vor unserem Abgange nach Stuttgart hatte Loewe sich um Anweisung des üblichen Monatsbetrages für die Büreaubedürfnisse

der Nationalversammlung an den letzten Reichsfinanzminister gewendet: „Anständige Feindschaft in Ehren, aber Sie werden uns doch wohl nicht aushungern wollen!“ Und Herr Merk war anständig genug, die Anweisung auszufertigen. Als aber das Geld flüssig gemacht werden sollte, hatten sich wieder andere Einflüsse geltend gemacht; Rothschild hatte bereits Gegenordre erhalten. — Was hingegen unseren Privatbesitz betrifft, so hätte im Bade Horn schwerlich eine vereinigte Kraftanstrengung unserer sämmtlichen Börsen hingereicht, den Korb Syrakuser zu bezahlen. Eines schönen Tages sprach auch einer bei uns vor, der uns nicht beargwohnte, dem wir hingegen Alles bis zum Hemde vom Leibe gegeben haben würden, wenn er es verlangt hätte. Wer das wohl war? — Kein Anderer als der Tübinger Student aus dem Schwarzwalde, den sein Vater damals ziehen ließ und von dem die besorgten Aeltern seitdem ohne alle Nachricht geblieben waren. Er war ganz schwarz gebrannt und sah zerlumpt genug aus. Das war eine Freude! Ihm beispringen, sofort an seine Aeltern schreiben, war Eins! Alsbald kam Antwort, er solle noch eine Zeit lang bei uns bleiben; — dann kehrte er zurück, jetzt ist er daheim, vielleicht schon ein tüchtiger Rechtsanwalt oder Arzt. Damals frug man nicht mit verbindlichem Interesse: „Welcher Facultät gehören sie an?“ — Die meisten Anderen zogen nach den größeren Städten der inneren Schweiz. Dort sammelten sich die Flüchtlinge in großen Massen, mit viel Geräusch, unvermeidlichem des Bedürfnisses, aber auch viel überflüssigem der Renommage. Dem ersteren abzuhelfen fehlten uns die Mittel, zu der letzteren war Keiner von uns aufgelegt. Ruhe und Sammlung thaten mir sehr Noth. Ich hatte, das kann ich in Wahrheit sagen, während der vierzehn letzten Monate übermäßig gearbeitet. Aus dem Parlament in den Klub, meist bis tief in die Nacht hinein; aus dem Klub in's Parlament; dazwischen Vorbereitung und Arbeit daheim; von Schlaf war kaum mehr die Rede! Und das Alles in fieberhafter Aufregung, die sich von Tag zu Tag steigerte, zwischen stets neuer Hoffnung und stets neuer Enttäuschung, am Schlusse

mit Einsetzung des Letzten! — Kein Wunder, daß auf eine so gewaltige Spannung eine gewaltige Abspannung erfolgte. Mein Sinnen und Trachten, was bisher nur auf einen Punkt hingedrängt hatte, ließ nun allmählig von diesem concentrischen Drange nach, und Dem entsprach eine tiefe Abspannung durch den ganzen Organismus. Ich bedurfte mehr Schlaf als gewöhnlich, auch mehr als meine Freunde. Sie machten mir die Tage oft zu lang, die Nächte zu kurz. Dann setzte ich ihnen die exceptio Morpheus entgegen (wie ich mich ausdrückte). Sie aber sagten, ich schlafe zu viel, störten mich mit schlechtem Gesang und polizeiwidrigem Spectakel, und das nannten sie dann : replicatio Orpheus, — mit teuflischem Euphemismus. So fiel zuweilen, wie vom fernen Studentenhimmel, ein Strahl holder Thorheit mitten auf den trüben Pfad einer traurigen Gegenwart; aber nur selten. Am schwersten lastete diese Gegenwart auf mir. Mir fehlte jeder thatsächliche Gegenstand, an dem sich meine Kräfte zu neuer Thätigkeit wieder aufzurichten vermocht hätten. Bei meinen Freunden verhielt sich dies zum Theil anders. Wer waren denn diese Freunde?

Drei Schwaben, nicht gewöhnlichen Schlages, Jeder hervortretend in seiner Art. Erstens Karl Mayer von Eßlingen, welcher sich damals eifrig damit beschäftigte, seinem jungen Weibe mit ihrem Söhnchen ein neues Obdach in der Schweiz zu bereiten. Das ist ihm denn auch gelungen und die Zwei haben in der Schweiz eine Familie gegründet, in deren Schooß ich später oft, das letzte Mal als tödtlich Kranker, aufgenommen war wie in meiner eigenen. Zweitens Becher, der Reichsregent, in welchem damals eine Leidenschaft zu dem Weibe eines Anderen, eines Freundes, nach Lösung rang. Der Dritte, Hausmann von Blaubeuren, schaute bereits mit einer Art mitleidiger Ironie auf Sachen und Personen, uns selbst nicht ausgenommen, hinab. In mir dagegen wogte noch ein seines Gegenstandes beraubtes Pathos überflüssig auf und ab. — Diese drei Schwaben haben später in dem bekannten Reutlinger Prozesse die drei Hauptrollen gespielt. Der abwesende Mayer diente als

Sündenbock, auf den rechtschaffen abgeladen wurde. Er ist demnach einer der größten Verbrecher, die je auf schwäbischem Boden gewachsen sind; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß er in den Volksschichten, wo man weniger nach dem positiven Rechte fragt, als nach dem Rechte, das mit uns geboren, zugleich einer der populärsten Namen seines Vaterlandes sei. Die beiden Anderen hatten sich freiwillig dem Gerichte gestellt. Ueber die Haltung Becher's schrieb mir ein Freund: „Er hat seinen Prozeß vor den Geschwornen gewonnen, aber vor dem Volke verloren." Mayer, welcher große Stücke auf seinen Freund hält, bestreitet dies lebhaft, und auch ich will es nicht unterschreiben. Aber Eins ist mir doch zu stark, ich meine die Darstellung dieses letzten Aufschwungsversuches fast als einer bewußten Komödie, bei der die Voraussicht obgewaltet habe, daß von Alledem, was so ernsthaft betrieben wurde, doch eigentlich Nichts geschehen werde. Wenn nun aber doch der Eine oder Andere die Sache für Ernst nahm und sich in's Verderben stürzte? Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer sei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer consequent durchgeführten Rolle. Jedenfalls scheint mir eine solche Haltung von unerquicklichster Art. Carl Mayer hat sich derselben gewiß nicht schuldig gemacht. Wenigstens erhielt ich von ihm kurz vor der Reutlinger Versammlung einen heißen Brief, unter dem mir die Hände brannten, aus dem es wie eine Meldung an die Parlamentslinke klang: Ave! morituri te salutant! — Dieser naive Volksdrang ward nun freilich durch die Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart in den großen Strom der Beredsamkeit abgeleitet, zu dessen Nahrung, ich weiß es, auch der unversiegliche Quell meiner Rede das Seinige betrug. Auch war vorher und nachher wohl mancher Enthusiasmus durch Zweifel gespalten. Aber Becher war eben noch durch ein Anderes gespalten, durch seine Leidenschaft zu einem geliebten Weibe. Weit entfernt ihm daraus ein Verbrechen zu machen, freue ich mich vielmehr, daß dieser Conflict durch die ehrenhaften Anstrengungen aller Theile zu glücklicher Lösung geführt wurde.

Aber wenn man für sein politisches Ideal das Höchste leisten, das Höchste einsetzen soll, dann muß man seine durch die Liebe gebundenen Kräfte eben an sich ziehen, dann muß man aus der Spaltung heraus, — sonst kommt man nicht zur Einheit in Empfinden und Wollen, geschweige denn im Handeln. Hausmann wurde zu mehreren Jahren verurtheilt. Wäre ich sein Vertheidiger gewesen, so würde ich ihm vor allen Dingen ein kleines Augengläschen mit schmaler schwarzer Einfassung abgenommen haben, welches er an schwarzem Bändchen um den Hals trug und gar impertinent in ein Auge zu kneifen wußte. Daß die Geschwornen ihn verurtheilen würden, wenn er dies Gläschen spielen lasse und was demselben innerlich entsprach, war vorauszusehen. Doch er hat nun seine Strafe bereits abgesessen und befindet sich wieder auf freien Füßen. Geh's Dir gut auf Deinen neuen Pfaden! Dein flüchtiger Gruß von einem deutschen Eisenbahnhofe ist richtig hierher bis an's Meer gelangt. — Grüß di Gott!

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Bade Horn begab ich mich in das benachbarte Appenzeller Ländchen, welches vom Kanton St. Gallen rings umschlossen ist. Wer sich noch keinen rechten Begriff davon machen kann, wie man zwischen zwei zu trennenden Bevölkerungen, welche stellenweise bunt durcheinander wohnen, eine Demarkationslinie zieht, der kann es hier lernen. Man zieht sie eben so, daß der möglichst größte Theil der einen Bevölkerung auf die eine und der möglichst größte Theil der anderen Bevölkerung auf die andere Seite fällt; denjenigen, deren Besitzthümer sich hiernach ausnahmsweise nicht auf befreundeter Seite befinden, bleibt sodann Nichts übrig, als sich durch Tausch oder Kauf und Verkauf hinüber nnd herüber zu verpflanzen. So haben's die Appenzeller gemacht, als sie, in Folge von Religionsstreitigkeiten, im Jahre 1597 ihren Kanton in zwei Halbkantone theilten, in das reformirte Außer-Rhoden und das katholische Inner-Rhoden. Und die von ihnen vollzogene Trennung war sehr streng. Denn das katholische Inner-Rhoden duldete bis zum Jahre 1848 auf seinem Boden keinen

Akatholiken, und noch heutzutage, nach Aufhebung dieses Verbotes durch die neue Bundesverfassung, findest Du daselbst unter einer Anzahl von 11,272 Einwohnern nur 42 Protestanten. Bemerke übrigens bei dieser Gelegenheit, daß diese 11,272 Einwohner 4 Quadratmeilen inne haben, während in dem reformirten Außer-Rhoden auf einem nur um ein Fünftel größeren Flächenraume (5 Quadratmeilen) beinahe die vierfache Menschenzahl (43,621) wohnt, in emsiger Thätigkeit, in Wohlhabenheit, ja selbst in äußerem Luxus. Die Außer-Rhodener beschäftigen sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Baumwollen- und Seidenwaaren, und die Arbeiten ihrer Stickerinnen erregten auf der Londoner Industrie-Ausstellung allgemeine Bewunderung. Viehzucht betreiben sie nur nebenbei. — Ich will keine Proselyten machen, o! Leser. Bei mir kommt, mit Proudhon zu reden, die Religion nur als „Archäologie der Vernunft“ in Betracht, und der Protestantismus ist mir bloß ein Abhang vom Katholicismus zur Philosophie. Auch ist das naturwüchsige Hirtenvolk der Inner-Rhodener in seiner Weise noch interessanter als seine reformirten Nachbarn. Unter ihnen, in dem am nördlichen Fuße der Alpsteinkette gelegenen „Weisbad“, faßte ich wieder auf einige Zeit Fuß. Wirklich! ein eigenthümliches Völkchen, Das! — Schlicht, bieder, rüstig, frei! Sie verdienen gerne Dein Geld, aber dafür thun sie auch fröhlich, was sie sollen und sind Dir in jeder Weise hülfreich. Das klare Auge verräth den sicheren Schützen, der nervige Arm, welcher aus kurzem Hemdärmel hervorragt, die Kraft und Uebung seines Körpers, und er singt und jodelt Dir unter dem rothen Bruststatz aus frischer Kehle hervor, daß es eine wahre Lust ist. Sein Häuschen steht meist vereinzelt, inmitten der schönsten Wiesen, und er pflegt sein Vieh als wenn es zu seiner Familie gehörte. Dort oben von der „Ebenalp“, welch' ein Anblick, diese zahllosen sauberen Holzhäuschen, rings in den Wiesen zerstreut, jedes mit seinem Anwesen für sich! Nur mit Widerstreben rückten einige zu dem Hauptorte Appenzell zusammen. Und wenn Dir das unbequem und wie Culturmangel vorkommt, dann

erwiedern Dir die klugen Häuschen: „Wir wollen uns nicht unter die Herrschaft einer Kirche und eines Palastes zusammendrängen. Wir leben besser so für uns, wir haben so Jeder mehr Luft, Licht und Sonne!“ Die reformirten und industrieregen Außer-Rhodener wohnen schon mehr in Ortschaften vereinigt, da ist der individuelle Drang schon mehr dem socialen Bedürfnisse gewichen. Aber bemerke, daß auch dort, wie überhaupt in der ganzen Schweiz, dieser Individualismus, ohne so sichtbar scharf ausgeprägt zu sein, wie in Appenzell Inner-Rhoden, doch den Grundzug und Ausgangspunkt alles Lebens und die eigentliche Grundlage der schweizerischen Freiheit bildet. Urkräftig wirkt er von Unten herauf, im Verhältnisse der Einzelnen zur Gemeinde, der Gemeinde zum Kanton, des Kantons zur Eidgenossenschaft und überall des Volkes zu seinen Vertretern. Jeder hält seine natürlichen Rechte hübsch zusammen und will davon an die Gemeinschaft nicht mehr aufgeben, als zum gemeinen Besten absolut nothwendig ist. Dadurch schreitet die Entwicklung oft langsam, aber stets gründlich. Hier macht Dir Keiner einen Staatsstreich! —

Ja! 's ist wahr, einen solchen Geist gibt man einem Volke nicht über Nacht. Er muß sich entwickeln aus jener Wechselwirkung zwischen Volkscharacter und äußeren Einwirkungen, die wir Geschichte nennen. Das allgemeine Stimmrecht ist ja nur eine Form; Volkscharacter, Volkskraft und Volksbildung sind das Wesen. Gib einem Volke das allgemeine Stimmrecht! Fehlt ihm das Selbstgefühl und die Bildung, welche zu glücklicher allseitiger Verständigung erforderlich sind, so wird es eben das allgemeine Stimmrecht wieder verlieren, trotz aller Unveräußerlichkeit seiner Souveraineität; es wird sie verlieren an den ersten Besten, der ihm eine mehr oder minder kostspielige Ordnung herstellt. Mag derselbe auch dem allgemeinen Besten sein eignes Interesse als leitende Seele nach und nach einschieben, solange er einen gewissen Einklang zwischen dieser Seele und dem äußeren Wohle des Volkskörpers zu erhalten weiß, wird er sich wohl behaupten. — Besitzt dagegen ein Volk den nöthigen Grad von

Selbstgefühl und Bildung, um sich, ohne die Dazwischenkunft einer fremden Autorität, selbst zu verständigen, dann und nur dann wird es seine Freiheit und Souverainetät bewahren. Damit ist noch keineswegs gesagt, daß sein Staatsleben nun das Bild der höchsten Humanität und Schönheit darstellen werde. Im Weisbade erzählte man mir z. B.: daß sich in diesem Augenblicke ein Sträfling der Inner-Rhodener, in Ermangelung eines Kantonsgefängnisses, bei einem Schneider in der Kost befinde, wo er mit einer Kette an einen Tisch- oder Bettpfosten angefesselt sei; und daß noch kürzlich eine Hinrichtung durch das Beil eines ungeschickten Henkers unter den gräßlichsten Nebenumständen stattgefunden habe. Das allgemeine Stimmrecht ist gar nicht so locker und milde; in den Kantonen, wo die Gnadengesuche an die Gesammtheit der Bürger gehen, werden sie durchschnittlich verworfen, und ich zweifle sehr daran, ob Peter Zibbach von der Grimsel vor den Urversammlungen des Kantons Bern dieselbe Gnade gefunden haben würde, wie vor dessen großem Rathe. Das allgemeine Stimmrecht fördert eben grade soviel Humanität und Bildung zu Tage als in einem Volke lebt, nicht mehr und nicht minder, unter allen Umständen aber den wirklichen Culturzustand des Volkes, die solide Wahrheit auf der breiten Basis der Wirklichkeit, und Das ist schon Viel. Mit der Erziehung der Völker geht's eben wie mit der Erziehung der Einzelnen. Wir verhärten uns oft gegen das Bessere, bloß weil es uns von Außen her aufgedrungen wird; und wenn wir es auch nicht grade zurückstoßen, so dringt es doch keinenfalls so tief als selbstgemachte Erfahrungen. Die gründlichste Schule ist die Schule des Lebens. Während das Gute, was man uns von Außen aufdrängen will, uns oft zum Schlechten treibt, führt das Schlechte, was wir aus eigner Freiheit thun, durch die sich daran reihenden schlimmen Erfahrungen oft zum Guten. —

Im Weisbad fand ich viele Gäste, darunter auch wieder mehrere alte Bekannte, Schmidt von Löwenberg, Würth von Sigmaringen, Kuenzer aus Constanz und Fallmerayer. Kuenzer konnte zwar später nach Hause zurückkehren, ohne eine

andere Strafe zu erleiden, als den Verlust seiner Pfarrstelle; aber damals waren grade die Preußen als Einquartierung im Lande, ja sogar in Kuenzer's Behausung, und er schien nichts weniger als erpicht darauf, deren persönliche Bekanntschaft zu machen. Fallmerayer war leidend und trank jeden Morgen, im Hofe auf- und abwandelnd, seine Molken. Wir Beide hatten uns im Parlamente nur flüchtig kennen gelernt, und ich kam eigentlich erst hier zum Genusse seines Umganges. Er sprach nur Wenig und leise, als wenn er fürchtete, sich zuviel zuzumuthen; aber seine schönen braunen Augen waren stets lebendig, oft beredt, und sein durch körperliches Leiden etwas gemilderter Humor blieb nichtsdestoweniger überlegen. — Die Vier machten mir zu Mittag sofort an ihrer Tischecke Platz. Bei Beginn der Tafel klang es von hier: „Herr Lieutenant, das Schöppli Wi!“ — klang es von dort: „Herr Hauptmann, die Flasch Veltliner!“ Die Söhne des Hauses, welche in der Wirthschaft mit angriffen, waren nämlich der Eine Lieutenant, der Andere Hauptmann in der schweizerischen Armee. Ich muß gestehen, daß diese Rufe auf meine preußischen Gehörnerven im Anfang einen etwas befremdlichen Eindruck machten. Allmählig aber gewöhnte ich mich daran. Dasselbe Verhältniß findest Du in der ganzen Schweiz. Der Schweizer ist eben kein professioneller Soldat und liegt, wenn er nicht unter den Waffen steht, seinen gewöhnlichen Geschäften ob. Eine natürliche Folge davon ist wohl, daß er in technischer Beziehung ein minder tüchtiger Offizier ist, als Derjenige, welcher aus dem Soldatenthume seinen ausschließlichen Lebensberuf macht. Deshalb besitzt er aber sicher nicht weniger Vaterlandsliebe, noch minder gesundes Urtheil, noch mindere Spannkraft der Seele und des Körpers als der vollblütigste „Jardeoffisier“, der zum Frühstück ein Rosenbonbon und ein Jlas Zuckerwasser nimmt, bei Verlust seiner Taille schwört, und ein solches Verhältniß, wie das von mir erwähnte, einfach eine „demojradische“ Schweinerei nennen wird. — Unterdessen bemühte sich der böse Schmidt, dem guten Kuenzer ein möglichst beunruhigendes Bild von dem Verhalten der bei

ihm einquartierten Preußen zu entwerfen. „Ich müßte mich doch sehr täuschen", — sagte er — „wenn diese wackeren Leute sich mit dem von der Jungfer Köchinn ihnen vorgestellten Rachenputzer begnügten, ohne selbst in den Keller hinabzusteigen und von den feineren Sorten des demokratischen Herrn Pastors Kenntniß zu nehmen"; — worauf Würth einfiel: „Ja! Das glaube ich auch. Sie mögen nach den Tagen von Waghäusel und an der Murg kaum weniger Durst haben als die bei meiner Schwiegermutter einquartierten Baiern, welche, nach einem bloßen Spaziergang von Lindau nach Sigmaringen, zu ihrer guten Verpflegung am ersten Tage Bier, am zweiten Wein und am dritten noch obendrein per Mann einen Gulden hinzuverlangten. Das Alles mußte meine Schwiegermutter ihnen auch wirklich gewähren, da sie im Weigerungsfalle ihr das Haus über dem Kopfe anzuzünden drohten, und der ihnen vorstehende Offizier, auf die Bitte um Abhülfe, erklärte: In Kriegszeiten sei das eben nicht zu hindern!" So plagten sie den armen Kuenzer, am meisten aber der kleine Schmidt, welcher, nachdem er ihm allen Appetit zum Trinken vertrieben hatte, von Neuem anhob: „Profit, lieber Kuenzer! Trink doch! Du brauchst Deinen Durst nicht zu sparen, die Pr—". „„Jetzt ist's aber genug!"" zürnte dann der Geplagte. — Ach! jetzt sind sie Beide unter dem Rasen, der Eine diesseits, der Andere jenseits des Oceans! Sei ihnen leicht, o Erde! —

Des Morgens herrschte gewöhnlich reges Leben im Vorhofe, von Neuanlangenden, von Scheidenden und von Durchkömmlingen. Die Wagen der Scheidenden sind gewöhnlich von der ganzen Badegesellschaft umringt; man ist angeregt, man drückt sich die Hand, man wirft sich ein kurzes Scheidewort zu, und, ehe die Peitsche knallt, bringt noch die Frau oder Tochter des Hauses einen mächtigen Strauß frischduftender Blumen. Unter den Durchkömmlingen gab's auch viele Flüchtlinge, von denen mir ein Häuflein badischer Artilleristen einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Schöne Leute das, durchschnittlich vom selben Typus, von untersetztem, doch schönem Wuchse, kastanienbraunem

Haare und etwas hellerem Schnurr- und Kinnbarte, gebräuntem Teint, schwarzglänzenden Augen und edelgebogener Nase. Sie bedienten ihre Kanonen mit aufgeschürzten Hemdärmeln, sprengten ohne alle Bedeckung auf eine günstige Anhöhe, zielten gut, — kurz! hielten sich wacker. Wohl konnte später ein, durch preußisches Selbstgefühl verletzter hoher badischer Offizier sagen: Hätten die Leute ihre Offiziere behalten, so wäre ihren Gegnern der Sieg wohl etwas saurer geworden!

Vor Tisch machte man alsdann einen Spaziergang im nahen Gehölz oder am Wiesenbach, trat wohl auch an das offne Fenster einer Stube, in welcher sich fleißige „Maidschi“ emsig über ihre Stickrahmen beugten. Auch im Kanton Inner-Rhoden beschäftigen sich nämlich die Mädchen viel mit Sticken. Unter ihren kunstfertigen Händen entstehen wirklich die schönsten Blumen, Blätter und Guirlanden; was uns jedoch nicht verhinderte, zuweilen die lebendige Blume, wenn sie ihr Haupt vom Rahmen erhob, noch schöner zu finden als die gestickte. Ihre Arbeiten werden bekanntlich im Auslande theuer verkauft; aber die Arbeiterinnen haben davon nur Wenig. Die beste Stickerinn verdient, wie man uns sagte, bei stetigem Fleiße täglich nur wenige Batzen. Sic vos non vobis — — — —! Die Hauptbeschäftigung der Inner-Rhodener aber ist Viehzucht und Milchwirthschaft. Die Appenzeller Wiesen sind die schönsten des Landes; der Juchart gilt 1000 Gulden. Des mögen sich nicht nur die Kühe freuen; dies saftige Grün ist auch eine wahre Augenweide für die Menschen. Die Thüren der zahlreichen Steckenzäune, wodurch diese Wiesen abgegränzt sind, haben weder Schloß noch Riegel und öffnen sich aller Welt, mit Ausnahme des Viehes, was jetzt auf der Alp oder an den Bergabhängen graſt. Abends, wenn sich die goldne Sonne zu den weißen Schneegipfeln herabsenkt, schwimmt dies Grün im reichsten Goldglanze; dann ruft der Senne mit hellem Kehllaute, der rings im Gebirge wiederhallt, seinen Kühen, und Du siehst diese letzteren zuweilen von Fels zu Fels S p r ü n g e ausführen — wahre Gemsensprünge,

bei welchen die gebildete Kuh aus dem Kulturstalle der Ebene ohne Zweifel alle Knochen im Leibe zerbrechen würde.

An Sonn- und Festtagen wurden nach dem Abendessen flugs Tische und Stühle bei Seite geschafft und dann ging's an ein Tanzen. Man tanzte wie man auch in den Städten tanzt. Zuweilen gab's aber ein eigenthümliches Intermezzo. Ein sauberer Bursche holte sich in der Küche ein sauberes Maidschi, die ihm nur zögernd „zu all den Leuten" folgte. Dann wichen die Gäste zurück und die Zwei tanzten einen Nationaltanz, nicht eben mit geschmeidiger Grazie, aber mit erstaunlicher Gelenkigkeit, oft mit bodenerschütternder Kraft (Juchhe!) und dann wieder mit ländlich frischer Zierlichkeit. Wurde hierauf das allgemeine Tanzvergnügen wieder aufgenommen, dann zog ich mich zu Fallmerayer zurück, welcher schon mit der eben angelangten „Allgemeinen", die er stets zuerst erhielt, in seinem Eckchen saß. Wir lauschten dann dem Rauschen eines anderen Tanzes, des Waffentanzes der Ungarn, welcher damals noch nicht zu Ende war. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte der „Fragmentist aus dem Orient" die Wechselfälle dieses Kampfes, besonders das Eingreifen der Russen, in deren Auftreten er damals schon etwas Mehr sah, als einen bloßen Act der Großmuth zu Gunsten des gefährdeten Oestreichs.

Man weiß, daß Fallmerayer sowohl in seinen „Fragmenten aus dem Orient" als auch in früheren Mittheilungen in der „Allgemeinen Zeitung" wiederholt eine Art Resignation an Tag legte, welche die drohende Ueberfluthung des Westens durch das Russenthum fast wie eine culturhistorische Nothwendigkeit hinnahm. Als aber die Februarrevolution den äußeren Druck russischer Ueberwucherung von ihm genommen hatte, da traten seine inneren Sympathieen für die Befreiung der Völker um so bestimmter hervor. Bis zu Ende hielt er Stand mit jener Partei, welcher der moskowitische Despotismus selbst durch den Hinweis auf die communistischen Glückseligkeitskeime der russischen Commune nicht schmackhafter gemacht wird. Nach der Waffenstreckung Görgei's bei Villagos hat sich nun der äußere

Druck des russischen Uebergewichtes wieder mehr und mehr über Europa gelagert, und wir sahen in Folge davon bereits eine ganze Schaar von Todtengräbern und Leichenbittern sich zur Beerdigung der altersschwachen Civilisation des Westens vorbereiten, uns die tröstliche Hoffnung eröffnend, jenem kräftigeren Volke als Culturmist zu dienen, wie einst das sterbende Römerthum den jugendfrischen Germanen. Um diese Zeit machte mich ein Freund auch auf einige militärische Aufsätze Fallmerayer's in der „Allgemeinen Zeitung" aufmerksam, welche wieder Spuren des alten Druckes an sich trugen. Da erinnerte ich mich mit Freuden der im Weisbad verlebten Stunden; denn einen solchen Freund verliert man nicht gerne.

Mögen Andere denken, schreiben und thun, was sie nicht lassen können; wir finden den Vergleich unseres Zeitalters mit dem des römischen Verfalls ganz und gar unzutreffend.

Dem römischen Reiche fehlte das nothwendige Maaß physischer Kraft, um dem Andrange der Barbaren zu widerstehen. Es gab keine niederen freien Klassen, durch welche eine Wiedergeburt der Gesellschaft aus sich selbst heraus hätte erfolgen können. Alle mechanischen Arbeiten, auch der Feldbau, wurden meist durch Sklaven betrieben, welche an der bestehenden Gesellschaft gar kein Interesse nahmen und stets bereit waren, sich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden. Das läßt sich doch von unseren arbeitenden Klassen nicht behaupten. Vielmehr wird diesen ja häufig vorgeworfen, daß sie sich nur zu sehr mit der Wiedergeburt der Gesellschaft beschäftigten. Freilich, wenn es Euch gelänge, diese rüstigen Klassen mit der Intelligenz, als ihrer Ausbeuterinn, gänzlich zu verfeinden und für die Glückseligkeit der russischen Commune zu gewinnen, dann möchten auch sie, wie die römischen Sklaven, mit dem einbrechenden Feinde gemeinschaftliche Sache machen. Aber das wird Euch nicht gelingen, weil unter unseren arbeitenden Klassen schon zuviel Intelligenz und auch ein Nationalgefühl herrscht, was Ihr zwar bornirt nennen mögt, was aber stärker ist als Eure Weisheit. — Das römische Heer bestand aus der rohen Bevölkerung der

rauhen Gegenden und zum großen Theile grade aus jenen uncivilisirten Barbaren, welche dem römischen Reiche ein Ende machen sollten. Ich weiß schon, was Ihr einwendet: Auch in unseren Heeren fehle es nicht an Russen. Für den gemeinen Soldaten ist das nicht wahr; er ist nicht mehr Russe als die Bevölkerungsschichten, aus denen er hervorgeht. — Außer den Sklaven und dem Heere bestand die römische Welt nur noch aus den verweichlichten und jeder Anstrengung unfähigen Bürgern, welche sich Freie nannten. Wo sollte da die physische Kraft zur Rettung des Reiches herkommen? — Aber auch aus der geistigen Bildung war alle eigene Kraft gewichen. Das nichterneuerte oströmische Reich hat seine weströmische Schwester um 1000 Jahre überlebt. Was hat es während dieser 1000 Jahre hervorgebracht? Es kam nicht über die Stufe hinaus, auf der es sich schon unter seinen ersten Kaisern befunden hatte. Wollt Ihr solchen Zeiten unser Jahrhundert gleichstellen, in welchem eben erst wieder der Trieb nach allgemeiner Freiheit, nach allgemeinem Frieden und allgemeinem Wohlstande mit erneuter Kraft aus dem tiefsten Volksschoße hervorgebrochen ist? Trotz unserer wunderbaren Erfindungen, trotz der täglich sich häufenden Mittel, das gewünschte Ziel auch zu erreichen? Freilich werden die letzten Kriege gegen den Krieg uns nicht erspart werden; freilich können Freiheit, Friede und Wohlstand nur durch stete selbstkräftige Bethätigung, nicht aber durch mühelose Schenknehmung erworben werden! Aber dazu haben wir das Zeug, wie der Muskeln und Nerven, so auch der geistigen und moralischen Kraft. Dagegen war der römischen Welt auch alle Characterstärke, alle moralische Kraft abhanden gekommen, ohne welche selbst aus dem besten geistigen Korne doch keine Erndte hervorsprießen kann. Vitellius machte seine Gläubiger dadurch bezahlt, daß er sie tödten ließ, und unter verschiedenen Kaisern ertrugen die römischen Besitzenden die schamloseste und grausamste Beraubung; wer seine Erben nicht dem Morde aussetzen wollte, mußte den Kaiser für ein gutes Theil zum Miterben einsetzen. Domitian läßt eines Tages dem römischen

Senate die Frage zur Beantwortung vorlegen, wie die Schüssel beschaffen sein müsse, in der man einen damals grade gefangenen auffallend großen Fisch auftragen könne? Und der Senat berieth darüber mit demselben unterwürfigen Ernste wie über die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Der Kaiser Heliogabalus führte den Dienst des Baal und Moloch in Rom ein, brachte ihnen Menschenopfer, ließ sich aus den Eingeweiden geschlachteter Kinder weissagen, ernannte sein Pferd zum Consul, ließ einmal alle Spinnengewebe in Rom sammeln, und was dergleichen Frevels und Unsinns mehr ist! — Ich fühle mich wahrhaftig nicht zur Bewunderung unserer heutigen europäischen Zustände hingerissen, die mir diesseits des Oceans nur ein Paar precaire Endchen Landes lassen, auf denen ich mit meinem Sinne forteхistiren kann. Aber da, wo das römische Reich vor seinem Verfalle hielt, da halten wir doch heutzutage noch nicht! — Wer sich aber, trotz Alledem, der Zweifel über die äußere Lage der Kräfte nicht immer erwehren kann, dem gebe ich folgende Worte zu beherzigen, welche ein Südfranzose unmittelbar nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember an mich richtete: „Was? Ich die Hoffnung aufgeben? Nein! die gebe ich nicht auf, schon aus dem einfachen Grunde nicht, damit es nicht einen Revolutionair weniger gebe!“ — Und wenn Dir der Ausspruch etwa zu „roth“ vorkommt, so denke etwas näher darüber nach, und Du wirst gestehen: Gäbe es nicht hüben und drüben mehr Leute, welche so denken, so hätte ich nicht einmal den Trost, mir durch den äußeren Druck eine Stellung anweisen zu lassen; denn dann gäbe es keinen Druck, gäbe es überhaupt keine Ereignisse, gäbe es nur Sumpf! —

Eines schönen klaren Morgens griffen wir zu den Alpstöcken und bestiegen die grüne Ebenalp, welche uns schon längst von den nördlichen Abhängen der Alpsteinkette herab freundlich angelächelt hatte. Sie ist die schönste Alp des Kantons und eine der schönsten der Schweiz. Fallmerayer, obwohl Patient, und der siebzigjährige Kuenzer waren mit von der Partie. Wir Jüngeren sprangen munter voran, was auch den Führer

in einen etwas rascheren Schritt brachte. Darüber zürnte dann Fallmerayer, und wenn er uns von Zeit zu Zeit auf einem schwindelnden Vorsprung auftauchen sah, dann sagte er lächelnd: „Ich möchte sie mit Stecken herunterschlagen, diese Bursche!“ Doch hielten Beide sich tapfer, trotz des steilen Stichs nach dem „Wildkirchli“. Zwei Dinge beschäftigten damals lebhaft meine Phantasie, ein Schmetterling und eine Blume. Der Schmetterling war der „Apollo“, dem Geschlecht der Ritter angehörig, der am Rheine nicht vorkommt, und von dem ich daheim nur auf dem Wege des Kaufs ein verwischtes Exemplar in meine Schmetterlingssammlung gebracht hatte. Diesen sollte ich diesmal noch nicht zu Gesicht bekommen. Die Blume, die „Alpenrose“, dagegen werden wir alsbald finden. Nach etwa zweistündigem Steigen gelangten wir zum „Wildkirchli“, einer 1610 gestifteten Einsiedelei mit Kapelle, dem heiligen Michael gewidmet, in einer natürlichen Grotte an einer senkrechten 220 Fuß hohen Felswand, ganz dem romantischen Namen entsprechend, 4615 Fuß über dem Meere. Von hier aus öffnet sich Dir eine höchst überraschende Aussicht auf den Bodensee, nach Schwaben und Baiern. Nachdem wir bei dem Kapuzinerbruder einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, schickten wir uns zur Fortsetzung unseres Weges an. Du weißt noch nicht recht, wie Du weiterkommen wirst; so bist Du von Felsen umstellt. Da öffnete der Einsiedler uns ein Thor, welches mittelst eines 150 Fuß langen unterirdischen Ganges durch das Kalksteingebirge zur Ebenalp führt. Der dunkle Gang, der Kapuziner mit nackten Füßen auf Holzsandalen, mit kahlem Haupte, in grober Kutte, einen Strick um den Leib; der lodernde Kienspan in seiner Hand, welcher einen qualmenden Schweif hinter sich zurückließ; er voranleuchtend, wir schweigend hinterdrein; — es war als wenn wir zu irgend einer finstern, fanatischen That schritten. Da überraschte uns plötzlich das liebe Himmelslicht und wir standen auf der grünsten, saftigsten Alp. Freie Rundsicht auf den blauen Spiegel des Bodensee's und das Gebirge, aus dem der schneereiche Säntis seinen Gipfel 7703 Fuß hoch in den Aether erhebt; unten, zu

unseren Füßen, die zahlreichen netten Häuschen wie ausgesä't in den reichen Wiesenplan; um uns frische Alpenluft und harmloses Geglock weidender Kühe; — es war ein brusterweiternder Gegensatz! — Hier fand ich auch zuerst die Alpenrose. Ich fühlte mich enttäuscht. Ich hatte mir sie wie eine Rose gedacht, zudem einsam, selten, fast wie eine verzauberte Prinzessinn. So ist sie nicht; sie hat von der Rose nur den Namen; sie ist weder einsam, noch selten, sondern blüht in reichen Feldern um Fels und Gestein. Nachdem ich mich aber von meiner romantischen Befangenheit allmählig befreit und dadurch die Fähigkeit gewonnen hatte, der Wirklichkeit tiefer in's Auge zu schauen, fand ich die wirkliche Alpenrose frischer, gesunder und selbst schöner als mein aristokratisches Ideal. —

Im Appenzeller Ländchen war's gewiß sehr schön; aber es ward nun Zeit, an einen festen Wohnsitz zu denken. Ich entschied mich für die Bundesstadt Bern. Meine Reise ging über den Kamor in's Rheinthal, rheinaufwärts bis Sarganz, von da landeinwärts über den Wallenstadter und Züricher See, und von Zürich nach Bern. Die Freunde begleiteten mich bis auf den Kamor. Von der nahen, noch 100 Fuß höheren Kuppe, „Hohenkasten" genannt, 5420 Fuß über dem Meere, genießest Du wieder einer umfassenden Aussicht, nicht bloß einer malerischen, sondern auch einer politischen auf ein Stück deutscher Einheit. Fünf deutscher Herren Länder bieten sich Deinem Blicke dar: Baden, Würtemberg, Baiern, Vorarlberg und das Fürstenthum Lichtenstein mit seiner Residenz Vaduz. Mag dieses letztere Dir auch sehr klein erscheinen. Stellt es doch seine 55 Mann zum deutschen Bundesheer! — Man legte uns das Fremdenbuch vor, wir trugen unsere Namen ein und ich schrieb darunter:

Grüß mir, o! Vater Rhein, mein deutsches Vaterland!
Wir lieben's treu und fest, obwohl von ihm verbannt.

Dann nahm ich Abschied von den Freunden und stieg den zwei Stunden langen Stich nach Sennwald hinab. Das ist ein steiler Absturz, vor dem ich Jedermann warne, der nicht recht tapfre Kniee hat. Von Feldkirch herüber schallte die östreichische

Trommel, was mich jedoch nicht hinderte, in Sennwald recht gut zu schlafen.

Des anderen Morgens ging's rheinaufwärts bis Sarganz, wo die Straßen vom Bodensee, von Chur und von Zürich zusammentreffen. Die letztere war die meinige. Sarganz liegt auf der Wasserscheide des Rheines und des Wallenstadter See's. Ob es aber nicht eines Tages die Zwei ihre Vereinigung wird feiern seh'n, ist eine andere Frage. Wenigstens verräth der Rhein von Zeit zu Zeit eine entschiedene Neigung, sich den Umweg durch den Bodensee zu ersparen, und gleich hier bei Sarganz den kürzeren Weg durch den Wallenstadter und Züricher See einzuschlagen. Dieser Neigung steht nur ein 20 Fuß hoher, kaum 200 Schritt breiter Damm entgegen, während das Rheinbett sich von Jahr zu Jahr hebt. Auch wollen Geschichtschreiber aus Urkunden, Geologen aus dem Vorfinden von Rhein-Niederschlag in der Nähe von Sarganz schließen, daß der Rhein oder ein Arm desselben sich früher wirklich in den Wallenstadter See ergossen habe.

Das 4 Stunden lange, 1 Stunde breite Becken des Wallenstadter See's ist rings von hohen Gebirgen umschlossen. Am südlichen Ufer erhebt sich 7320 Fuß über das Meer der fast unzugängliche Mürtschenstock, ein Lieblingsaufenthalt der Gemsen. Von ihm fließen mehrere Waldbäche in den See, an deren Mündungen sich verschiedene Ortschaften angesiedelt haben. Nördlich aber wallt die blaue Fluth unmittelbar wider 2000 bis 3000 Fuß hohe und so steile Felswände, daß am ganzen Ufer nur für ein einziges Dorf Raum blieb. Er bietet einen stolzen Anblick von trotziger Schönheit, dieser Wallensee. Es weht Dich an wie Ritterthum und Mittelalter, und damit der Eindruck ein vollständiger werde, erheben sich, nordöstlich zwischen Dir und der alten Grafschaft Toggenburg, auch noch 7000 Fuß hoch über das Meer die Häupter der sieben „Kurfürsten". Wer denkt da nicht gleich an Kaiser und Reich? Das mag sich ein unbefangener Reisender auch ganz gerne gefallen lassen. In mir aber lebten die Erinnerungen aus der Paulskirche noch zu stark. Ehret die

Todten! Aber sich lebendigen Leibes von den Todten beherrschen zu lassen, das war Zuviel verlangt. Noch brannte mir das Hirn von jener fixen Idee eines zu erwählenden Kaisers, mit der man uns während 13 bitterer Monate unablässig gepeinigt hatte, und es war mir eine wahre Befreiung, zu erfahren, daß diese Kurfürsten mit Kaiser und Reich nicht das Mindeste zu schaffen hätten, daß man vielmehr Kurfirsten schreiben solle, von „kur“ — hoch und „First“ — Spitze. — Der Wallenstadter See steht mit dem Züricher See durch den etwa 4 Stunden langen Linthkanal in Verbindung. Die Ebene, welche dieser Kanal durchschneidet, wurde früher durch die wild aus dem Kanton Glarus hervorströmende Linth dermaßen überschwemmt, daß das ganze fruchtbare Land in Sumpf verwandelt wurde, aus welchem bösartige Wechselfieber menschenverscheuchend ihre Häupter erhoben. Da setzte Konrad Escher, Bürger von Zürich, im Jahre 1807 einen Tagsatzungsbeschluß durch, welchem zufolge die anarchische Linth gefaßt, zur Ordnung gebracht und in den Wallenstadter See abgeleitet, dieser letztere aber durch Anlegung des jetzigen Linthkanals mit dem Zürichsee in geregelte Verbindung gesetzt wurde. Dieser Kampf gegen die Natur dauerte bis zum Jahre 1822 und kostete etwa eine Million Schweizerfranken. Aber seitdem ist die ganze Ebene wieder fruchtbar geworden und ernährt zahlreiche Ansiedler. Die Ostspitze des Zürichsee's bietet noch nicht den rechten Gegensatz zum Wallenstadter See dar. Im Hintergrunde von den Glarner, Appenzeller und Toggenburger Gebirgen überragt, bietet sie einen großartigen aber noch wenig belebten Anblick. Dieser Character bleibt vorherrschend bis Rapperschwyl, wo eine 1350 gegründete, 12 Fuß breite, 4500 Fuß lange Brücke, auf 180 dreifachen Pfeilern von Eichenholz, geländerlos über den See führt, vielleicht die längste Brücke der Welt! Etwas mehr westwärts steigt aus dem See die kleine Insel „Ufnau“ empor, wo Ulrich von Hutten, von seinen Feinden verfolgt, durch die Verwendung seines Freundes Zwingli, Zuflucht und nach nur vierzehntägigem Aufenthalte — ein Grab fand. Auch ein Flüchtling, hauchte er hier im kräftigsten Man-

nesalter, nur 36 Jahre alt, seinen edlen Geist aus, der Beredte von Wort, der Tapfere von Schwert! Von da laß Dir noch ein festes: „Jacta est alea!“ entgegenklingen, und dann gieb Dich den neuen Eindrücken hin, welche Dich nun freundlich empfangen. Wie mit einem Schritte trittst Du aus dem Ritterthume in das Zeitalter der Industrie und des friedlichen Gewerbfleißes. Der Züricher See kann sich an Großartigkeit gewiß nicht mit dem Wallenstadter See messen; aber an Lieblichkeit der Landschaft kommt ihm kein anderer Schweizersee gleich. Auf beiden Ufern grüne Wiesen und gelbe Kornfelder, welche zu lachenden Weinbergen und Obstgärten sanft ansteigen, und rings von Berg und Wald gekrönt werden! Und welch' ein Menschenleben in dieser an sich schon belebten Natur! Hütte drängt sich an Hütte, Haus an Haus, dazwischen erheben sich überall weiße Villen und rauchende Fabrikgebäude, und Das geht immer so fort, zur Rechten und Linken, ununterbrochen, bis zur Stadt Zürich, welche mit Stolz sagen mag: Ich habe zwei vierstundenlange Vorstädte!

Zürich war früher befestigt, wie Genf; aber vor diesem, bereits in den dreißiger Jahren, hat es sich seiner steinernen Rüstung entkleidet, um sich die Glieder freier zu nützlicher Thätigkeit zu machen. Auch die Schweizer hatten ihre Zeiten blutiger Kämpfe von Kanton gegen Kanton, von Stadt gegen Stadt, von Partei gegen Partei. In dem Maße aber, in welchem sie in Entwickelung und Befestigung jener freiheitlichen Institutionen fortschritten, welche die glückliche Basis zu friedlicher Ausgleichung ihrer gegenseitigen Interessen bilden, in demselben Maße wich der wohlstandzerstörende Kampf der Einen gegen die Anderen dem wohlstandvermehrenden Kampfe Aller gegen die Natur. Maschinenbau, Seiden- und Baumwollenmanufactur bilden die Hauptindustriezweige Zürich's. Viele Familien verbinden Ackerbau mit Gewerbfleiß oder Gewerbfleiß mit Ackerbau, und der Bundesrath Franscini schätzt in seinen statistischen Angaben das Gesammt-Eigenthum der bloßen Ouvriers Zürich's auf 27 Millionen Franken, so daß durchschnittlich 3900 Fr. auf

den Kopf kommen. Die alten Festungswerke haben den großartigen Gebäuden des Kantonsspitals, des Waisenhauses, der Blinden- und Taubstummen-Anstalt, der Kantonsschule, dem botanischen Garten Platz gemacht, ganze Stadttheile haben sich neu gebildet, kurz Zürich hat seit Schleifung seiner Festungswerke einen solchen Aufschwung genommen, daß es die schönste, blühendste und gewerbfleißigste Stadt der deutschen Schweiz genannt zu werden verdient. Gewerbfleiß und fortschreitender Wohlstand gehen gern Hand in Hand mit der Reformation, und so findest Du auch Zürich zum größten Theile von Reformirten bewohnt. Hier hielt Zwingli während 12 Jahren seine gewaltigen Predigten, und Du kannst noch in der Stadtbibliothek seine griechische Bibel, mit Randbemerkungen von seiner eigenen Hand, und im Zeughause die Streitaxt sehen, mit welcher kämpfend er in der Schlacht bei Cappel fiel. — Auch durch musterhafte Lehranstalten zeichnet sich Zürich aus. Aus ihnen gingen Männer wie Bodmer, Geßner, Lavater, Pestalozzi und viele Andere hervor, welche überall mit gebührender Achtung genannt werden. Dies geistige Leben, dessen Mittelpunkt eine blühende Hochschule, hat ihm den Namen Schweizer-Athen eingetragen. Auch das neue eidgenössische Polytechnicum, welches vorläufig an die Stelle der beabsichtigten eidgenössischen Universität getreten, wird in Zürich seinen Sitz haben, und wenn in besseren Zeiten die eidgenössische Universität selbst einmal eine Wahrheit werden wird, so wird Sparta-Bern, welches sich den Sitz der Bundesgewalten vorbehalten hat, wohl dem heiteren Zürich als geistigem Mittelpunkte der Schweiz den Vorrang lassen.

Ich hielt mich nur kurze Zeit in Zürich auf; aber den Uetli-Berg, welchen die Züricher auch den „kleinen Rigi" nennen, wollte ich doch nicht versäumen. Er ist ein Vorberg der sich auf dem linken Seeufer hinziehenden Albis-Kette und erhebt sich 1523 Fuß über den See, 2792 Fuß über das Meer. Man befindet sich nicht so im Herzen der Alpenwelt wie auf dem wirklichen Rigi. Der Eindruck ist weniger anstürmend, weniger

überwältigend, aber grade deshalb dem Neuling besonders zu empfehlen. Die Entfernung vereinfacht den Ueberblick, der Genuß ist leichter, ruhiger, aber doch großartig. Im Osten schweift der Blick in großem Bogen von den Appenzeller Gebirgen über den Glärnisch, die Mythen, Klariden, den Tödi, die Windgelle, den Titlis und viele andere ehrwürdige Häupter von braunen und weißen Scheiteln bis zu den Schneeriesen des Berner Oberlandes; westlich beherrschest Du vom Bieler See bis über Aarau hinaus die Kette des Jura, über welche noch einzelne Gipfel der Vogesen und des Schwarzwaldes in weichen Umrissen herübergrüßen. Und unten zu Deinen Füßen breitet sich dann der krystallblaue Spiegel des See's mit seinen lachenden Ufern voll heiteren Grüns und fruchtbaren Gelbs, durch welches sich die zahllosen Ortschaften der Mutterstadt entgegendrängen, die mit ihren Kuppeln und Thürmen die lieben Kinder freundlichstolz überblickt. Nordwestlich strömt die Limmat, die Stadt in zwei Hälften theilend, lebendig aus dem See hervor und strebt in silberblauem Streifen dem Rheine entgegen. Dort unten bei Dietikon und den nördlich von Zürich gelegenen Höhen hat Massena im September 1799 gegen den russischen General Korsakoff einen glänzenden Sieg erfochten, den einzigen Erfolg, welchen die sonst überall unterlegene französische Republik dem aus Egypten zurückkehrenden Bonaparte aufzuweisen hatte. Der östreichische Kriegsrath, eifersüchtig auf die Lorbeeren Suwarow's in Italien, hatte beschlossen, daß derselbe sich nach der Schweiz begebe, um mit Korsakoff zusammenzuwirken, während der bisher mit Korsakoff vereinigt gewesene Erzherzog Karl an den Rhein beordert wurde. Da griff Massena, nach der Abreise des Erzherzogs Karl und vor der Ankunft Suwarow's, seinen Gegner Korsakoff an, und schlug ihn dermaßen, daß dem tapfern Suwarow, nach seiner berühmten Erzwingung des Gotthardpasses und nutzlosem Verluste von 8000 Mann, Nichts übrig blieb, als sich unverrichteter Dinge und fluchend über den Pragel nach Glarus und dem Rheinthale zu-

rückzuziehen. Die Spuren dieses denkwürdigen Marsches werden wir später wiederfinden.

Vor meiner Abreise von Zürich sollte ich noch einen Eindruck empfangen, dessen Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag lebendig in meinem Gedächtnisse fortleben. Um jene Zeit hatte der schweizerische Bundesrath bereits die Ausweisung der militairischen und bürgerlichen Häupter des badischen Aufstandes verfügt, um den deutschen Regierungen einen Beweis seiner nachbarlichen Gesinnung zu geben. Gleichzeitig aber war, den drohenden Massen der an den Landesgränzen angesammelten Truppen gegenüber ein Aufgebot zu den Waffen durch die ganze Schweiz ergangen, um die alte Unabhängigkeit nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu vertheidigen.

Eines sonnigen Morgens saß ich am Quai; ich ließ meinen Blick träumerisch ostwärts schweifen, über den krystallhellen See, an den freundlichen, gewerbreichen Ufern vorbei, bis zu den fernen Alpen, welche sich im reinsten Azur eines wolkenlosen Himmels sicher abzeichneten und aus denen die Senioren von sechs Kantonen brüderlich herüberwinkten. Da weckte mich plötzlich Trompetenklang aus meinen Träumen. Es war ein Militairaufgebot, welches, dem Rufe des Bundesraths Folge leistend, durch die Stadt marschirte, um sich mit den übrigen Eidgenossen zu vereinigen, — Fußvolk und Reiter, welchen grobes Geschütz mit rasselnder Wucht über das Pflaster nachrollte, voran die eidgenössische Fahne mit weißem Kreuz in rothem Felde. Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber der warme Blutstrom schlug mir wie eine Flamme in's Gesicht. Ich kam aus dem Lande der stehenden Heere; ich hatte bessere Militairmusik gehört als diese; ich hatte größere, glänzendere, strammer einexercirte Truppenmassen gesehen als diese; aber solche Bewegung hatte ich noch bei keinem militairischen Schauspiele empfunden. Ich hatte selbst die militairische Laufbahn vom Gemeinen bis zum Landwehroffizier durchgemacht; ich hatte sie alle durchgekostet die kleinen Reize des Soldatenstandes, vom Schildwachstehn vor Häusern, drin schöne Mädchen wohnten, bis zu dem nachlässig

sicheren Auftreten in Epaulett, Schärpe und Degen, die, nach dem souverainen Urtheile sachverständiger Richterinnen, den Mann auch viel besser kleiden als die schwarze Robe mit weißem Bäffchen. Ja, wenn wir manchmal sonnenverbrannt und staubbedeckt von unseren Herbstmanoeuvren zurückkehrten, wenn rauschende Musik uns einholte und in die Stadt geleitete, wenn alle Fenster aufflogen, wenn Alt und Jung, besonders aber die lieben Mädels, freudig erröthet, auf uns herabschauten, dann war mir manchmal, als wenn sich etwas Besseres, Höheres in mir regte. Aber die Empfindung sank bald wieder zurück. Die innere Spaltung war stets zu groß; zwischen meinem politischen Ideal oder auch nur meinen nüchternsten politischen Ansichten und dem Systeme, dem ich diente, war ein zu großer Abstand. Ich mußte mir sagen, daß ich jeden Tag in die Lage kommen könnte, gegen mich selbst zu fechten, und Selbstironie fraß das Pathos der Vaterlandsvertheidigung alsbald wieder weg. — Das kleine Häufchen Schweizer in Waffen aber, das ich hier in Zürich sah, diente politischen Grundsätzen, welche meiner Ueberzeugung entsprachen, und deshalb ergriff mich ihr Anblick tiefer als die glänzendsten militairischen Schauspiele, die ich jemals gesehen. Ja! der Soldatenstand ist und bleibt ein schöner. Eine bestimmte Ueberzeugung haben, ist schön; diese Ueberzeugung frei und muthig aussprechen, ist noch schöner; aber für diese Ueberzeugung auch fest eintreten mit seiner ganzen Männlichkeit, nicht bloß mit Geist und Wort, nein auch mit Hand, Herz, Leib und Leben, — das ist die höchste Empfindung, deren die Menschenbrust fähig ist. Dies ist der edlere Grund der unwiderstehlichen Anziehungskraft, welche militairische Schauspiele auf das Volk ausüben; daher das Zuströmen von Mann und Weib, von Jung und Alt, wenn die Trommel erschallt! — Wende Dich nur ab, Du ernster Mann, Du strenger Freund der Freiheit! Schelte sie nur „Unterdrücker“ oder gar „verthierte Söldner“! Sieh! ich wechsele nur ihre Fahne; statt gegen Deine Ideale lasse ich sie nur für dieselben marschiren, und — sei aufrichtig! — sofort fliegt der begeisterte Pulsschlag der

Sympathie auch durch Deine Adern, und die „verthierten Söldner“ werden zu Vertheidigern des Vaterlandes, zu Helden der Freiheit. Und so ist's auch ganz recht; was unserer Ueberzeugung zuwiderläuft, sollen wir abstoßen, was ihr entspricht, dem sollen wir uns zuwenden. Nur müssen wir, wollen wir gerecht sein, noch einen Schritt weiter thun. Die Rechtfertigung und Schönheit eines Menschen vor sich selbst hängt von seiner eigenen Ueberzeugung ab, und nicht von der unseren. Pectus facit jurisconsultum, sagen die Juristen. Das ist so wahr, daß es nicht nur auf den Juristen, sondern auf den Menschen überhaupt anzuwenden ist. Ja! das Herz macht den Mann. Das müssen wir im Royalisten anerkennen wie im Republicaner. Wird's uns auch sauer, wir können nicht anders. Dafür aber dürfen wir unsere Bedingungen um so strenger stellen. Seine Ueberzeugung sei eine aufrichtige, volle, ungetheilte; er liebe seinen König und was dieser ihm vertritt, in Wahrheit und aus Seelengrund; er liebe ihn mehr als seine Braut; er liebe ihn, wie wir die Freiheit lieben und unser politisches Ideal! — Liebt er ihn nicht so, dann erkennen wir ihn nicht als ebenbürtig an, so können wir ihn verurtheilen. Verurtheilen? — Wozu? — Dazu, daß er nicht mehr Freudigkeit und auch nicht mehr Kraft in seinen Beruf mitbringe, als aus einer gespaltenen und zweifelzerfressenen Seele zu entspringen vermag. Wollten wir ihn zu Weiterem verurtheilen, so kämen wir wegen der Vollstreckung in Verlegenheit. Unser Verdict vollstreckt sich von selbst.

Ich sehe Dich, o Elihu Burrit, mit dem Oelzweig winken, der für mich zur Strafruthe zu werden droht. Und doch bin ich ein aufrichtiges Mitglied der unsichtbaren Kirche des Friedens. Nur habe ich mein eignes Glaubensbekenntniß. Ich will Niemanden meine Ueberzeugungen aufzwingen. Das soll man nicht; man kann es auch nicht. Ich will dieselben nur auf geistigem Wege geltend machen und nach bestem Wissen und Vermögen in meine Zeit hineinzuringen suchen. Wenn aber eine Zeit so beschaffen wäre, daß die überwiegende Mehrheit von der

Wahrheit und beglückenden Kraft einer Lehre überzeugt wäre, soll dann diese überwiegende Mehrheit immer noch in den Gränzen rein geistigen Wirkens verharren, und die Beherrschung und Bedrückung durch die ihnen entgegenstehende Minderheit so lange erdulden, bis der letzte Esel oder Hallunke überzeugt ist? — So verstehe ich selbst das Christenthum nicht. Freilich hieß der Herr im Garten zu Gethsemane den hitzigen Petrus sein Schwerdt einstecken; was mocht's auch fruchten, wenn der Apostel dem Diener des Hohepriesters auch noch das andere Ohr abgehauen hätte? Die Christen waren damals nur noch ein kleines Häuflein und so starb ihr Führer als Märtyrer am Kreuze mit jener milden Ironie, welche nur die höchste seelische Ueberlegenheit zu verleihen vermag: „Herr! verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun“. — Aber der Stifter der christlichen Religion konnte weder glauben noch wollen, daß dieses Schwerdt ewig in der Scheide stecken bleibe, daß die Christen die Herrschaft und Verfolgung ihrer Feinde so lange erdulden sollten, bis der letzte Heide sich bekehrt habe. War er doch auch „mit dem Schwerdte gekommen!“ Wäre es nur nie anders als zum Schutze der reinen Religion des Friedens, nie anders als in ihrem Geiste gezogen worden, — dieses Schwerdt! Wir ständen dann jenem milden Reiche näher, das uns seit Jahrtausenden verheißen ist, in welchem der Kampf nur noch ein Kampf gegen die Natur sein wird, während die Menschen untereinander „verständnißinnig“ verkehren werden, durch innere Bildung vom äußeren Gesetze befreit, wie die harte Schale der Frucht abfällt, wenn der innere Kern gereift ist.

Wollt Ihr aber wissen, wo man diesem Frieden am Nächsten ist, so schaut hierher nach der kleinen Schweiz. Unter ihrer Mehrheitsregierung und dem friedlichen Spiel der ihr entsprechenden Institutionen entgeht sie, unwesentliche Störungen abgerechnet, dem blutigen Wechsel gewaltsamer Revolutionen und Reactionen. In kurzen Fristen erfolgt die regelmäßige Erneuerung aller Gewalten durch das allgemeine Stimmrecht nach dem Willen der Mehrheit, ohne kostspielige Zerstörung von Menschen

durch Menschen, ohne Lähmung von Handel, Wandel, Wissenschaft und Kunst. Und für den Fall, daß, unter besonderen Umständen, die öffentliche Meinung sich rascher umwandelte, als innerhalb der regelmäßigen Erneuerungsfristen der Volksvertretung und öffentlichen Gewalten, sind in neuerer Zeit den meisten Constitutionen noch besondere Sicherheitsventile eingefügt worden, durch welche sich die veränderte öffentliche Meinung jederzeit friedlichen Ausgang verschaffen kann, ohne die Staatsmaschine gewaltsam auseinanderzusprengen. Wozu hier gewaltthätige Revolutionen? Alle paar Jahre hast Du die Möglichkeit, Deine Ueberzeugung friedlich zur Herrschaft zu bringen, wenn die öffentliche Meinung für Dich ist. Ja für den Fall, daß eine übergroße Mehrheit gegen die alte Gewalt auf Deiner Seite stünde, hast Du sogar, in den Bestimmungen über Verfassungsrevision und außergewöhnliche Erneuerung der Volksvertretung von Unten auf, ein friedliches Mittel, jederzeit nützliche Veränderungen in's Leben zu rufen.

Wie kommt es aber, daß nicht von Zeit zu Zeit ein Herrschsüchtiger sich eine bewaffnete Minderheit zusammenrafft, um damit den Willen der Mehrheit gewaltsam aus dem Felde zu schlagen, und sich, gestützt auf seine Bajonette, zum dauernden Herrscher aufzuwerfen? — Weil eine solche bewaffnete Minderheit es nicht mit einer unbewaffneten, sondern mit einer *bewaffneten Mehrheit* zu schaffen hätte. In der Schweiz ist Jedermann wehrhaft; deshalb gehört in ihr, ohne Mitwirkung äußerer Umstände, ein wirksamer Staatsstreich zu den Unmöglichkeiten. Wohl gibt's auch in der Schweiz Söldnernaturen, ebensogut wie anderwärts. Aber auf Schweizerboden ist kein Raum für deren Abentheuer. Söldner sind gezwungen, ihr sündiges Brod *auswärts* zu suchen, und grade dieser Umstand, den man der Schweiz so oft zum Vorwurfe macht, ist der beste und sicherste Beweis für die Vorzüglichkeit ihrer Institutionen. Die Basis von Allem, — Das merke Dir wohl! — ist also die *allgemeine Wehrhaftigkeit*. Diese ist eine bessere Garantie des Friedens als alle Oliven- und Palmwälder der Welt.

Wie mögen nur verständige Männer sich eines schönen Tages zusammensetzen und allen Ernstes ein Verbot gegen das Spielen der Kinder mit hölzernen und bleiernen Soldaten erlassen? — Als die physische Kraft und Wehrhaftigkeit aus Griechenland und Rom gewichen waren, da standen diese Reiche, trotz aller gewonnenen Bildung, trotz aller gesammelten Reichthümer, am Vorabende ihres Falles. Und wir wollten unsere Jugend sogar vor dem bloßen Anblick der Wehrhaftigkeit bewahren, wir wollten in ihr jede Regung zur Mannhaftigkeit und Kraft unterdrücken, damit sie zur kläglichen Beute des ersten besten Haufens werde, in welchem die humanen Bestrebungen des europäischen Friedensvereines noch nicht zum Durchbruch gekommen wären? — Nein! machen wir's lieber wie die Schweizer, verbieten wir unseren Kindern nicht nur nicht, mit Soldaten zu spielen, nein! stellen wir sie selbst in Reih' und Glied und lehren wir sie von Kindesbeinen auf, sich ihrer Haut männiglich zu erwehren. Die gesellschaftliche Harmonie kann nur das Ergebniß des Gleichgewichts aller Kräfte, nicht aber der allgemeinen Schwäche mit willkürlichen Soldatenprocenten sein.

Drittes Kapitel.

Bern. Das Vogt'sche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzstein in Thierachern. Die Nachricht von Trützschler's Erschießung. Zur Characteristik Trützschler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoristische Grundrechte. Zur Characteristik Raveaux's.

Von Zürich fuhr ich per Eisenbahn nach Baden im Kanton Aargau, und von dort, ohne Aufenthalt, durch den fruchtbaren Sommer nach Bern. Ich war sehr gespannt auf die Berner Hochalpen. Dort müssen sie ja wohl liegen, sagte ich oben auf den Höhen vor Bern zu mir. Aber ich sah Nichts vor mir als Wolken. Oder sollte ich mich irren? Wären diese vermeint-

lichen Wolken etwa Schneeberge? Doch so hoch können sie wohl nicht sein. Da bildeten sich gegen Abend in den Wolken ein Paar Risse, durch welche zwei Berghäupter mit scharfen Scheiteln hervorbrachen. Sie waren doch so hoch und machten mir nun einen um so schwindelnderen Eindruck, als sie da oben ganz einsam schwammen, von den Bergleibern durch tiefer gelagerte Wolkenmassen vollständig getrennt.

Mein erster Gang in Bern war natürlich zur Familie Vogt. Dort erfuhr ich von meiner Parlamentsfreundinn Louise, daß ihr Bruder Carl mit Nauwerk, Raveaux, Itzstein und Anderen noch im Berner Oberlande sei. —

Welches Mitglied der großen Familie des Fortschritts, Flüchtling oder Vergnügungsreisender, Radicaler oder Liberaler, wenn nur von gutem Gewissen, ist in Bern gewesen, ohne das Vogt'sche Haus zu besuchen? Die niedrige Eingangsthür, rechts eine hölzerne Bank, die unscheinbare Front sind eben nicht vielverheißend; auch die Treppe ist noch hinlänglich dunkel und eng; aber um so heller und freier ist's oben, in Wohnung und Menschen. Auf der Rückseite des Hauses, hoch über der Aare, befindet sich ein hölzerner Balkon. Dort that sich mir zuerst die Berner Alpenwelt in ihrer ganzen Herrlichkeit auf. Zunächst unten die blaue Aare, gegen ein Wehr brausend, jenseits das hellgrüne „Schwellenmättli“ mit einer hübschen Baumgruppe; nach dem Mattengrün tieferes Waldgrün, doch nur erst von Buchen und Eichen; dann weiterhin aufwärts dunklerer Tannenwald; noch höher hinauf braunes Gebirge, und über dem Ganzen in ewigem Schnee die Alpen! — Ich habe später noch manche Berge gesehen, ich stand vor dem Monte Rosa, ich stand vor dem Montblanc, freilich vor jedem derselben nur ein einziges Mal und dazu bei mangelhaftem Wetter. Aber ich sah doch immerhin Einiges, und es war mir, als wenn, sähe ich selbst Alles, ich dem Berner Oberlande doch den Vorzug geben würde. Ich weiß nicht, ist's vorgefaßte Neigung, die ja blind macht, oder reicht mein Fassungsvermögen nicht aus, — gewiß ist, daß ich einen so einheitlichen, harmonischen und doch auch wieder im

Einzelnen so characteristischen Eindruck, wie von den Berner Alpen, nicht wieder empfangen habe. Sie vereinen sich zu einem geschlossenen Ganzen von erhabener Schönheit, und doch bewahrt auch wieder jeder einzelne Berg seine Eigenthümlichkeit von besonderem Reize. Jeder trägt sein Theil zum gewaltigen Eindruck des Ganzen mit bei, aber keiner geht darin unter. Es ist nicht bloß ein Gewimmel verschiedener Spitzen, nein! fast jeder Einzelne reißt sich individuell ab, vom Scheitel bis tief herab zur Sohle. Weckt nicht schon jeder einzelne Name, „Jungfrau“, „Mönch“, „Schreckhorn“, „Finsteraarhorn“, „Blümli'salp“ durch Wortsinn und Sylbenklang eine besondere Vorstellung? Und doch stehen sie gegenseitig in innigster Beziehung. In der Mitte thront als Königinn von Allen, strahlend vom Lichte der Schönheit, die hohe Jungfrau, in den reinsten Schneegewändern und Gletscherbändern, die von den edelsten Formen geschwellt sind; ihr zur Seite rechts steht der Mönch, nicht ohne Leben und Reichthum, aber zur Entsagung gezwungen nicht bloß durch Gelübde, sondern auch durch das Schreckhorn und Finsteraarhorn, welche unablässig finsterdrohend herüberschauen. Das Finsteraarhorn hat aber nicht bloß seine finstere Seite; wie schon aus dem bloßen Worte ein heller Ton hervorklingt, so hat es wirklich auch eine helle Fläche, welche der Jungfrau zugekehrt ist. Diese ist vom reinsten Schnee bedeckt, ganz fleckenlos; sie glüht am tiefsten und längsten, wann der Abend naht und die Sonne hinter den Jura hinabsinkt. — Das Finsteraarhorn, der höchste Berg der ganzen Gruppe, erhebt sich noch um 410 Fuß über die Jungfrau, bis zur Höhe von 13,280 Fuß über dem Meere. — Auf der anderen Seite der Jungfrau steht die Blümli's-Alp! — Ja, auf deren breitem schwellendem Rücken wäre wohl Platz für Blümli genug, wenn nur nicht Alles verschneit und vergletschert wäre. Wie Das gekommen, Das will ich Euch erzählen. Dort also, wo die Blümli's-Alp ihre schneeigen Scheitel erhebt, grünte vor Zeiten eine saftige, würzige Alp, wie weit und breit keine zu finden war. Darauf hauste ein Senne, der sich durch den Ueberfluß zu Verschwendung und schnöder Unthat verleiten ließ.

Seiner Lieblingskuh kaufte er ein rothes Halsband mit silberner Glocke und nährte sie mit den seltensten Kräutern; seiner Geliebten schenkte er die kostbarsten Kleider von Sammt und Seide und baute ihr Treppen von eitel Butter und Käse. Seine alte Mutter aber, die ihn warnte und auf den Weg der Sparsamkeit und Tugend zurückzuführen suchte, stieß er schnöde aus dem Hause. So lebte er in Saus und Braus, bis das Maaß der Sünde voll war. Da erschien eines Tages unter Blitz und Donner der Berggeist, packte ihn im Genick und stürzte ihn in den schwindelnden Abgrund. Gleichzeitig verwandelte er, zu ewiger Warnung vor solchem Mißbrauch der edeln Gottesgaben, die fruchtbare Alp in öden Fels, und dort, wo sonst die saftigsten Gräser und würzigsten Blumen sproßten, ist jetzt Alles verschneit und vergletschert. Der Schauplatz dieser Ereignisse heißt aber, in Rücksicht auf seinen früheren Zustand, noch heute die „Blümli's-Alp". — Ich darf dem Leser nicht verschweigen, daß die Sage in dem Reisehandbuch von Escher (Seite 161) an einen anderen Ort, in das jetzt „Aareboden" genannte Thal zwischen dem Grimselhospiz und dem Unteraargletscher verlegt wird. Vergleiche auch das Reisehandbuch von Baedeker Seite 125. — Aber von dieser anderen Blümli's-Alp erfährt der Reisende kaum Etwas, und mir erzählte man die Sage von der allbekannten Blümli's-Alp in der Berner Alpenkette. Alles das sieht und erfährt man auf dem Vogt'schen Balkone. Stockreactionairen und Liberalen von schlechtem Gewissen zum Troste sei übrigens bemerkt, daß die Aussicht ohngefähr dieselbe ist wie die von der, aller Welt zugänglichen Münsterterrasse. Wir aber, die wir unseren Kaffe bei Vogt's nehmen, haben, außer der freundlichen Umgebung durch die lebendige Familie, noch außerdem den Vortheil, dort Alles anzutreffen, was sich von Virtuosen, Künstlern, Gelehrten oder sonst irgend bemerkenswerthen Menschen in Bern grade aufhält. Medicin, Jurisprudenz, Naturwissenschaften, Malerei, Musik, Alles ist im Hause vertreten, und so hat die Familie viele Berührungspunkte. Den älteren Bruder Carl's, den Fürsprech Emil, hat man,

seines ausgezeichneten Klavierspieles wegen, Vierschock getauft, um anzudeuten, daß er Dreischock übertreffe. Hast Du auf Deinen Bergreisen den Faden der Weltereignisse verloren, so kannst Du ihn hier gleich wieder anknüpfen. Ueber Kunst, Wissenschaft, Politik, über die Schweiz wie über das Ausland hörst Du hier stets ein freies, verständiges Urtheil. Wenn wir Flüchtlinge manchmal etwas Ueberspannung hineinbrachten, dann führte uns Papa Vogt mit Ruhe und Wohlwollen auf die Natur der Sache zurück, die ihre eignen oft langen und langweiligen Wege wandle und nicht die kurzen Wege unserer Ungeduld. — Ich werde hier nicht erzählen, daß Frau Vogt eine geborne Follen ist, welche noch heute für den Ruf ihrer Schönheit gültiges Zeugniß ablegt; ebensowenig, daß Vater Vogt ebenso geschätzt ist am Krankenbette wie auf dem Katheder. Das ist bekannt. Aber ein Paar spezielle Fingerzeige kann ich dem Besucher des Vogt'schen Hauses noch geben, die ihm von practischem Nutzen werden können. Ladet man Dich zu Tische ein, so versäume nicht, die Einladung anzunehmen. Du setzest Dich an einen großen, runden, ganz eigenthümlichen Tisch. Die Speisen und Weine werden ein für alle Male darauf gesetzt, und gelangen, ohne alles Hinüber- und Herüberreichen, ja ohne auch nur ihren einmal eingenommenen Standort zu wechseln, der Reihe nach unmittelbar vor Dich hin, so daß Du Dich nach Herzenslust bedienen kannst. Mit Tischrücken und Tischklopfen hat dieser Tisch gar Nichts zu schaffen; er braucht zu seinen natürlichen Wundern nicht erst durch Händeauflegen befähigt zu werden. Die runde Tischplatte ist nämlich auf den sie im Centrum tragenden Fuß so eingelassen, daß sie sich auf einen leisen Ruck horizontal im Kreise herumbewegt. Um diese bewegliche Mittelplatte ist ringsum ein unbeweglicher Rand angebracht, welcher grade breit genug ist, um die Couverts drauf zu legen. — Wieder ein Sieg über die träge Natur. Statt Dich um der Speisen wegen in Bewegung zu versetzen, müssen sie sich für Dich bewegen. „Noch ein Stückchen Braten gefällig?“ fragt die freundliche Frau Wirthin, gibt der Tischplatte einen leisen Ruck, und sofort steht der

Braten braunlächelnd vor Dir. Das schließt nicht aus, daß Du auch selbst die Initiative ergreifest, was ich Dir besonders einem gewissen Schinken gegenüber anrathe, welchen Vater Vogt mit solcher Geschicklichkeit selbst zubereitet, daß er dem besten westphälischen Schinken in Nichts nachsteht, ein Umstand, der in Bern nicht ohne Erheblichkeit ist, da man die Schinken zum Rohgenusse dort nicht recht zuzubereiten weiß. — Auch wenn man Dir nach Tisch eine Cigarre anbietet, so schlage sie ja nicht aus, selbst wenn Du sehr gute bei Dir führtest. Sie könnte direct von den Antillen herstammen, wo eine ältere Tochter des Hauses an einen reichen Plantagenbesitzer verheirathet ist. Von daher kommen manchmal Kistchen köstlichsten Inhaltes, aus welchen Dir alle Wohlgerüche des Orients entgegenduften. Ich war so glücklich, eine solche Cigarre aus der eigenen Hand dieser Tochter zu erhalten, welche damals in Europa auf Besuch war, und konnte mich bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß der hohe Ruf ihrer Schönheit die Wirklichkeit nicht im Mindesten überbietet. — Es gibt eine Freundschaft, die warm auf Dir lastet wie schwüle Mittagshitze; von dieser Art ist die Vogt'sche Freundschaft nicht, vielmehr geht stets ein ironischer Zephyr durch's Haus. Du kommst nicht zum Einschlummern, z. B. auf Deinen Lorbeern, sondern wirst stets hübsch wach erhalten. Ja, von Carl hat man sogar gesagt, sein schlechtester Witz sei ihm lieber als sein bester Freund. Sofern das weiter Nichts heißen soll, als daß er die Spitzküglein, die ihm in der Zunge prickeln, auch gerne losbrennt, mag es dahin gestellt bleiben. Sofern ihm aber dadurch die Fähigkeit zu werkthätiger Freundschaft abgesprochen werden sollte, ist es grundfalsch. Ich kenne Keinen unter uns Allen, der mehr geholfen hätte, wo es Noth that, mit Rath und That; mit erfinderischem, nützlichem Rathe, welcher Manchem wieder auf den Weg zu eignem Erwerbe verhalf, aber auch mit der That, aus eigner nicht zu voller Tasche; denn er lebt nicht von seinen Renten, sondern von seiner täglichen Arbeit. — Vater Vogt saß, trotz seiner stark besetzten Zeit, im Flüchtlings-Unterstützungscomité; die Familie war mit mehreren

Mitgliedern der damaligen Berner Regierung nah befreundet; so wurde das Haus ein wahres Asyl für die gesammte Flüchtlingsschaft. Die Einen fanden dort Anregung und Unterhaltung, die Anderen Rath, Hülfe und Trost. Gab ja doch das würdige Ehepaar das Beste, was es zu vergeben hatte, seine Tochter Louise, zuletzt einem Flüchtling. Hans Kudlich — nicht unser Parlaments-Kudlich, sondern dessen jüngerer Bruder, jüngstes Mitglied des Wiener Reichstages, an dessen Name sich die bedeutendste östreichische Reform anknüpft, welche die Reaction überlebt hat, die bäuerliche Grundentlastung, — Hans Kudlich hatte, ziemlich entblößt, Aufnahme im Vogt'schen Hause gefunden und verliebte sich in die Tochter Louise. Aber was hatte er, was war er? Er hatte noch nicht einmal seine juristischen Studien beendet, und hätte er sie beendet gehabt, was hätte es ihm gefruchtet? Die Rechtswissenschaft ist an die Scholle gebunden. Er beschloß daher, sich einer kosmopolitischen Wissenschaft zuzuwenden, sattelte um, studirte Medicin an der Hochschule zu Bern und Zürich, und erwarb sich in kurzer Zeit alle medicinischen Grade. Darauf bat er um die von anderer Seite nicht unbestrittene Hand Louisen's, welche ihm bewilligt wurde. Aber siehe da, es fehlten ihm alle Papiere, ohne welche auch in der Schweiz jede Trauung unmöglich ist, die bloß bürgerliche sogut wie die kirchliche. So wäre er also durch seine revolutionairen Sünden nicht bloß zum Exil, sondern mittelbar auch zum Cölibate verdammt? — Da lud sich der Vater Vogt eine Anzahl ehrenwerther Freunde ein, nahm die Brautleute bei der Hand, legte die beiden Hände ineinander und sagte: „Da habt Ihr Euch und obendrein meinen väterlichen Segen!" — Nicht wahr, das ist eine schöne Anarchie? Nur stille! Wir kennen Eure Ordnung. Die Beiden werden in America leicht nachnehmen, was ihnen an äußeren Formen fehlt. Wer heilt aber Eure inneren Schäden? —

Unterdessen wimmelte es in Bern von Flüchtlingen in Uniformen, Blousen und allen möglichen Costümen. Die Berner hatten auf eine erste Aufforderung eine Summe von etwa 6000

Schweizerfranken zusammengebracht; die Regierung hatte mit der Einkasernirung der Massen begonnen, aber es herrschte noch vielfache Noth, worüber ich sofort nach Deutschland schrieb. Auch Anderes bekam man zu sehen und zu hören, was grade nicht zu Erweckung von Sympathieen geeignet war: Leute, die noch hier ihre Wichtigkeit zu behaupten suchten, Generale, stets von mehreren Adjutanten gefolgt, Gelbschnäbel, welche mehrere Regimenter zugleich commandirt haben wollten, prahlerisches Geräusch und Zank an öffentlichen Orten, worüber die nüchternen, reellen Schweizer allmählig die Köpfe zu schütteln begannen.

Von meinen näheren Freunden fand ich noch keinen einzigen in Bern; die meisten waren noch im Berner Oberlande. Ich hatte noch nicht gelernt, die Einsamkeit zu ertragen, und wenn ich des Abends so auf der Münsterterrasse saß und meinen Blick nach den Alpen hinschweifen ließ, welche im Abendgolde glühten, dann bekam ich Sehnsucht nach den Freunden. Drum auf und in's Oberland!

Vorerst begab ich mich nach „Thierachern“, einem kleinen Orte auf dem linken Ufer der Aare, ein Stündchen westwärts von Thun. Dort, auf dem Gute des schweizerischen Nationalrathes Carlen, wohnten damals Itzstein und Raveaux, „zwischen Thun und Nichtsthun“, wie Letzterer scherzend zu sagen pflegte. Es war ein stiller, schöner Aufenthalt, inmitten grüner Wiesen, welche von mehreren Bächen durchmurmelt und meist von Aepfelbäumen beschattet wurden, deren Früchte schon rothe Backen bekamen. Ganz nahebei begann Wald und südlich vor uns zeigten sich in kurzer Entfernung die beiden äußersten Vorposten der Hochalpen, das kegelförmige Stockhorn, das je nach Deinem Standpunkte die verschiedensten Gestalten annimmt, bald eines harmlos sich abdachenden, bald eines schroff abstürzenden, bald sogar eines toll überhängenden Berges, — und, ihm gegenüber, auf dem andern Ufer der Simmen, die unwandelbare, charactervolle Pyramide des Niesen, welcher rings als Wetterprophet verehrt wird, gleich dem Pilatus am Vierwaldstättersee. Auf den breiten Flächen dieses soliden Bergleibes

ging des Abends der den Sonnenuntergang begleitende Farbenwechsel aus dem Roth in's Rostbraun und aus diesem letzteren in's duftige Abendblau mit einer Bestimmtheit und Kraft vor sich, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. Noch war das Blau nicht verschwunden, da gingen, zwischen Stockhorn und Niesen einerseits und dem Brienzer Grat andrerseits, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und andere Schneegipfel in hellem Orangegold auf. — Zwischen Stockhorn und Niesen hervor strömt die Simmen, vereinigt sich mit der aus einem anderen Thale hervorströmenden Kander und fällt dann mit dieser in den Thuner See. Früher wurde die Kander durch den zwischen ihr und dem Thuner See sich aufrichtenden Strättlinger Hügel gezwungen, ihren Lauf am See vorbei in nordwestlicher Richtung fortzusetzen, so daß sie unterhalb Thun in die Aare fiel. Durch die Masse von Steingeschieben und Schlamm, welche sie mit sich führte, hatte sie aber nach und nach eine große Strecke fruchtbaren Landes in Sumpf verwandelt. Da ließ die Berner Regierung den Strättlinger Hügel durchstechen und den Fluß durch einen 3000 Fuß langen, 272 Fuß breiten Kanal in den See ableiten. Dies erfuhr ich von Raveaux auf einem unsrer Spaziergänge, da ich plötzlich mit dem Ausrufe stehen blieb: „Ei! sollte man nicht sagen, da sei früher ein Fluß geflossen!“ — „„Da floß auch früher ein Fluß; das ist das alte Kanderbett!““ entgegnete er, setzte mir den Sachverhalt auseinander und schloß mit den Worten: „Sieh! die Schweiz ist ein kleines Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; sie hat weder Gold- noch Silberbergwerke und wenig fruchtbare Ebene; und doch unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen Wohle erheischt wird.“ — Soweit als eines Tages Papa Itzstein meinte, haben es aber die Schweizer doch noch nicht gebracht. Eines Morgens fuhren wir nämlich längs der Stockhornkette hin, welche von der Höhe in die Tiefe vielfach durch pfad- und wegähnliche Rinnen durchfurcht ist, die sich durch die abstürzenden Bergwasser gebildet haben. Im Hinblick darauf meinte Itzstein, es sei doch erstaunlich, was in der Schweiz nicht Alles für den Straßen-

bau geschehe, worauf Raveaux lächelnd erwiederte: „Ja, das sind von den Straßen, wo die Gems vor die Kutsch gespannt wird!“ Itzstein's Augen begannen schon, ihm den Dienst zu versagen; mit Sinn und Herz war der würdige Greis aber noch vollständig bei uns, und in seinen politischen Grundsätzen unentwegt der Alte. Er hatte dem Pfau, einer Taube und den Enten des Nationalrathes Carlen seine besondere Zuneigung geschenkt, fütterte sie mit Brod, sammelte verlorne Aehren, pflegte Bäume und Blumen und reinigte die Wege nach gefallenem Regen. Aus Allem sah man, wie der 75jährige Landwirth die gewohnten Beschäftigungen auf seinem Gute Hallgarten schmerzlich entbehrte. Raveaux und ich lebten wirklich zwischen „Thun und Nichtsthun“. Eigentlich hatten wir Nichts zu thun; aber der bewegliche Raveaux kam nie zur Ruhe. Bald mußte ich mich zu ihm setzen, und Notizen über die jüngste Vergangenheit feststellen; bald arbeiteten wir an der Frage, wie in die täglich dringender hervortretende Unterstützungsangelegenheit Ordnung und Leben zu bringen sei. Auch von einer Parlamentsgeschichte war die Rede. Wir sahen aber ein, daß es dazu noch zu frühe sei. Vor der Hand schien uns die Abfassung wahrheitsgetreuer Memoiren das Richtige; aus ihnen und den ihnen entgegenstehenden offiziellen Berichten der Sieger möge dann später ein unpartheiisches geschichtliches Urtheil geschöpft werden. Jetzt und in uns war zu einem solchen Urtheile Alles noch zu wund und bitter. Fiel doch in unsere Wunden noch täglich neue Bitterniß hinein. Eines Morgens, als wir bei'm Kaffe saßen, brachte man das Thunerblättchen; Raveaux nahm es und las mir die politischen Neuigkeiten daraus vor. Plötzlich fiel ihm das Blatt aus der Hand. Wilhelm August v. Trützschler war am 24. August in Mannheim erschossen worden. — Das hatten wir nicht erwartet. Zwar konnten wir nicht mehr fragen, nach welchem Rechtscodex Badenser, Sachsen, Schweizer und alle möglichen anderen Nichtpreußen, wegen auf nichtpreußischem Boden vollführter Thaten, auf demselben nichtpreußischen Boden, auf einmal von preußischen Richtern, in preußi-

schem Verfahren, nach preußischen Strafgesetzen zu den höchsten Leibes- und Lebensstrafen verurtheilt würden; auf einem Boden, auf welchem die deutschen Grundrechte nicht bloß als Reichsgesetz, sondern vermöge besonderer Landespublication auch als Landesgesetz galten; die deutschen Grundrechte, durch welche die Todesstrafe, wenige Fälle ausgenommen, völlig abgeschafft worden war; auf einem Boden, auf welchem keinenfalls auch nur ein Jota der bestehenden Landesgesetzgebung ohne die Dazwischenkunft der geordneten gesetzgebenden Gewalt beseitigt werden konnte. Aber, wie gesagt, darnach konnten wir damals nicht mehr fragen; alle juristischen Bedenken waren unter dem Schalle der Kriegstrommel verstummt. War doch Trützschler nicht der Erste, der in dieser Weise abgeurtheilt wurde! Wohl aber mußte es uns überraschen, Trützschler, den bloßen Civilcommissair Mannheim's, zum Tode verurtheilt zu sehen, nachdem kurz vorher Stoeck, der Militaircommandant Mannheim's, welcher Ludwigshafen in Brand geschossen hatte, bloß zu zehnjähriger Freiheitsstrafe war verurtheilt worden. In den beiden Sitzungen des Kriegsgerichtes konnten unmöglich dieselben Personen als Richter gesessen haben, und Stoeck hat mir, nach seiner glücklichen Flucht, später in Bern gesagt, nach dem Urtheile gegen ihn und vor der Aburtheilung Trützschler's seien die niederen Chargen (Gemeine und Unteroffiziere), welche seine Rettung von der Todesstrafe bewirkt hätten, aus dem Kriegsgerichte hinaus und andere dafür hinein commandirt worden. Das Todesurtheil gegen Trützschler mußte umsomehr überraschen, als derselbe blos in die bereits ausgebrochene badische Bewegung hineingekommen war. Dagegen hatte man allerdings dessen Unterschrift auf dem Manifeste der provisorischen Regierung Badens, welches dem Angriffe auf Hessen vorangegangen war. Aber ich weiß von wohlunterrichteten Personen, daß Trützschler's Name ohne dessen Vorwissen auf dies Manifest gekommen. — „Ich hab' mir's wohl gedacht!“ sagte Raveaux nach langem Schweigen, — „Blum genügte nicht; als Sühnopfer auf den Gräbern von Lichnowsky und Auerswald mußte noch ein

Zweiter von uns fallen!" — Laßt mich schweigen von dem Unterschiede zwischen den beiderseitigen Todesarten. Was Andere grade das Rechte nennen, daß Blum und Trützschler durch das Princip der Ordnung, der kalten ruhigen Ordnung, nach völlig errungenem Siege, umgekommen, erscheint mir als ein Erschwerungsgrund; was Andere nicht genug verdammen können, den Geist der Anarchie, der heißen wilden Anarchie, welchem General von Auerswald und Fürst Lichnowsky, inmitten des Kampfes, zum Opfer gefallen, erscheint mir als ein mildernder Umstand. Doch lassen wir Das. Aber Das darf ich wohl sagen: Man hätte aus unseren Reihen greifen können, wen man gewollt hätte; ein vollwichtigeres Opfer für die Manen der beiden Mitglieder der Rechten hätte man nicht finden können. Alles was ich bisher zur Characteristik Trützschler's in unserer Parlaments- und Revolutions-Litteratur gelesen, ist so falsch, einseitig oder unvollständig, daß ich es für angemessen erachte, hier ein Paar Striche zur Herstellung seines wahren Bildes hinzuwerfen. Wir Beide waren innig befreundet und täglich zusammen, nicht bloß im Parlamente und im Clubb, sondern auch im Privatleben, und ich glaube tief genug in seine Seele geschaut zu haben, um mir ein Urtheil über ihn zu erlauben. Es soll unparteiisch ausfallen.

Trützschler's Freiheitsliebe war keine kurzathmige; er war eigentlich ein Gegner aller und jeder Regierung, sein politisches Ideal war die Anarchie. Es waren Unser drei Mitglieder der äußersten Linken, die wir uns vorzugsweise in dieser Anschauung begegneten und stets mit Interesse bewegten, Trützschler, X. von X. und ich. Wir knüpften an jene Verheißung an, die schon durch achtzehn Jahrhunderte zu uns herauf klingt: "Ich will Euch vom Gesetz befrei'n!" — Es versteht sich von selbst, daß man vom äußern Gesetze nur durch das innere, von der gewaltsamen Beschränkung durch äußere Gewalt nur vermöge freiwilliger Selbstbeschränkung aus innerer Bildung befreit werden kann. "Das Gesetz ist nicht für den Gerechten gegeben." Für den Ungerechten ist es gegeben. Wer sich nicht

selbst zu beschränken weiß, der wird früher oder später mit dem Kopfe äußerlich anrennen, sei es polizeigerichtlich an den Mauern eines Kantonalgefängnisses, sei es weltgerichtlich an den Felsen von St. Helena. Das ist Naturgesetz in der großen wie in der kleinen Welt. In dem Maße dagegen, in welchem man sich selbst beschränken gelernt hat, in demselben Maße wird Einem die äußere Beschränkung erspart werden, und Das gilt nicht nur von dem Einzelnen, sondern auch von den Völkern. „Mit der Erziehung der Völker — sagt Lessing — verhält es sich wie mit der der Einzelnen. Jeder in dieser Erziehung erlangte Fortschritt führt die Unterdrückung eines Erziehungsorganes mit sich und löst sich für den Zögling in Zuwachs an Unabhängigkeit und Wegfall von Zucht auf.“ — Man sieht, unsere Anschauung war nicht neu; dagegen erfanden wir dafür eine uns eigenthümliche Bezeichnung, die ich für treffend halte. Zum Unterschiede von der rohen Anarchie nannten wir den von uns erstrebten Zustand der Regierungslosigkeit, in welchem innere Bildung den äußeren Zwang ersetzen soll: Culturanarchie. — Das nennen Viele eine Chimäre, nicht wahr? Und doch, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, gibt's nicht allerorten eine mehr oder minder große Anzahl von Menschen, welche auch ohne Gesetze über Mißhandlung und Diebstahl sich weder schlagen noch bestehlen, welche auch ohne die Furcht vor gerichtlichem Zwang ihre einmal gegebenen Versprechen treulich erfüllen würden? Warum sollte man denn nicht hoffen dürfen, daß der Kreis solcher Menschen sich immer mehr erweitere? — Begreift Ihr doch so leicht den Himmel mit seinem ungestörten Frieden, seiner völligen Harmonie! Nun, mir wird es leichter, eine fortschreitende Annäherung an diesen Zustand des Friedens und der Harmonie hier auf Erden, als eine Fortdauer meiner Seele nach dem Tode meines Körpers, als die Existenz einer Kraft ohne Materie zu begreifen. Ich fürchte, Viele behandeln unser Anstreben einer Culturanarchie nur deshalb als chimärisch, weil die Nothwendigkeit, Wichtigkeit und Einträglichkeit ihres einmal erwählten Lebensberufes auf deren directes Gegentheil gegründet ist. In

der That, wie die rohe Anarchie als Wiege, so erscheint die Culturanarchie als das Grab aller Büreaukratie. Ist der büreaukratische Beruf doch schon in den bloßen Demokratieen auf ein solches Mindermaß der Bedeutung und Einträglichkeit zurückgeführt, daß eine lebenslängliche Versorgung dadurch nicht mehr gesichert erscheint. — O! diese Chimäre ist von augenscheinlichem practischem Werthe. Glaubst Du nicht an die unendliche Entwicklungsfähigkeit des Menschen zum Guten, glaubst Du an das unwandelbare Vorwalten des bösen Princips, so wirst Du möglichst Viel auf die bewaffnete Macht zur gewaltsamen Unterdrückung dieses Letzteren verwenden und möglichst Wenig auf den öffentlichen Unterricht zur freien Entwicklung des Ersteren. Du wirst wohl auch den öffentlichen Unterricht nicht ganz vernachlässigen. Aber was Du auf die bewaffnete Macht verwendest, kannst Du nicht auf den öffentlichen Unterricht verwenden und umgekehrt. Ich dächte, das wäre ein überaus practischer Unterschied. Lautsprechende Zeugen die Büdjets aller Staaten Europa's! — Als Pessimist wirst Du ferner die Freiheit des Volkes durch Vermehrung vorsorglicher Gesetze stets mehr einzuschränken suchen. Denn kann auch die Sonne der Freiheit manches gute Korn reifen, so wird doch, bei dem vorausgesetzten Vorwalten des bösen Princips, des giftigen Unkrauts immer mehr sein. Folge davon : Einschränkung der Presse und des Vereinsrechtes, polizeiliche Ueberwachung, Hemmung des freien Verkehrs, Handels und Wandels, üppiges Gedeihen dickleibiger Gesetzbücher, fortschreitende Schwindsucht der Freiheit. Endlich wirst Du, vermöge Deiner trüben Anschauung, der Selbstregierung und Selbstverwaltung des Volkes in Gemeinde, Provinz, Staat und Nation möglichst entgegenwirken und das Steuerruder in möglichst wenige oder in eine Hand zu bringen trachten. Wir Culturanarchisten dagegen erstreben von Alledem das directe Gegentheil. Möglichst wenig Ausgaben für die bewaffnete Macht, reichliche Vorsorge für den öffentlichen Unterricht, möglichst wenig Gesetze, möglichst viel Freiheit, und vor Allem, — denn das ist

das Mittel zum Ziele! — möglichste Selbstübung der Kräfte und möglichst wenig Vormundschaft. Der theoretische Unterricht allein thut's nicht, die wirksamste Schule ist die Schule des Lebens mit ihrem Sporne, der in's innerste Mark dringt, mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, mit ihren Freuden und Leiden, mit dem ganzen Reichthume selbsteigner Erfahrungen, aus denen allein die wahre Lebensweisheit strömt. Hieraus ergibt sich, daß wir durch unser culturanarchisches Ideal nicht in jenen heillosen Gegensatz zur Demokratie gerathen, welchem der geistreiche Proudhon in den letzten Jahren verfallen ist. Wie wir die Aufhebung des Krieges nur auf der Höhe der Wehrhaftigkeit Aller finden, so erscheint uns die völlige Auflösung des Gouvernementalismus nur möglich durch die Selbstherrschaft Aller. Die Selbstübung der Einsichten und Kräfte ist die Hauptsache; führt sie selbst manchmal zu augenblicklichem Unheile, so werden doch die Irrthümer dadurch gründlich ausgelebt und am Ende bleibt ein Ueberschuß von Erfahrung und Lebensweisheit. Demokratie und Mehrheitsregierung sind uns keine feindlichen Hindernisse, sondern der nothwendige Weg, durch welchen wir unserem Ideale zustreben.

„Bietet denn die Zahl Eurem Verstande etwas Vernünftigeres, Rechtsgültigeres, Moralischeres dar als die Gewalt?“ fragt Proudhon in seiner „Idée génerale de la révolution au XIXme siècle.“ Nein! nicht unbedingt. Der Wille der Mehrheit kann mir ebensogut etwas Unangenehmes, ja ich will selbst zugeben, etwas Unvernünftiges oder gar Unmoralisches auferlegen wie die willkürliche Gewalt eines Einzelnen oder Mehrerer, obgleich gesunde Vernunft und Geschichte dafür sprechen, daß diese Fälle unter der ersten Voraussetzung seltner sein werden, als unter der zweiten. Aber so lange die rohe Gewalt nun einmal aus der Menschheit nicht ganz hinauszubringen ist, scheint es mir zweckmäßiger, ein für alle Mal das natürliche Uebergewicht der Gewalt der Mehrheit anzuerkennen, als dem steten Spiele der künstlichen Gewalt energischer Minderheiten

zu verfallen. Sicherlich, auch der Druck einer Mehrheit auf eine Minderheit ist nichts Erbauliches, besonders wenn diese letztere, wie Das so oft der Fall ist, den Fortschritt, die wahren Interessen der Zukunft vertritt. Aber das Wesen der Demokratieen besteht ja grade darin, daß diesen Minderheiten alle friedlichen Mittel, diesen Druck von sich abzuwälzen, freie Presse, Vereinsrecht, öffentliche Debatte vor allem Volke, unverwehrt sind. Freilich muß die Minderheit erst die Mehrheit des Volkes für sich gewonnen haben, um die alten Gewalten zum Weichen zu bringen. Aber diese Bedingung führt ja zu reinem Gewinne für die Civilisation. Um sich in einer Demokratie geltend zu machen, muß man seine Bildung und Einsicht in die Massen möglichst hineinringen, während anderwärts das Mittel, sein Glück zu machen, leider oft darin besteht, die Massen von der höheren Bildung, den zu machenden Erfahrungen und den zu gewinnenden Einsichten gewaltsam auszuschließen. Die Demokratie führt wesentlich zu Bereicherung, ihr Gegensatz wesentlich zu Verarmung des Volkes an allgemeiner Bildung. — Auch wir wollen den Factor der Gewalt, selbst der Gewalt der Mehrheit, aus der Gesellschaft gänzlich hinausdrängen. Das können wir aber nur durch allgemeine Verbreitung des richtigen Verständnisses der eignen Interessen, des Gefühls für das Recht des Nächsten und der Fähigkeit zu gegenseitiger friedlicher Verständigung. Wie kann aber diese Verbreitung wirksamer befördert werden, als durch das friedliche Spiel demokratischer Institutionen, durch diesen unausgesetzten geistigen Kampf zwischen Mehrheit und Minderheit, in welchem die besten Kräfte täglich ihre Bildung in die Massen hineinzuringen streben? Ich weiß keinen besseren, keinen sicheren, ja keinen anderen Weg zur Culturanarchie als diesen.

Ich bin durch Obiges von meinem eigentlichen Zwecke, einen Beitrag zur Characteristik Trützschler's zu liefern, keineswegs abgekommen. Die entwickelten Ideeen waren wesentlich auch die meines todten Freundes. Sein Zukunftsideal war die Anarchie, sein politisches Programm der Gegen-

wart die reine Demokratie. Er war gegen alle und jede Theilung der Gewalten, auch gegen das Präsidialsystem in americanischem Style, welches er eine monarchische Reminiscenz nannte. Er wollte nur eine Gewalt, die des Volkes, ausgeübt in Urversammlungen oder durch Volksvertretung, daneben eine Collectiv-Executive nach Geschäftszweigen ohne alles Recht, die Vollziehung des ausgesprochenen Volkswillens zu verweigern oder auch nur zu verzögern; kurz ein Verhältniß, wie es bis jetzt nur in der Schweiz besteht. Seine Garantieen gegen Irrthum oder Willkür der Volksvertreter verlegte er nicht nach Oben, sondern nach Unten, in ein geordnetes Abberufungsrecht der einzelnen Wahldistricte gegenüber ihren Vertretern, und in das Veto der Urversammlungen des gesammten Volkes gegenüber den Beschlüssen der Gesammtvertretung. Diese Grundsätze, sowie eine provisorische Eintheilung Deutschlands in Reichskreise nach Volksstämmen, sind in einer eignen Verfassung niedergelegt, welche er, in Verbindung mit Reinstein aus Naumburg, im Auftrage der äußersten Linken, während unseres Tagens in Frankfurt a. M., ausarbeitete. Ich besitze davon noch ein Exemplar mit Randbemerkungen von seiner eignen Hand.

Man hat Trützschler mehrfach des Ehrgeizes beschuldigt. Worin bestand dieser Ehrgeiz? — In dem Streben nach Reichthum? Den hatte er. In dem Streben nach hoher Stellung und staatlichen Ehren? Die hätte er besser auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen vermocht, und an Gelegenheit dazu hat es ihm nicht gefehlt. Und doch war er ehrgeizig; aber sein Ehrgeiz bestand in der scharfen, unerbittlichen Durchführung seiner demokratischen Grundsätze. Ich kenne sein früheres Leben nicht; aber damals war es so. Er war ein rüstiger, unermüdlicher Arbeiter, ein starker Kopf von ungewöhnlicher Denkkraft, voll Bedürfniß nach logischer Ordnung und Einheit. In ein heilloses Gewirre Licht zu bringen, Widersprüche auszuscheiden, feindlich Widerstrebendes mit der Kraft seiner demokratischen Logik unerbittlich zu Boden zu strecken, das war seine Lust-

Wenn ihm das manchmal so recht gelungen war, dann strahlte er von Genugthuung und freudigem Stolze. Das war damals sein Ehrgeiz. — Trotz der überlegenen Kraft, Ausbildung und Uebung seines Verstandes war er von heißem Blute, nicht ohne plötzliche Hitzen, Aufwallungen, ja selbst nicht ohne Anwandlungen von Herrschsucht. Dies führte zuweilen zu heftigen Scenen im Schooße der Partei. Der Donnersberg hatte eigentlich kein anerkanntes Haupt, wie der deutsche Hof erst Blum, dann mehr oder minder Vogt. Doch präsidirte Trützschler häufig unsere Debatten, weil er dazu vorzügliche Fähigkeiten besaß. Eines Abends hatte er sich in seinem Resumé so recht bemüht, uns eine von ihm festgewonnene und als unzweifelhaft erachtete Entscheidung auf die Zunge zu legen. Aber siehe! die Entscheidung fiel gegen ihn aus. Da stieg ihm das Blut in den Kopf, er schmiß die Papiere zusammen, schlug mit seiner elfenbeinernen Faust auf den Tisch und erklärte uns für unzurechnungsfähig. Wir setzten ihm das Ungehörige eines solchen Auftretens auseinander und führten ihm zu Gemüthe, wie wir, die geschwornen Feinde alles Despotismus, doch unmöglich im Schooße unsrer eignen Partei solche despotische Anwandlungen aufkommen lassen könnten. So brachten wir ihn allmählig wieder zu sich; er gestand sein Unrecht in der Form ein, behauptete aber in der Hauptsache fortwährend, wir seien auf dem Holzwege. Ich weiß nicht mehr grade, worum es sich handelte; es ist sogar möglich, daß er Recht hatte.

Er hatte ein gutes und wackeres Herz; er war mild gegen Schwache, entschieden gegen Starke. Er war wohlthätig und konnte selbst weich werden; aber andrerseits war er auch muthig, furchtlos, und selbst nicht ohne Freude an Waghalsigkeit. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter; er liebte es mit näheren Freunden viel und lange hinter gutem Weine zu sitzen. Dann verrieth er oft inniges Anlehnungsbedürfniß, oder sprudelte auch von heiterster Laune über. Er fand es empörend, wenn Einer oder der Andere, durch den Mangel eines Hausschlüssels gezwungen, sich frühzeitig zurückzog. In solchen Stunden machten wir

unsere humoristischen Grundrechte, deren Bestimmungen mir größtentheils entfallen sind. Zur Probe gebe ich hier die Paragraphen, welche mir noch grade einfallen.

Humoristische Grundrechte.

Staatsbürgerliche Selbstständigkeit.

§ 1. Selbstständig ist jeder Bürger, der einen Hausschlüssel besitzt.

Unterrichtsfreiheit.

§ 2. Der Lernzwang ist aufgehoben.

Kein deutscher Schulknabe darf hinfort mit Unterricht gepeinigt werden.

§ 3. Das Taschengeld wird erhöht.

Petitionsrecht.

§ 4. Das unbewaffnete Betteln ist verboten. U. s. w.

Solche ironische Selbstzüchtigung eigner Schrankenlosigkeit vollzog besonders Trützschler mit wahrem Genuß.

„Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Göthe.

Nach einigen Monaten stillen Aufenthaltes in Thierachern sah sich Raveaux, früherer deutscher Reichsgesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, zufolge eines eidgenössischen Ausweisungsbeschlusses, genöthigt, die Schweiz zu verlassen. Er ging nach Straßburg, später nach Brüssel. Auch ihn sollte ich nicht wiedersehen! Raveaux's Natur war von der Trützschler's ganz verschieden. Raveaux's Stärke bestand nicht in logischer Denkkraft, sondern in einer seltenen Naivität. Doch war er schlau, und es mußte Einer früh aufgestanden sein, der ihn hinter's Licht führen wollte. Ohne Anstrengung des Verstandes fand er mit wunderbarer Leichtigkeit und Schnelligkeit meist das Richtige heraus, und die Art der Entstehung seiner Urtheile übertrug sich dann auch auf seinen Vortrag. Alles was er sprach, zeichnete sich durch Einfachheit, Leichtverständlichkeit, ja ich möchte sagen, durch einen gewissen Reiz der Einfalt aus. Mit richtigen Gegenbemerkungen war er meist rascher bei der

Hand, als mancher starke Kopf. Dazu kam das Gemüthliche des Kölner Dialects, welcher selbst durch sein Hochdeutsch hindurchklang, und seine schöne leidende Gestalt mit dem großen braunen melancholischen Auge. Diese Vorzüge gaben ihm jenen gewinnenden Einfluß im Parlamente, welchem nicht leicht Einer ganz widerstand, und machten ihn zum Lieblingsredner aller Damen. Unvergeßlich ist mir, wie er in der Debatte über das Hinausdrängen der deutschöstreichischen Provinzen aus Deutschland zu Gunsten des preußischen Erbkaiserthums, der Versammlung mit jenem altkölnischen Spruche tief an's Herz griff:

„Halt vast, Du keiserlicher Boor,
Bliev beim Rich, et fall' süß oder soor!"
(Halt fest, Du kaiserlicher Bauer,
Bleib' beim Reich, es falle süß oder sauer!)

Als der Spruch voll klangvoller Treuherzigkeit und mit wachsender Kraft aus der kranken Brust hervorgequollen war, da brach ein unbeschreiblicher Beifallssturm los, und die ärgsten Schwarzgelben kamen zu dem Demokraten herüber, um ihm die Hand zu schütteln. Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die er mir selbst erzählt hat und die ihn characterisirt. Die plötzliche Freundschaft der Schwarzgelben machte ihn nicht irre und ließ ihn nicht einen Augenblick vergessen, wen er vor sich hatte. Hatten doch grade in dieser Debatte Schwarzgelbe und Schwarzweiße ihre schmutzige Wäsche, selbst aus den Winkeln der Ministerialbüreau's, rückhaltlos an's Tageslicht geschleppt, und sich gegenseitig um die Ohren geschlagen. Bei dieser Gelegenheit hatten wir erfahren, wie durch das bisherige einmüthige Zusammenwirken der augenblicklich Ueberworfenen uns Freiheit auf Freiheit abhanden gekommen war. Einer der Schwarzgelben aber war damals so hingerissen, daß er Raveaux unmittelbar um den schönen altkölnischen Spruch bat. Raveaux gab ihn ihm bereitwilligst und fügte hinzu: „Oh! wir haben der „„Kölsche Sprüchelcher"" noch mehr; ich will Ihnen gleich noch eins dictiren. Schreiben Sie!" Und der Schwarzgelbe schrieb.

Raveaux (dictirend): Wenn Dieb' un Schelme . . . .

Der Schwarzgelbe (schreibend und das Geschriebene nachsprechend): Wenn Dieb' un Schelme ....

Raveaux: Sich streite, ...

Der Schwarzgelbe: Sich streite, ...

Raveaux: Dann erfähr' der Boor, ...

Der Schwarzgelbe: Dann erfähr' der Boor, ...

Raveaux: Wer im si Ferd gestolle.

Jetzt merkte der Schreiber, wo Raveaux hinaus wollte, aber zu spät; der Hieb saß mitten im Angesicht.

In den Briefen, die uns Raveaux später aus Frankreich schrieb, legte er wiederholt Zeugniß für seinen naiven Scharfblick ab. Während Manche schon auf den günstigen Anstoß rechneten, welchen Europa demnächst durch die französische Entwicklung empfangen werde, sah er voraus, daß von daher nichts Gutes zu erwarten stehe. Er mahnte wiederholt davon ab, sich mit seinen Hoffnungen in das Schlepptau Frankreichs zu hängen. Er wies auf die fabelhafte, auch unter der Republik beibehaltene Centralisation hin, welcher zufolge auch nicht die geringste Reparatur an einem Dorfschulhause bewerkstelligt werden könne ohne die Genehmigung einer ganzen Legion vormundschaftlicher Behörden; er stellte die characterlose Sucht, ein Amt zu erhaschen oder durch irgend einen Coup „Fortüne zu machen", als weitverbreitet dar, und entwarf ein wahrhaft komisches Bild von der Uniformlust und Bänderwuth, welcher ein großer Theil der Gesellschaft vom Schulknaben bis zum Silbergreis unterliege; — Schilderungen, welche für das Gedeihen der „Republik" überaus unschmeichelhafte Aussichten eröffneten. Deutschland — das war sein Schlußergebniß — dürfe sein Heil nur von sich selbst erwarten. Das Wesentliche seiner Mittheilungen wurde seiner Zeit unter dem Titel: „Französische Briefe" in der Kolaczeck'schen Monatsschrift mitgetheilt. Diese Briefe wird man im gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Interesse wieder lesen.

Viertes Kapitel.

Das Berner Oberland. Interlaken. Bönigen. Aenneli und Marianneli. Mürren und das Lauterbrunnen-Thal. Das Brienzer Rothhorn. Apollo und andere Schmetterlinge. Das Ende des ungarischen Kampfs. Görgei und Kossuth.

Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Berner Oberlandes sind so groß, daß Einem der wahre Genuß davon eigentlich erst dann wird, wenn man dasselbe bereits kennt, und sich dann, den Gesammteindruck im Herzen, im Sommer oder Frühherst wieder mitten hineinsetzt, um davon auf's Neue zu genießen, was Einem nach eigner und des Himmels besonderer Stimmung grade am Meisten anzieht. Hier ist eine gewaltige Bergwelt voll Reichthums, Größe und Schönheit. Aus niedrigeren Bergzügen zwischen Fels und Wald tauchen rings die Schneeberge hoch auf in den blauen Aether. Von Interlaken aus kannst Du deren jungfräuliche Königinn, majestätisch vereinsamt im dunklen Rahmen der vor ihr zusammenstoßenden niedrigeren Berge, ungestört von Nebeneindrücken, nach Herzenslust betrachten. Auf der Wengernalp steh'n Jungfrau, Mönch und Eiger dicht vor Dir, drei prachtvolle Riesenleiber, von welchen die Lawinen donnernd hinabstürzen. Vom Faulhorn aus überblickst Du sie Alle in unmittelbarer Nähe, die Großen und Kleinen, wie sie sich mit gewaltigen Schultern und stolzen Häuptern aus der Tiefe erheben, voll Mark, Fülle und eigenthümlichen Lebens. Wandelst Du in den Thälern, so steigen die Gletscher bis tief hinab zu Dir. Die Grindelwaldgletscher stellen den Fuß mitten in's Grün der Matten. Der Rosenlauigletscher zeichnet sich durch die krystallhelle Reinheit seines Eises aus, und trittst Du in seine Spalten und Klüfte, so glitzert es überall diamanten von azurner Wölbung, wie in einem Feeenschlosse aus Tausend und einer Nacht. Dazu nimm noch den gewaltigen Rhonegletscher, dicht an der Berner Ostgränze, im Wallis. Sechs Stunden weit zieht er sich hinauf, häufig zu glänzenden Eis-Minarets aufgethürmt, oben einem durch Frost

gefesselten Wasserfalle nicht unähnlich und von dem 9930 Fuß hohen Gipfel des Galenstocks überragt. Seiner Sohle entströmt der Rhodanus, nur noch ein Flußknabe, der erst zum klaren bewußten Manne werden soll, nachdem er sich in den Fluthen des Genfersee's gebadet. — Der Montblanc ist der König der europäischen Berge; auch das Monte=Rosa=Gebirge ist höher und mächtiger als die Berner Alpen. Das „Eismeer" und der „Bossonsgletscher" im Chamouny=, der „Gornergletscher" im Zermatt=Thale mögen größer und gewaltiger sein als die Gletscher von Grindelwald, Rosenlaui und im Rhonethale. Charactervoller und schöner als die Berner Berge und Gletscher sind sie nicht. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Wasser aber steht das Berner Oberland allen Anderen voran. Von einer senkrechten, 925 Fuß hohen Felswand, wohl der höchste Wasserfall Europa's, stürzt der „Staubbach" in einem einzigen ununterbrochenen Falle in's Thal hinab und benetzt rings Wiesen, Bäume und Blumen mit diamantenem Staube. In verschiedenen Abstürzen von mannichfaltiger Schönheit donnert der „Giesbach" den Berg hinab, zwischen prächtiger Waldung und üppigem Rasen, welche parkähnlich seine Ränder begränzen, so zwar daß sich Dir die vier schönsten Abstürze steil übereinander als ein Bild darstellen. Höher, doch weiter von einander entfernt, deshalb sich nicht so zum Gesammtbilde gestaltend, wie der Giesbach, sind die in ihrer Art sehr schönen „Reichenbachfälle". Das gewaltigste Schauspiel von allen aber bietet der berühmte Aarefall im Oberhaslithale. Die Aare an der Handeck ist nicht der Rhein bei Schaffhausen; aber ihr Fall ist mehr als doppelt so hoch als der Rheinfall. Der Staubbach ist bedeutend höher als der Aarefall, aber der Staubbach ist eben nur ein Bach, und die Aare, wenn auch nicht der Rhein, doch die Aare. In einem einzigen zweihundert Fuß tiefen Sturze stürzt sich die ganze Wassermasse des Stromes mit Donnergetöse in den gähnenden Abgrund. Links von der Höhe kommt noch der Aerlenbach, stürzt in denselben Abgrund und trifft in halber Tiefe mit der Wassersäule der Aare zusammen,

so daß die sich begegnenden Fluthen im Zusammenprall hoch aufspritzen. Die Umgebung ist felsig und wild und nur von finstern Tannen bekränzt. Dies sind nur die hauptsächlichsten Wasserfälle des Berner Oberlandes. Außerdem gibt es noch viele andere, manche von eigenthümlicher Schönheit. Das ist ein Quellen und Sprudeln, ein Drang und ein Leben, an dem man sich wahrhaft aufrichten kann. Das braust über Stock und Stein, bricht durch Gletscher und Felswand und stürzt hinab in's Thal, um zwischen lachenden Ufern behaglich dahinzurauschen und sich alsdann in den beiden See'n brüderlich zu vereinen. Der Thuner und Brienzer See sind nicht so wildromantisch wie der Wallenstadter, nicht so menschenbelebt wie der Züricher See. Auch haben sie Nichts von der erhabenen Melancholie des Genfer See's. Ein jeder ist wieder eigenthümlich in seiner Art. An sonnigen Tagen lacht Dich der blaue Thuner See an wie lauter Freude und Glück. Der nixengrüne Brienzer See thut Dir's mit seinen zauberischen Reizen an, Du weißt nicht wie. Zwischen beiden dehnt sich, wohl eine starke Stunde lang, die fruchtbare Landesfläche des „Bödeli", in welche einerseits das „Lauterbrunnen"- mit dem „Saxetenthal", andrerseits das „Habkerenthal" einmündet. Gelbe Kornfelder wechseln ab mit lachenden Matten, reiche Obstgärten und kühle Alleeen gewähren erquickenden Schatten und zwischen Flachs-, Hanf- und Kartoffel-Feldern erheben sich nette Häuschen und trauliche Dörfchen. Inmitten des Bödeli liegt „Interlaken" (Zwischensee'n), etwas weiter aareabwärts (die Aare strömt aus dem Brienzer See durch das „Bödeli" in den Thuner See —) „Untersee'n". Die Fremden pflegen hauptsächlich diese beiden Orte als Standquartier für ihre verschiedenen Ausflüge zu wählen. In Interlaken ist vorzugsweise die „hohe Gesellschaft" zu Hause. Dort hat sich an einer prachtvollen Doppel-Allee würziger Nußbäume eine Menge stattlicher Gasthöfe und Pensionen angebaut, welche an Bequemlichkeit und Luxus mit denen der ersten Badeorte wetteifern. Unter den zahllosen Fremden, welche alljährlich hier einkehren, gibt's natürlich Leute, die sich in dieser herrlichen Natur

eben so tief und innig bereichern, als wir es zu thun uns einbilden. Viele aber setzen ein philiströses Leben ohne tiefere Anregung lediglich in anderer Umgebung fort, essen und trinken gut, suchen sich im Salon als "gute Gesellschaft" bemerklich zu machen, und streben, wenn's hoch kommt, den inneren Mangel durch äußere Lebhaftigkeit zu ersetzen. Das ist ein Hin- und Herrennen, ein geschäftiges Nichtsthun, eine genußlose Genußsucht. Der läßt, statt Neues, Erfrischendes in sich aufzunehmen, Tag für Tag aus offnen Fenstern dieselbe alte sentimentale Leier erklingen. Ob der Vorübergehende wohl stehen bleibt und fragt: "Wer bist Du schöner, schmerzbewegter Jüngling?" — Dort rennen ein Paar Andere „aux bottes vernies" mit schneeweißen Alpstöcken wie besessen die Straße entlang, als wollten sie mit einem Male alle Pässe der Welt überschreiten; — und später, im Gebirg, findet man sie auf sicheren Maulthieren oder in bequemen Wagen wieder, auf welche dieselbigen Alpstöcke in ganzen Bündeln wohl aufgepackt sind, ohne daß auch nur ein Stäubchen sie verunreiniget hätte. Aber die "Brände" sind drauf, die beweisenden "Brände" (— "Faulhorn", "Scheideck", "Rosenlaui", "Meyringen"! —) und bald werden sie im fernen Norden an irgend einem fein polirten Möbel lehnen, ewige, stummsprechende Zeugen der vollbrachten Heldenthaten.

„So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!"

Das Berner Oberland ist der verschuldetste Theil des ganzen Kantons. Der ursprüngliche Character der Bewohner hat sich durch die stete Berührung mit den Fremden zu einem eigenthümlichen Gemisch ausgebildet. Die Leute sind leichtsinnig und rasch, trinken gerne, und wenn mehrere Bursche beisammen sind, zahlt Einer für Alle, solange er noch einen Kreuzer in der Tasche hat. Sie sind aber gut von Herzen, muthige Soldaten und besser durch das Ehrgefühl als durch Strafen zu leiten. Die Fremden haben auch die Liebe zum Luxus in diesen Thälern gesteigert. Die Mädels putzen sich gerne, und der ohnehin so kleidsamen Landestracht hat sich etwas Gewählteres, Feineres beigemischt. Man sieht viele hübsche Gestalten und Gesichter, häufig dunkel-

blaue Augen bei schwarzem oder kastanienbraunem Haare. In den Holzschnitzwerk-Läden befanden sich noch im Herbste 1853 ein Paar bemerkenswerthe Schönheiten. Die Taillen sind durchweg schlanker als anderwärts, die Teints zarter und blässer; — aber auch die Sitten sollen etwas erblaßt sein. Gegen Abend wimmelt es von Menschen in den breiten Alleeen. Man sieht alle Trachten, hört alle Sprachen der Welt, unvermeidlich Altengland obenan, dazwischen die Trachten und Dialecte des Landes. Sieh' da ein Kind aus „Oberhasli" mit sonnengebräuntem Angesichte, kohlschwarzen Augen und Haaren und dem brennendrothen Kopftuche! Arme Kinder von Bönigen oder aus dem Habkerenthale, in zerfetzten Kleidern, bieten Dir in sauberen Körbchen köstliche Erdbeeren an; ein stämmiger Bursche tritt grüßend auf Dich zu und fragt: „Will der Herr vielleicht eine Berkreise machen?" und ganz kleine Kinder, die Aermsten der Aermsten, bitten Dich halb scheu, halb schlau um das „chli Chrüzerli" (ein kleines Kreuzerlein).

Von Zeit zu Zeit durch dies Fremdengeräusch streichen, ist gar nicht ohne Interesse; aber mitten drin wohnen, — nein! danke, Das war meine Sache nicht. Dagegen wohnte die Familie Nauwerk nebst Vogt ganz nach meinem Geschmacke, in einem stattlichen Bauernhause des rings von Obstbäumen umschatteten Dörfchens Bönigen am Westende des Brienzer See's. Ich ließ mich daher von Frau Nauwerk nicht zweimal einladen, sondern gesellte mich sofort meinen Freunden zu. Als Standort zu Ausflügen war dieser Aufenthalt eben so bequem wie jeder andere auf dem ganzen Bödeli; vor Interlaken und Untersee'n hatte er die Lage an dem reizenden See mit seinen Bädern voraus; man lebte hier unbehelligt von dem Fremdenspectakel, und den Nachtwächter, welcher nach traulicher Dorfessitte die Stunden absang, hörte ich hie und da einmal wieder ganz gerne. Unsere Wohnung war ein echtes Oberländer Bauernhaus, ganz von Holz, mit weit vorragendem Dache, ein vollständiges Original von jenen Miniatur-Häuschen, welche Besucher der Schweiz in hölzernen Schachteln mit nach Hause zu bringen

pflegen. Die Originale gewähren durchweg einen eben so freundlichen Anblick als die nachgeschnitzten Abbildungen. So weiß sind sie nicht wie diese, sondern mehr oder minder vom Alter gebräunt, aber immer sauber und nett. Selbst auf dem Düngerplatz herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit, die äußeren Wände des Düngerhaufens sind in der Regel geflochten, wahrhaftig oft sorgfältiger als die Haare einer Bäurinn vom Hochwalde oder aus der Eifel. Fast jedes Bauernhaus hat sein Gärtchen mit Blumen, wenn auch noch so klein. Unter dem Schutze des vorragenden Daches, vor Beginn der eigentlichen Stuben, befindet sich eine offene Halle, welche, statt von äußeren Wänden, nur von hölzernen Säulen begränzt wird. Um unser Haus herum zog sich ein schöner Garten, aus welchem sich Reben und Winden, rothe, blaue und weiße, an diesen Säulen emporschlangen. Man lebt in diesen Vorhallen wie im Freien, nur geschützt gegen Sonne und Regen. Dort nahmen wir daher unsere Mahlzeiten, dort verplauderten wir die Zeit des gemeinschaftlichen Zusammenseins. In der Frühe wurde ich dahin zum Kaffee geladen, zuerst durch die sanfte Stimme der Frau Nauwerk; wenn ich nicht alsbald erschien, durch die polternden Knaben; und, wenn ich auch dann etwa noch auf mich warten ließ, durch den schlimmen Vogt oder auch durch den tugendhaften Nauwerk, welcher sich aber, gleichwie der Erstere, bei dieser Gelegenheit eines alten, dem Hauswirthe gehörigen Waldhorns bediente, welches schon bei Murten oder Grandson Karl den Kühnen in Schrecken gesetzt haben mochte, in dessen Ritzen und Beulen sich die tückischen Geister des Mißklangs zu Haufen eingenistet hatten, und auf dessen ersten Ton Morpheus mit dem zarten Gefolge duftiger Morgenträume sofort entsetzt entwich. Dann wurde gefrühstückt. Die Kinder brannten vor Begierde. Aber die sanfte Frau Nauwerk hielt die jugendliche Ungeduld mit einem bloßen Blicke oder höchstens mit einem milden Worte vollständig in Schranken. Unterdessen ertönte gewöhnlich vom unteren Dorfe her lustiges Schellengebimmel. Das war dann die Böniger Ziegenheerde, welcher die Nacht in

den Ställen nur zu lang geworden war, und welche nun flink vorbeizog nach den ersehnten Felsenschluchten, ein Paar jodelnde Buben mit grobem Quersack hinterdrein. Das sind ganz andere Thiere als die Ziegen der Städte und Ebenen, welche sich träge im Stalle oder an einer Grabenböschung nähren. Diese Bergziegen sind schlank, gelenkig und haben etwas Gemsenhaftes. Die Leute lassen aber auch hier die jungen Ziegen den ganzen Sommer über, Nacht wie Tag, auf grasigen Stellen ausgesetzt, welche vom Ufer her gegen den offenen See hin von hohen Felswänden umschlossen sind. Dort wachsen sie wild auf, ohne daß sich Jemand um sie bekümmert. Ich habe selbst solche Thierchen in der Nähe von Iseltwald, im Vorbeifahren vom Nachen aus, gesehen. Später ziehen sie dann mit der Heerde täglich in's Gebirg, und wo keine Kuh mehr hinkommt, da sieht man die behenden Ziegen sorglos hin- und herklettern. Kein Plätzchen ist so schmal und steil, daß sie sich nicht hinwagten, um auch das letzte würzige Gräschen mit lüsternem Zahne hinwegzupflücken. Vogt malte damals viel in Oel, Landschaften der Umgebung, die er dann später an seine Freunde verschenkte. Die Bilder waren meist so eindringlich, ja ich möchte sagen, durchbohrend, daß ich es für einen Act auszeichnender Schonung ansah, daß er mir ausnahmsweise keines schenkte. Ich würde aber wohl kaum den Muth haben, so Etwas zu sagen, müßte ich nicht gleich hinzufügen, daß er mit dem Geschicke, womit er Alles anzugreifen weiß, es auch in dieser Kunst in wenigen Jahren zu einem solchen Grade der Ausbildung gebracht hat, daß sich jetzt ganz andere Leute, als ich, glücklich schätzen, wenn er ihnen ein Bild verehrt. In Bönigen befinden sich auch ein Paar Fremdenpensionen, darunter die Pension „Schuhmacher“, in reizender Lage am Ufer des Brienzer See's, mit geräumigem Hof und freundlichem Garten. Dort gingen wir von Zeit zu Zeit hin, sei es um eine Flasche zu trinken, sei es um die Zeitungen zu lesen, sei es — Wahrheit gilt am längsten! — um die beiden gar lieblichen Landestöchter zu sehen, welche dort der Frau Schuhmacher, ihrer Schwester, in Führung der Wirthschaft

emsig zu Händen gingen. „Aenneli“ und „Marianneli“ sind keine regelmäßigen Schönheiten, ich finde aber, daß die Bernertracht chiffonirten Gesichtern weit besser steht als griechischen und römischen Schönheiten. Beide „Maidschi“ haben kastanienbraunes Haar, blaue Augen bei zartem frischem Teint, und leise aufgestülpte Näschen. Die Tracht der städtischen Fräuleins verschmähend blieben sie ihrer Landestracht treu. Aber dem Ländlichen derselben wissen sie etwas Feines beizumischen, was den Reiz des Anblicks erhöht. Von schlanker Taille steigt ein knappes Mieder kaum bis zur Hälfte der Brust empor, wo es gewöhnlich mit einem Sammtbande eingefaßt ist. Von da ragt das schneeweiße Hemd bis hinauf zum Halse und läßt Brust und Schultern in ungezwängter Fülle hervortreten. Im Sommer bloße Arme aus weiten kurzen Hemdärmeln. Von der Taille schwillt der faltenreiche Rock tief hinab bis auf den Fuß, den er nur selten, aber, wenn er klein und schön geformt ist, dann um so reizender sehen läßt. Heiter und frisch wie die Alpenrosen waren die beiden Mädchen eine wahre Augenweide für Jedermann, der sie sah. Für mich sind sie zum Typus der Berner Oberländerinnen geworden. Erinnert mich jetzt noch, im melancholischen Süden, am Ufer des Meeres, irgend Etwas an die Bernertracht, dann stehen sie sofort ganz vor mir vom Scheitel bis zur Sohle; versenkt sich mein Gedanke zurück in die frische Alpenwelt des Berner Oberlandes, dann hüpfen die Beiden mitten durch die grünen Matten; ja taucht mir auch nur in den Zeitungen von Zeit zu Zeit der Artikel „Bern“ auf, dann lächeln mir „Aenneli“ und „Marianneli“ freundlich über die Schultern. Im Sommer und Herbst also halfen sie ihrer Schwester in der Pension Schuhmacher. Den folgenden Winter 1849 hielt ihr Vater, der Bürger Michel, ein entschiedener Radicaler, den „Bärenleisten“ zu Bern, das Lager der Partei Stämpfli, mit Lesekabinet, Gesellschafts- und Spielzimmern. In dem geräumigen Locale fiel auch für uns Flüchtlinge ein Zimmer ab, wo Frau Michel uns einen guten und billigen Mittagstisch gab, und wo sich wöchentlich einmal ein Theil der

Flüchtlingschaft, sofern er Geld hatte, auch manchmal wenn er keins hatte, — denn Bürger Michel führte die Kreide — des Abends zusammenfand. Dort, in der „Michelei“, wie wir nach alter Studentensitte sagten, habe ich die brave Familie, auch die beiden Mädchen, näher kennen gelernt. Später, im Mai 1850, nach dem Sturze der Partei Stämpfli, löste sich der „Bärenleisten“ nach und nach auf, und die Familie Michel zog nach Neuhaus, an der Ostspitze des Thuner See's, dem Landungsplatze der Dampfboote, wo sie das Speditionsgeschäft gepachtet hat, und daneben den Durchreisenden auf Verlangen mit Speise und Trank erquickt. Dorthin gehe ich, wenn ich das Jahr über geschafft habe, gegen den Herbst, wie zu eignen Verwandten, in die Vacanz. Das freundliche Schwesternpaar aber ist jetzt getrennt. Im Herbst 18⁵³/₅₄ war ich auch dort in der Vacanz, zusammen mit Vogt, und da hat der sich die ältere der beiden Schwestern, „Marianneli“, zur Frau ausersehen und sie bald darauf nach Genf heimgeführt. Sie hat ihn dagegen kürzlich mit einem jungen Reichsregenten beschenkt, der sich schon recht anarchisch geberden soll.

Vogt und Nauwerk kannten schon den größeren Theil des Berner Oberlandes. Die Ausflüge, die wir von Bönigen aus zusammen machten, gingen daher nicht in den ausgetretenen Fremdengeleisen, sondern waren meist neue Entdeckungsreisen. Eines schönen Morgens zogen wir, den Lauf der „Lütschine“ aufwärts, in südlicher Richtung bis zum Dorfe „Zweilütschinen“, wo die schwarze und weiße Lütschine zusammenfließen, um sich vereint dem Brienzer See zuzuwenden. Die schwarze Lütschine kommt von den beiden Grindelwaldgletschern durch das Grindelwaldthal, die weiße Lütschine vom „Tschingelgletscher“ durch das Lauterbrunnenthal hergeflossen. Die erstere links liegen lassend, bogen wir rechts in das Lauterbrunnenthal ein, stiegen jedoch, statt dieses Thal zu verfolgen, sofort rechts einen steilen Stich hinauf nach „Eisenfluh“. Dadurch gewannen wir unmittelbar einen beherrschenden Standpunkt, von welchem aus wir, bei fortwährender Steigung bis zum Dorfe Mürren, nicht bloß, wie

von der Wengernalp aus, die Jungfrau, den Mönch und den Eiger, sondern die ganze Kette der Hochalpen überschauten. Merkwürdig ist das Wachsen derselben bei fortgesetztem Steigen. Oft glaubt man sich schon fast in gleicher Höhe mit den Alpen; aber wie man weiter steigt, wachsen dieselben immer riesiger gen Himmel. Von Zeit zu Zeit pfiff das Murmelthier, sich ängstlich in seine Höhle zurückziehend und um die Mittagszeit donnerten zahlreiche Lavinen, deren Schneewogen wir sich in's Thal hinabwälzen sahen. Unterwegs fand ich auch zuerst den Schmetterling „Apollo", welchem ich schon längst nachgetrachtet hatte. Mit stolzem Flügelschlage schwang sich der „göttliche Alpensohn" über Felsen und Alpenrosen, ich stürzte mich mit meinem Hute hinterdrein, aber plötzlich stand ich vor einem Abgrunde, und

„Ueber die nächtliche Kluft flattert' er spielend im Glanz."
Uhland.

Dafür rächte ich mich aber später unten an seinen Brüdern im Thale. Etwa auf halbem Wege nach „Mürren" erfrischten wir uns an Milch und köstlichem Rahm in einer Sennhütte, wo man grade mit Käsebereitung beschäftigt war. Dabei waltet die ausgesuchteste Reinlichkeit. Die hölzernen Wannen und Zuber glänzen ordentlich von Sauberkeit und die Sennen gehen in der ganzen Handhabung mit größter Vorsicht zu Werke. Dies soll aber auch unumgänglich nothwendig sein, weil der Käsebrei bei der geringsten Unreinlichkeit oder sonstigen Versäumniß leicht umschlage. Ausgezeichnet ist die Alpen-Ansicht vom Dorfe Mürren aus, 5156 Fuß über dem Meere, wo wir gegen Abend anlangten. Mürren ist wohl eines der höchstgelegenen Dörfer Europa's. In den umgebenden Wiesen machte mich Vogt auf ein kleines unscheinbares Blümchen aufmerksam, welches den herrlichsten Vanillengeruch ausströmt. In der Landessprache heißt es „Brändeli", in der Botanik „nigritilla alpina." Die doldenförmige Blüthe ist von röthlichbrauner Farbe. Das merke Dir, Reisender. Bist Du erschöpft und findest dies Blümchen, dann pflücke es und erquicke Dich an seinem energischen Wohl-

gerüche. Es thut Dir denselben Dienst wie die beste Essenz. Die Aussicht von Mürren aus kann das großartige Detailbild von Jungfrau, Mönch und Eiger nicht ersetzen, wie es sich dem Besucher der Wengernalp, ausgeschieden aus den übrigen Alpen, in einsamer Majestät darbietet. Dagegen sieht man von Mürren aus auch das obere Lauterbrunnenthal mit den einschließenden Schneegipfeln; und die Mürrener Ansicht auf die Jungfrau zeichnet sich dadurch aus, daß man deren hohe Felswände vom Gipfel bis zur Sohle überblickt, den kleinen oder schwarzen Mönch, welcher ihren Fuß bildet, miteinbegriffen; auch tritt auf deren linker Brusthälfte das schneereiche Silberhorn in reizender Weiße hervor. Nachdem wir die Nacht in Mürren auf dem Heu geschlafen hatten, wendeten wir uns des andern Morgens über den „Sevenni-Bach“ um das „Gespaltenhorn“ herum bis zum „Tschingelgletscher“, wo sich das Lauterbrunnenthal schließt. Von da aus traten wir in der Tiefe den Rückweg an, das ganze Thal von seinem Ende bis zu seinem Anfange durchwandernd. Das obere Lauterbrunnenthal von seinem Schlusse bis zum Schmadribach bietet ein Bild großartiger Zerrissenheit. Man ist rings von wilden Felsen und Gletschern umstarrt. Die Thalsohle ist mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, zwischen denen nur finstere Fichten gedeihen. Der dem Steinberggletscher entströmende „Schmadribach“ stürzt sich in einem ersten Sturze sogleich 200 Fuß tief hinab und bildet dann, bevor er das Thal erreicht, noch zwei besondere Fälle. Er ist von großer Schönheit und selbst nach dem Staub-, Gies-, Reichenbach- und dem Aarefall noch sehenswerth. Von dem Schmadribach gen Lauterbrunnen zu erweitert sich das Thal und nimmt einen milderen Charakter an. Die große Mannichfaltigkeit der Gebirgs- und Gletscherbildung gab Vogt oft Veranlassung zum Zeichnen. Unterdessen stürzte ich mich dem schönen Alpensohne nach, welcher hier an blumigen Halden häufig umherflatterte. Es gelang mir wohl ein Dutzend Apollo's einzufangen. Daraus machte ich in Bönigen wieder eine engere Auswahl der farbenfrischesten Exemplare, spannte diese auf und

steckte sie mit starken Nadeln in ein kleines Kästchen, welches ich dann mit Gelegenheit wohlverpackt nach Hause schickte, wo meine Alpensöhne von den Fällen des „Schmadribachs“ und den Abhängen der Jungfrau jetzt neben den Schwalbenschwänzen und Segelvögeln vom „Franzenküppchen“ und vom „Markusberge“ prangen. Wie diese letzteren gehört auch „papilio Apollo“ zum Geschlechte der Ritter. Ausgespannt hat er gewiß eine Ausdehnung von 3 Zoll Länge. Die Oberflügel sind weiß mit schwarzen Flecken; die Unterflügel ebenfalls weiß, jedoch hat jeder derselben zwei rothe, schwarz eingefaßte Augen mit lichtweißem Mittelpunkte. Das Roth spielt bald mehr bald minder in's Gelb. Ich fing einige Exemplare, deren Augen von tiefem Orangegold glühten, als wäre ein Stück Alpenglühens auf den Flügeln hängen geblieben. Mit der sammtschwarzen Einfassung und dem lichtweißen Mittelpunkte auf weißem Grunde gewährte dies einen prächtigen Anblick. Einen häßlichen Schmetterling würde man wohl auch nicht Apollo genannt haben. Uebrigens kommt er auch auf der schwäbischen Alp vor. — Der Fuß der Jungfrau, welcher auch der „kleine“ oder „schwarze Mönch“ genannt wird, von Unten gesehen, rechtfertigt vollkommen diesen Namen, besser als der rückwärts gelegene „große“ oder eigentliche „Mönch.“ Ein dunkler Riesentalar fällt die Steinmasse rundum in's Thal hinab, und es wird Einem im Hinanblicke ganz enthaltsam zu Muthe. Die „Jungfrau“ selbst, die „in Ewigkeit verschleierte“, hat ihren Namen entweder dem reinen Schnee, der sie vor allen andern Schneebergen auszeichnet, oder dem Umstande zu verdanken, daß bis zu Anfang dieses Jahrhunderts kein menschlicher Fuß ihren Gipfel betrat. Nachdem sie jedoch 1812 von den Gebrüdern Meyer aus Aarau und 1828 von sechs Grindelwaldern, darunter zwei Brüdern Baumann, bestiegen worden, hat man sie scherzhafter Weise wohl Frau Meyer oder Frau Baumann genannt. Seitdem wurde sie wiederholt bestiegen, im August 1841 von Professor Agassiz aus Neuenburg. Auch Vogt war damals von der Partie, blieb jedoch auf der letzten Sennhütte zurück. Von den Wassern habe

ich nur den Schmadribach hervorgehoben. Aber im ganzen Thale quillt, rauscht und stürzt es von den umgebenden Felswänden. In der nächsten Umgebung von Lauterbrunnen selbst stürzen, außer dem Staubbach, au zwanzig kleinere Bäche in's Thal hinab, welchem Umstande der Ort ohne Zweifel seinen Namen: „Lauter Brunnen“ zu verdanken hat.

Ein anderer Ausflug, den wir machten, ging auf's „Rothhorn“, eine der höchsten Spitzen des am nördlichen Ufer des Brienzer See's sich hinziehenden vielzackigen Gebirgsgrates. Eine Zeit lang machte das Rothhorn wohl dem „Faulhorn“ den Rang streitig. Aber das Faulhorn hat den Sieg davon getragen, und das ehemalige Wirthshaus auf dem Rothhorn ist nun zerfallen. Die Aussicht vom Rothhorn hat vor der vom Faulhorn den schönen Vordergrund des Brienzer See's nebst einem Stücke des Thuner See's voraus, auch öffnet sich dem Blicke das ganze Haslithal von Meyringen bis zur Grimsel. Aber die entferntere und schrägere Stellung zu den Alpen vermindert die Schönheit des Panorama's, und was man, wenn man sich umwendet, auf der entgegengesetzten Seite vom Neuenburger, Vierwaldstätter und Bodensee übersieht, sind nur Stücke dieser ansehnlichen Wasserspiegel. Außerdem ist das Rothhorn schwieriger zu besteigen als das Faulhorn, ein wahrer Kniebrecher. Dagegen genossen wir auf seinem Gipfel des Schauspiels eines eigenthümlichen Lichtbildes. Vom Vierwaldstätter See her zogen große Nebelmassen an uns vorüber, quer über das Haslithal den Hochalpen zu. Die Sonne war schon stark über ihren Mittagspunkt hinaus, so daß wir uns zwischen ihr und den gedachten Nebeln befanden. „Sieh' da!“ sagte plötzlich Nauwerk, „das ist doch merkwürdig“. Ich folgte seinem ausgestreckten Arme und erblickte uns Beide auf dem Nebel abgebildet in einem förmlichen Rahmen aller Farben des Regenbogens. Erhob Einer den Arm, so geschah ein Gleiches in dem Bilde. Es war die hinter uns stehende Sonne, welche unsere Schatten auf die Nebel hinwarf. Ein Windstoß, und unser Bild ging im All auf; wir aber freuten uns als concentrirte Individuen zurückzubleiben. Wahrhaft

reizend ist der Weg von Brienz am nördlichen Ufer des See's vorbei nach Interlaken. An blumigen Halden schwangen sich honigberauscht die prächtigsten Schmetterlinge, sich von Zeit zu Zeit niederlassend, so daß ich sie mit Muße betrachten konnte: Stolze Apollo's und Trauermäntel in tiefem Schwarzbraun mit weißem Rande; Schillervögel, welche auf warmen Felsblöcken die schwarzen Flügel wohlig auseinanderbreiteten, daß der blaue Stahlglanz lebendig hin und her spielte; und dunkle Eisvögel, welche auf süßen Blumenkelchen die Flügel in eifrigem Saugen aufwärts zusammenschlugen und dadurch den hellen Farbenschmuck ihrer Rückseiten zeigten. Der Weg führt wiederholt durch Buchen- und Eichenwald, durch dessen dunkleres Grün Dich die zartgrüne Seenixe in goldigem Glanze so verführerisch anlächelt, daß Du Dich bei jedem Blicke sofort in ihre Umarmungen werfen möchtest. Aber Das wäre nicht gut; denn ihre Reize sollen hier eben so tückisch als tief sein. Bleib' Du im Walde, erfreue Dich an dem Glanze der Walddisteln, welche Du hier in großer Menge antriffst, nicht grüne bloß, sondern auch violette, an Farbe der Blutbuche vergleichbar; oder an den häufigen Bärberizensträuchen, welche mit flammendrothen Beeren so reich beladen sind, daß man dabei unwillkürlich an das Wunder vom brennenden Dornbusche denkt.

Bei schlechtem Wetter saßen wir daheim oft über die ungarische Karte gebeugt, die Züge G ö r g e i's verfolgend, deren Ende damals noch nicht bekannt war. Ich müßte die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, daß wir gar keine Hoffnungen mehr an die Kämpfe der Ungarn geknüpft hätten. Wir setzten aber voraus, daß die rückgängige Bewegung nach der Entsetzung Komorn's, die Erstürmung Ofen's und die folgenden Züge aus s t r a t e g i s c h e n Gründen erfolgt seien. Hätten wir gewußt, daß man nach der Entsetzung Komorn's nur deshalb nicht nach Wien vordrang, weil man eine neue Erhebung der übrigen Nationalitäten des östreichischen Gesammtstaates nicht mehr hoffen zu dürfen, oder entbehren zu können glaubte, so hätten wir die Sache der Ungarn ohne Zweifel schon damals verloren gegeben.

Denn daß es ihnen nicht gelingen werde, bei vollständiger Niederlage der Revolution im ganzen übrigen Europa, ihre aparten Errungenschaften in's Trockne zu bringen, Das war wohl ziemlich vorauszusehen. Doch geht ein stummer Zug entgegengesetzter Hoffnung durch die ganze ungarische Revolution. Diesem Irrthume ist wohl auch der erste Hauptfehler beizumessen, der nämlich, daß die ungarische Armee im October 1848 nicht sogleich hinter Jellacic drein nach Wien vordrang. Diese zweimalige Versäumniß des Vordringens nach Wien (im October 1848 und zu Ende Aprils 1849) erklärt auch Szemere, College Kossuth's im zweiten ungarischen Ministerium, in seinen „Charakterskizzen aus dem ungarischen Freiheitskriege", als die beiden Hauptfehler, welche während der ganzen Bewegung begangen worden. Blieb der Kampf auf die Gränzen Ungarn's beschränkt, so war in der That ein endlicher Sieg unmöglich und es konnte sich nur darum handeln, ein tragisches Epos würdig zu Ende zu führen. Auch Das war kein gleichgültiges Bemühen. Denn eine wirkliche Kraft macht sich nie geltend, selbst nicht im Unterliegen, ohne Spuren ihres Daseins zurückzulassen. Hätten nicht die Ungarn durch ihren hartnäckigen Widerstand das Einrücken russischer Hülfe zu Gunsten des östreichischen Gesammtstaates veranlaßt, so wären die Pläne des Kaisers Nicolaus auf das türkische Reich schwerlich so schnell gereift und die Franzosen und Engländer ständen heute nicht vor Sebastopol. — Aus dem Buche Szemere's wird Einem übrigens auch klar, warum Görgei sein eifersüchtiges Ringen um die Dictatur gegen Kossuth selbst dann noch fortsetzen mochte, als er selbst bereits alle Aussicht auf einen endlichen Sieg verloren hatte. Für die Zeit des siegreichen Flatterns der ungarischen Fahnen begreift sich dieser Ehrgeiz, welcher der ungarischen Sache so verderblich werden sollte. Aber was konnte es Görgei fruchten, am 11. August 1849, als er bereits von allen Seiten die Uebermacht auf sich hereinbrechen sah, seinen Rivalen noch zu demüthigen und ihn zur Uebergabe der Dictatur zu nöthigen? War denn Dies nicht vielmehr eine Entlastung Kossuth's

und eine eigne Belastung mit schwerer Bürde? — Was ich nie recht begreifen konnte, begreife ich jetzt, nachdem ich Szemere gelesen. Bereits am 20. Juli hatte Fürst Paskewitsch durch den Avantgarde-Obersten Chrulow den General Görgei zur Unterwerfung aufgefordert und ihm dabei ganz leidliche Bedingungen in Aussicht gestellt. Görgei mag damals den Einfluß der Helfer in der Noth auf die Entschließungen des Wiener Hofes als mächtiger angesehen haben, als er sich später erwahrte. Seinem Geiste mochte die Möglichkeit einer Vereinbarung vorschweben, welche seinem Vaterlande den Frieden wiedergäbe und immerhin soviel von den als Ganzes unhaltbaren Errungenschaften übrig ließe, daß es der Mühe verlohne, als der Urheber eines solchen Mittelzustandes hinfort unter habsburgischem Scepter eine hervorragende Rolle zu spielen. Sein späteres Schreiben an General Rüdiger, worin er die Officiere der Großmuth des Kaisers empfiehlt und hinzufügt: „Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer falle“, steht dieser Annahme nicht entgegen. Die Art und Weise, wie er das schneidende Gegentheil, d. h. das Hinsterben seiner Generäle und die eigne Begnadigung ertrug, beweist, daß das Leben doch nicht ganz ohne Reiz für ihn ist. — Aus dieser Hoffnung Görgei's erklärt sich auch, warum er, statt die Waffen zu strecken, nicht lieber, wie Kossuth, die benachbarte Gränze übertrat. Darüber schreibt er selbst an Klapka: „Mir blieb zwar noch ein Rückzug von Arad über Radna nach Siebenbürgen; allein die Rücksicht für mein Vaterland, dem ich um jeden Preis den Frieden geben wollte, bewog mich, die Waffen zu strecken“. Daß bei solcher Handlungsweise das abwärts rollende Rad grade da stehen bleibe, wo Görgei es gewünscht hätte, dazu lag nun grade kein Grund vor, und am Ende des Endes kommt man zu der Ueberzeugung, daß Kossuth, trotz des scheinbaren Triumphes seines Rivalen, doch der Feinere, jedenfalls der Glücklichere war. Ist Görgei ein wirklicher, bewußter Verräther? Darauf antwortet Szemere: „Weil Görgei unbedingt die Waffen bei Villagos streckte, ist er kein Verräther, sondern ein Feigling.

Seine größte und wirkliche Schuld besteht darin, durch eine lange Reihenfolge von Handlungen die Sache dahin gebracht zu haben, daß die Waffenstreckung erfolgen mußte.“ Den „Feigling“ möchte ich nicht unterschreiben; ich möchte lieber sagen: Görgei ist ein ehrgeiziger Soldat, aber kein politischer Charakter. — Viel schlimmer als mit Görgei geht Szemere mit Kossuth um. Warum? Mir scheint, weil er es für lohnender hält, auf einen moralisch Lebendigen als auf einen moralisch Todten zu schlagen. Die Heftigkeit, mit welcher er gegen seinen ehemaligen Collegen losfährt, erweckt Mißtrauen. Auch erhebt er ganz sonderbare Beschuldigungen gegen ihn, unter anderen diese: „Er wollte mit aller Gewalt die östreichisch-deutschen Provinzen in den deutschen Bund verflochten sehen“, und die folgende: „Er erklärte am Pesther Reichstage in die Losreißung Italiens von Oestreich zu willigen“. Diese Beschuldigungen ständen der östreichischen Gesammtmonarchie ganz gut an; aber im Munde eines ungarischen Revolutionairs von „republikanisch-demokratischer Richtung“ klingen sie etwas fabelhaft. Von wirklichem Gewichte dagegen ist die Behauptung, Kossuth erkenne in der Politik kein Princip an, er sehe sie bloß als die Wissenschaft der Erfordernisse an, und habe, demgemäß handelnd, schon Ende Juli 1849 den Grafen Casimir Bathyany und Szemere selbst beauftragen wollen, die ungarische Krone einem kaiserlich russischen Prinzen anzutragen; sodann im September 1849 von Widdin aus den schriftlichen Rath ertheilt: „Am Besten wäre es, ein Coburg würde Ungarns König, — oder auch ein Herzog von Leuchtenberg“. Dazu treten eine Menge anderer schwerer Beschuldigungen. Kurz von dem ganzen Kossuth, dem Helden, dem Staatsmann, dem Republikaner, dem Demokraten, dem politischen Charakter bleibt auch nicht ein gutes Haar übrig. Alles wird ihm bestritten mit Ausnahme seines außerordentlichen Rednertalentes. Das wäre freilich sehr schlimm, wenn man Szemere's Angaben und Urtheile als völlig ungetrübt annehmen müßte. Denn die Be-

redsamkeit ist gewiß eine sehr schöne aber eine eben so bedenkliche Gottesgabe.

Die Geschichte erzählt uns, daß Demosthenes Einer der Ersten war, welche in der Schlacht von Chäronea das Schwerdt wegwarfen, um zu entfliehen, obgleich grade er es gewesen war, welcher durch seine glühende Beredsamkeit die Athener zu diesem Kampfe angefeuert hatte. Diese Angabe ist nicht sicher, und was ihr einige Wahrscheinlichkeit nimmt, ist der Selbstmord des berühmten Redners nach der unglücklichen Erhebung Griechenlands gegen die Nachfolger des großen Alexander. Aber die Angabe besteht und ihr ist hinzuzufügen, daß bei der früheren Erhebung der Spartaner gegen Alexander selbst, bei welcher der spartanische König Agis II. als Held starb, die Athener mit Demosthenes in einer mehr klugen als charaktervollen Unthätigkeit verharrt waren. — Die geschmeidige Gewandtheit, mit welcher Cicero, nach der Niederlage seiner Partei bei Pharsalus, sich der siegreichen Partei Cesar's zu nähern wußte, während Cato eines heroischen Todes starb, ist zu bekannt, um darüber weiter zu sprechen. — Sollte es denn eine psychologische Nothwendigkeit sein, daß die flüssige Beweglichkeit des Geistes, ohne welche es keinen vollendeten Redner gibt, die edlen Härten des Charakters stets bis zu einem gewissen Grade auflöse? — Eine Nothwendigkeit wohl nicht, aber eine Gefahr. Jedenfalls ist hohe Beredsamkeit ein Grund zu verdoppelter Vorsicht, und achtbare Mitglieder des ungarischen Reichstages haben mir, bei entschiedener Mißbilligung des Auftretens von Szemere gegen Kossuth, dennoch gesagt, daß diese Vorsicht auch im untergebenen Falle nicht ganz unnütz sei.

Fünftes Kapitel.

Winterquartiere. — Johann Jacobi von Königsberg und die im Großherzogthume Baden standrechtlich Hingerichteten. — Das Berner Centralcomité zur Unterstützung der Flüchtlinge. — Flüchtlingsleben in Bern. Der Kornhausboden als Flüchtlingskaserne. Kleiderkisten aus Deutschland. Flüchtlingsunterricht. Revolutionaire Hoffnungen. Anfeindungen der „Parlamenter". Der Frankfurter Donnersberg und die Berliner Linke. Unterschriften aus dem Parlamente.

Endlich ging's in die Winterquartiere. Vogt kehrte natürlich mit mir nach Bern zurück, während Nauwerk noch eine Zeit lang in Thun blieb und dann der Stadt Zürich den Vorzug gab, wo er bereits Schulz von Darmstadt antraf. In der Nähe Zürich's hatten auch die beiden Unzertrennlichen, Heinrich Simon und Rappard, ein Gut angekauft. Nach Bern dagegen kamen noch Loewe und Reinstein von den Ufern des Genfer See's, wo sie die erste Zeit nach dem politischen Schiffbruche verlebt hatten. Dort hatte sich Moritz Hartmann von ihnen getrennt und nach Genf gewendet. Doch schrieb ich mir ihn von dort alsbald herbei nach Bern, wo wir den ganzen Winter über zwei ineinandergehende Stübchen brüderlich bewohnten. Auch Sachs und Wiesner trafen allmählig in Bern ein, und Mayer von Eßlingen bezog mit seinem jungen Weibe und seinem Söhnchen ein sauberes Häuschen im Dorfe Wabern am „Gurten", unweit Bern, wo wir den Winter über manche trauliche Stunde verbringen sollten. Würth von Sigmaringen war von Weisbad nach Rorschach gegangen, Schmidt von Löwenberg ließ sich mit Schlöffel in Aarau nieder, von wo beide später nach America übersiedelten, und Fallmerayer und Kuenzer kehrten Jeder in seine Heimath zurück, ohne wegen ihrer Theilnahme am Stuttgarter Parlamente irgend einer Strafe zu unterfallen. Die würtembergischen Theilnehmer an demselben sind bekanntlich gar keiner Verfolgung ausgesetzt gewesen. Was werden dereinst unsere Enkel dazu sagen, daß in demselben Deutschland Mitglieder einer und derselben Versammlung hier

vollständig frei ausgingen, während sie dort zu den härtesten Leibes- und Lebensstrafen verurtheilt wurden? Jedenfalls werden sie mit Achtung von der Ablehnung des Ordens pour le mérite durch den charakterstrengen Uhland sprechen, wodurch dieser der preußischen Regierung seine Theilnahme am Stuttgarter Parlamente in's Gedächtniß zurückführte. Daß man in Berlin diesen Umstand über dem Dichter vergessen konnte, liegt darin nicht eigentlich etwas Unbefangenes, Freies? Wie aber, wenn Uhland, statt würtembergischer, preußischer Unterthan gewesen wäre? Hätte man ihn auch im Exile oder im Gefängnisse oder gar auf dem Schaffotte decorirt? — Solche Fragen mögen sich wohl die Enkel stellen. Gerechtigkeit erfordert aber, ihnen gleichmäßig aufzubewahren, daß auch das Schicksal der preußischen Mitglieder des Stuttgarter Parlamentes nicht in allen Provinzen des preußischen Staates ein gleichhartes gewesen. Hier wurden sie zum Tode, dort bloß zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, und dort gar völlig freigesprochen. Die Freisprechung Jacobi's in Königsberg erfolgte freilich nur auf dessen persönliches Erscheinen.

Um jene Zeit tunkten gewisse Demokraten in Berlin ruhig ihre Federn in ihre Tintenfässer, um in pathetischen Sätzen zu erklären, daß auch uns Uebrigen ein gleiches Erscheinen vor den Gerichten nicht übel anstünde. Darüber denke ich nun anders. Was man sich und der gemeinschaftlichen Sache schuldet, ist, daß man an seinem Platze, so lange es gilt, seine Schuldigkeit thue, und daß, wenn Einen das Geschick ereilt, man anständig sterbe, ohne seine Ueberzeugung, sei es aus Schwäche, sei es mit ironischem Vorbehalte, zu verläugnen. Aber meine Freiheit und meinen lebendigen Leib mit absichtsvollem Vorbedacht als martyrischen Zukunftsdünger für den ermatteten Boden einer trostlosen Gegenwart herzugeben, Das — offen gestanden — ist meine Sache nicht. Wenn ich einmal mit meiner Freiheit und meinem Leben nichts Gescheidteres mehr anzufangen weiß, dann bleibt mir Das ja noch immer unbenommen. Uebrigens würde man sich sehr täuschen, wollte man von Jacobi annehmen, ein solches

Martyrium habe seinem Geschmacke entsprochen. Jacobi's Sache lag am Einfachsten von allen. Gegen ihn lag Nichts vor als seine parlamentarischen Abstimmungen. Seine Lage war weder durch Theilnahme an der Reichsregentschaft, noch durch außerparlamentarische Thätigkeit, noch durch andere Umstände besonders erschwert, und er glaubte fest an seine Freisprechung. Unseren wiederholten Zweifeln setzte er das bestimmteste Vertrauen in den Rechtssinn des ostpreußischen Charakters, selbst bei seinen politischen Feinden, entgegen. Doch hat der Ausgang dieses denkwürdigen Prozesses gelehrt, daß die Entscheidung nur an einem Pferdehaare hing. Daß Jacobi sich in dieser Lage, in die er sich freiwillig versetzt hatte, als wackerer Mann benehmen würde, verstand sich ganz von selbst. Ein Jeder von uns würde in gleicher Lage ein Gleiches gethan haben. Ueberhaupt hat man in dieser Beziehung der Demokratie Nichts vorzuwerfen. Nach allen Berichten, die mir zu Gesichte gekommen, sind die sechsundzwanzig Demokraten, welche vom Monat August an bis tief in den October, während des Laufes dreier Monate nach völlig beendetem Kampfe, in Freiburg, Mannheim und Rastadt den Urtheilen der preußischen Standgerichte fielen, alle wacker gestorben, politische Verbrecher zwar, aber wacker, Alle ohne Ausnahme, Jünglinge, Männer und Greise. Keiner hat seine Ueberzeugung verläugnet, Keiner hat sich vor dem entgegenstehenden Principe gebeugt, Keiner ist feige gewesen.

Das Erste, was uns in Bern gemeinschaftlich beschäftigte, war die Unterstützungs-Angelegenheit. Ich hatte von Berlin, im Auftrage der dortigen Volksvereine, einen ansehnlichen Wechsel zur Vertheilung unter die sämmtlichen preußischen Mitglieder der schweizerischen Flüchtlingschaft mit der Anzeige erhalten, daß die Volksvereine sich freiwillig besteuert hätten und daß diese erste Sendung sich allmonatlich wiederholen werde, was auch regelmäßig erfolgte. Auch von Köln erhielt ich eine anständige Summe, und Trier sowie andere kleinere Städte schlossen sich nach Kräften an. In ähnlicher Weise hatten Loewe, Vogt und Andere von anderen Seiten her beträchtliche Summen erhalten. Da-

durch ermuthigt wendeten wir uns mit unseren Aufrufen nach allen noch übrigen Richtungen, bis nach America, welches unseren Gesuchen alsbald bereitwilligst entsprach, von New-York bis in den fernen Westen, vom Niagara bis zur Mündung des Missisippi. Vor Allem galt es, Gerechtigkeit, Ordnung und Einheit in die Vertheilung zu bringen. Das war nicht leicht. In Erreichung dieses Zweckes sahen wir uns einerseits durch die speciellen Auflagen der Geber, andrerseits durch eine Anzahl bereits bestehender Comité's behindert, von welchen das in Zürich das hauptsächlichste war, sich als Hauptcomité gerirte, ohne jedoch die bedeutenden Summen, welche ihm bis dahin zugekommen waren, gleichmäßig auf die ganze Flüchtlingschaft zu vertheilen. Vielmehr vertheilte dasselbe den größten Theil der empfangenen Gelder vorzugsweise in seiner nächsten Umgebung. Es galt, ein Centralcomité für die ganze Schweiz zu bilden, welchem sich die bereits bestehenden und noch erst zu errichtenden übrigen Comité's unterzuordnen hätten, sei es freiwillig, sei es gezwungen dadurch, daß wir ihnen die Quellen der eingehenden Gaben, in unparteiischem Hinweis auf die Lage der Dinge, abgrüben. Diese Centralisirung ist uns denn auch allmählig gelungen. Die ersten Sendungen, die wir erhalten hatten, vertheilten wir noch nach dem besonderen Willen der Geber an die einzelnen Landsmannschaften, weil diese Vertheilungsweise sich augenblicklich noch überall geltend machte, und wir davon, vor einer allgemeinen Ordnung der Angelegenheit, ohne Benachtheiligung unserer besonderen Landsleute nicht abweichen konnten. In unseren Rechenschaftsberichten baten wir aber, uns zu gestatten, hinfort wenigstens im Exile den Gedanken der deutschen Einheit festzuhalten, um, von diesem ausgehend, eine allgemeine gleichmäßige Vertheilung ohne Unterschied der Landsmannschaften in's Leben zu rufen, — eine Bitte, welcher allerseits freudig willfahrt wurde. Eine dritte Schwierigkeit bestand in dem Bedenken der eidgenössischen Bundesbehörden, der Flüchtlingschaft die Errichtung einer solchen Centralbehörde zu gestatten, welche ja leicht zu einem Heerde bedenklicher Agitation ausarten könnte, jeden-

falls von den deutschen Regierungen als solcher werde angesehen werden. Dieses Bedenken wurde durch die Uebereinkunft beseitigt, daß der Stamm zu dem zu errichtenden Centralcomité sowie zu den einzelnen Cantonalcomité's überall aus Schweizern gebildet werde, welchen die Flüchtlinge besondere Vertrauensmänner zuzugesellen hätten. Solche Schweizer, welche dem Gedeihen des gemeinnützigen Werkes Zeit und Mühe mit uneigennütziger Bereitwilligkeit widmeten, fanden sich denn auch überall, und so trat das Werk alsbald in geregelten Gang. Dabei wurde auf möglichste Selbstständigkeit der Cantonalcomité's gehalten. Directe Unterstützungs-Gesuche an das Centralcomité blieben grundsätzlich unberücksichtigt und wurden den betreffenden Localcomité's zur Beurtheilung zugewiesen. Besondere Auflagen der Geber wurden durch Vermittlung der Localcomité's pflichtgemäß vollstreckt. Das Aufsichtsrecht über diese letzteren beschränkte sich im Wesentlichen auf die Prüfung der von denselben über die Anzahl der kasernirten und nichtkasernirten Flüchtlinge sowie über die Ab- und Zugänge periodisch einzusendenden Listen. Auf Grund der richtig befundenen Listen wurden dann, mit Festhaltung eines Unterschiedes zwischen Kasernirten und Nichtkasernirten, jedem Localcomité die ihm gebührenden Kopftheile zugesendet. Gingen Beschwerden gegen einzelne Localcomité's ein, so suchte das Centralcomité sich des Willens der Mehrheit der betreffenden Flüchtlingschaft zu versichern, was nicht immer leicht war, weil größere Flüchtlings-Versammlungen, in Anbetracht der politischen Lage, öfters unzulässig erschienen; nach Befinden wurden dann etwaige Irrthümer oder Mißbräuche abgestellt. In solcher Weise hat unsere Schöpfung, bei wiederholtem Wechsel ihrer Mitglieder, während mehrerer Jahre eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, und die fernen Geber mögen einigen Lohn für ihre menschenfreundliche Theilnahme in der Gewißheit finden, daß ihre Gaben manches Elend gemildert, ja Manchem die Wiedereroberung eines selbstständigen Erwerbes erleichtert haben.

Die große Mehrzahl der Berner Flüchtlinge, eine Anzahl badischer Soldaten, das Hanauer Corps, eine bunte Menge

anderer Blousenmänner, und wer immer sich nicht in der Lage befand, eine Privatwohnung zu bezahlen, ließ sich einkaserniren. Wer sich aber nur irgend einige Mittel zu verschaffen wußte, sei es von Hause, sei es durch seiner Hände Arbeit, der miethete sich, allein oder in Gemeinschaft mit seinen nächsten Freunden, eine besondere Wohnung. Nach freier Wahl und eignem Geschmack wohnt man schon ganz gerne zusammen; aber ein Anderes ist's, durch Pflicht und äußere Vorschrift dazu gezwungen zu sein. Diejenigen Socialisten, welche, als Preis der verheißenen Wohlthaten, das Opfer der häuslichen Eigenthümlichkeit verlangen, stoßen selbst bei Denjenigen, auf deren Erleichterung ihre Pläne vorzugsweise abzielen, auf entschieden entgegengesetzte Neigungen. Auf thatsächliches Entgegenkommen können sie immer nur im Falle der äußersten Noth rechnen. Man arbeitet lieber etwas mehr, um die ersten Erübrigungen auf die Herstellung seiner besonderen Häuslichkeit zu verwenden. Unser irdisches Thal ist nun einmal kein großer Backtrog, in welchem die Menschen als gemeinschaftlicher Teig, als fluidum humanum, zur Welt gekommen wären. Wir sind alle als Individuen geboren, mit individuellen Knochen, Muskeln und Nerven, Große und Kleine; der Eine hat ein größeres Bett, eine größere Stube nöthig als der Andere, und zu der individuellen Leibesbeschaffenheit kommt dann noch der individuelle Geschmack, der vollends jene wohlgemeinten Theorieen über den Haufen wirft. Auch will Freund Vogt dem großen Reiche der Mutter Natur abgelauscht haben, daß der Drang nach individueller Ausbildung überall ein Zeichen höherer Culturfähigkeit, der Mangel dieses Dranges hingegen ein Zeichen des Gegentheils sei. Der schlaue Fuchs wohnt in seiner anarchischen Höhle, die dummen Schaafe folgen blöckend ihrem Leithammel und lassen sich geduldig in ihre Pferche zusammendrängen, — von der niederen Stufe der Zoophyten mit ihrem vereinfachten Lebensorganismus gar nicht zu reden. Freilich ist der schlaue Fuchs zugleich ein Hallunke, das dumme Schaaf zugleich ein Sinnbild der Demuth und des christlichen Opfers. Aber es fragt sich,

ob denn auch für den Menschen die Spitzbüberei nothwendig anfange, wo die Dummheit aufhört, ob zwischen Selbstsucht und Opfer nicht vielmehr das große reiche und schöne Gebiet der Gerechtigkeit liege, der Gerechtigkeit gegen sich und Andre, welche die eigne Eigenthümlichkeit möglichst zu bewahren und auszubilden trachtet, ohne dem Rechte des Nächsten auf gleiche Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten. Will man die Gerechtigkeit ebenfalls „Egoismus“ nennen, in dem Sinne, daß am Ende doch Alles aus dem „Ich“ fließe, so kann man da Nichts dagegen haben, obgleich man sich dadurch mit dem Sprachgebrauche in Widerspruch setzt; will man selbst mit Büchner's Danton sagen: „Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste!“ — meinetwegen! Aber dann gibt es eben sehr verschiedene Arten von Egoismus, den rohen Egoismus, der sich einbildet, der Gesellschaft nicht zu bedürfen, der die Freiheit seiner Mitwelt plump darniedertritt, ihr die Möglichkeit der Schönheit raubt und somit den Quell seines eignen Lebensgenusses verunreinigt; und im Gegensatz dazu einen anderen Egoismus, der ein wirkliches und aufrichtiges Schönheitsinteresse daran hat, daß alle Knospen menschlicher Kraft zu möglichster Entfaltung und Blüthe gelangen, ja dessen eigner Genuß grade dadurch bedingt ist.

Als Flüchtlingskaserne hatte die Regierung den geräumigen Boden des stattlichen Kornhauses hergegeben. Vor demselben erhebt sich ein seltsames Baustück, der s. g. „Kindlifresserbrunnen“, ein alter Röhrbrunnen, überragt von einer grotesken Figur, wahrscheinlich Saturn, die eben im Begriffe ist, ein Kind „ohne Senf und Salz“ zu verspeisen, während mehrere andere, zu gleichem Loose verdammt, ihr in Gürtel und Taschen stecken, — für Revolutionaire jedenfalls ein Stoff zu sinnigem Nachdenken! Im Giebelfelde seiner Front trägt das Kornhaus den „alten Mutz“, das Sinnbild der Kraft Berns. In seinem Inneren herrschte damals ein merkwürdiges Leben. Badenser, Hessen, Schwaben, Baiern, Sachsen, Preußen, kurz Deutsche von fast allen Stämmen hatten dort Obdach gefunden. Durch den ge-

müthlichen süddeutschen Dialect klang der scharfe Accent des Nordens, Blouse hing neben Uniform, Tornister neben Seitentäschchen, Tzacko neben Heckerhut, darüber viel Schärpen und Bänder, schwarzrothgoldne und rothe. Jeder hatte sein Bett, sein Stück Wand mit Kleiderhaken, seinen Stuhl, mehrere zusammen einen Tisch. Da saßen sie, die Sturmverschlagenen, und erzählten sich ihre Erlebnisse, wie Dies und Jenes gekommen, und wer eigentlich die Schuld trage, und wie man Das besser machen müsse, „wann es wieder losgehe.“ Die Blousen erinnern mich an den Winter. Viele hatten keinen Faden Wolle am ganzen Leibe. Es war daher eine wahre Freude, der Auspackung der Kleiderkisten beizuwohnen, welche nach und nach aus dem geliebten Vaterlande anlangten. Alles Mögliche zog man daraus an's Licht hervor, Röcke, Hosen, Westen, Hüte, Mützen, Halsbinden, Hemden, Vatermörder, Schuhe, Stiefel, Pantoffeln, Strümpfe, gestrickte Jacken und Schawls, Damenkleider, Schürzen und Damenhüte, selbst das Kinderzeug bis zu Windeln und Wickelzeug fehlte nicht. Wie sorglich, selbst daran zu denken, „daß Unkraut nicht vergeht!“ Nichts geht doch über die Weiber; sie denken an Alles. — Außerdem kaufte das Berner Localcomité noch Tuch und Leder an, und lies dasselbe zu Kleidern und Schuhwerk verarbeiten. Eine einfache aber nahrhafte Kost wurde von der Regierung gereicht, und so war für das Materielle möglichst vorgesorgt. Dagegen fingen die armen Schelme allmählig an, sich sträflich zu langweilen. Der deutsche Arbeiter ist überall geschätzt, und manche Handwerker, Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Buchbinder, hatten auch bei Berner Meistern Beschäftigung gefunden. Aber auf die Masse machte Das nur Wenig, und die große Anzahl der unter den Soldaten befindlichen Ackersleute blieb vollends ohne alle Aussicht auf nützliche Bethätigung. Manche bekamen das Heimweh, Alle sehnten sich nach Arbeit. Unter diesen Umständen trat, was nur immer von Intelligenz in der Flüchtlingschaft vorhanden war, zusammen, um den Leuten durch Unterricht und Vorlesungen ihre Lage einigermaßen erträglicher zu machen. Von revolutionairen Vor=

trägen war dabei natürlich nicht die Rede; das würde der schweizerische Bundesrath nicht geduldet haben. Dagegen wurde im Schreiben und Rechnen, in der Geographie und Naturgeschichte unterrichtet, und frühere Offiziere gaben Unteroffizieren und Anderen, welche sich militairisch weiter auszubilden wünschten, Unterricht im Planzeichnen, im Fortificationswesen und in anderen Zweigen der Kriegswissenschaft. Zu abendlichen Vorlesungen wurden passende Litteraturstücke, Dorfgeschichten oder Dramen gewählt. Zum Lieblingsvorleser der Leute machte sich Mayer aus Eßlingen durch seinen eindringlichen Dialect, durch den Nachdruck, den er volksthümlichen Stellen zu geben wußte, und durch seine guten, dem Verständnisse der Zuhörer angepaßten Erläuterungen. — Auf dem Kornhausboden herrschte übrigens strenge militairische Ordnung; das Thor wurde des Morgens zu bestimmter Stunde geöffnet, des Abends zu bestimmter Stunde geschlossen, und dem Mayer geschah es wohl ein und das andre Mal, daß er, im Eifer einer über die gewöhnliche Stunde hinaus fortgesetzten Vorlesung, miteingeschlossen wurde.

Was die politische Stimmung anbetrifft, so war diese — die Wahrheit zu sagen — geraume Zeit lang ziemlich thöricht. Alle Tage „ging es wieder los“; statt sich den guten Tag zu bieten oder zu fragen: Wie gehts? — war die gewöhnliche Anrede auf der Straße oder an öffentlichen Orten: „Wann geht's wieder los?“ — War es nicht morgen, so war es doch gewiß übermorgen, und wer den groben Irrthum beging, nicht daran zu glauben, der gerieth leicht in den Verdacht geheimer reactionairer Sympathieen. Diese Hoffnungen gründeten sich übrigens weniger auf Deutschland als auf Frankreich. Selbst als Oestreich athemlos von den Schlachtfeldern Ungarn's nach Deutschland zurückkehrte, um das bis dahin Versäumte nachzuholen und Preußen aus sämmtlichen errungenen Stellungen wieder hinauszudrängen, selbst als Preußen nicht zu weichen und der Ausbruch eines Kampfes fast unvermeidlich schien, selbst da lebte in der großen Mehrzahl der Flüchtlinge der Instinct, daß Preußen am Ende doch nachgeben werde, und zwar so merk-

würdig sicher, daß ein Finanzbourgeois damit an der Börse große Summen „verdient“ hätte. Dagegen wichen die Illusionen, denen man sich hinsichtlich Frankreichs hingab, nur allmählig dem offenkundigen Rückschrittsgebahren der seit dem 29. Mai 1849 versammelten Legislative, gegen welches das Volk zwar von Zeit zu Zeit in den Ersatzwahlen protestirte, ohne jedoch dadurch etwas Anderes zu erreichen als verdoppelte Freiheitsbeschränkungen. Als endlich am 31. Mai 1850 das Volk selbst die Verstümmelung des allgemeinen Wahlrechts ruhig hingenommen hatte, da erschienen die Aussichten auf mehrere Jahre hinaus, bis zum Termin der neuen Präsidentenwahl, vertagt, und die Auswanderung nach America lichtete zusehends die letzten Reihen der bis dahin Zurückgebliebenen.

Die frei in der Stadt Wohnenden und wer von den Einkasernirten es nur immer vermochte, sei es aus eignen Mitteln, sei es als Gast eines besser Gestellten, vereinigten sich von Zeit zu Zeit zu gemeinschaftlichen Ausflügen in Flur und Wald, und versammelten sich zum Mindesten wöchentlich einmal des Abends in der „Michelei.“ Dort trank man einen Schoppen Wein oder ein Glas Bier, nahm wohl auch das Abendbrod, und setzte, bei besonders festlichen Gelegenheiten, nachdem man aus dem Walde den erforderlichen Waldmeister mitgebracht hatte, nach deutscher Sitte die Maibowle an. Obgleich der Waldmeister in den nächsten Umgebungen der meisten Schweizerstädte reichlich vorkommt, so habe ich doch nirgends bei den Schweizern unseren Maiwein angetroffen. Viele Flüchtlinge waren musikalisch, eine Guitarre war auch zur Hand, und so wurde oft gesungen, Quartett oder Wildgesang, in die Runde und im Chor, in heller Freude, wann ein aus Rastadt Entsprungener anlangte, und nicht ohne Wehmuth, wann Einer nach America abging —

Muß' i dann, muß i dann zum Städtli 'naus,

— — — — — — — — —

Dabei theilte man sich mit, was man aus den öffentlichen Blättern oder aus Briefen aus der Heimath erfahren hatte, und

gedachte des Vaterlandes und Derer daheim, nicht Aller mit gleicher Liebe. Wie wäre Das auch möglich gewesen? Waren wir doch unter uns selbst gar nicht so einig, als man es von Genossen desselben Unglücks wohl voraussetzen möchte. Dies ist aber eine alte Erscheinung, so alt wie die Geschichte der Emigrationen. Beschäftigungslosigkeit und Abwesenheit des gemeinschaftlichen Gegners sind eine arge Geißel. Die nach Außen hin abgeschnittene Thätigkeit kehrt sich nach Innen und wühlt in den eignen Eingeweiden, und zwar mit der ganzen Kraft aller natürlichen Leidenschaften, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Eifersucht, des Neides und selbst des Hasses. So arg als Herr v. Manteuffel meinte, indem er den Vers auf uns anwandte:

„Jeder dieser Lumpenhunde wird vom Ander'n abgethan" —

so arg war es grade nicht, aber doch arg genug. Die hauptsächlichsten Angriffe richteten sich gegen uns „Parlamenter", wie man uns nannte. Sie kamen nicht von der Masse, diese war vielmehr das Publikum, welches man uns abwendig zu machen suchte. Sie kamen vielmehr von Solchen, welche in der Revolution ebenfalls Rollen, aber subalternere als wir gespielt hatten, und nunmehr eine Umkehr dieses Verhältnisses, die im größeren Kreise nicht möglich gewesen war, im kleineren herbeizuführen suchten. Das verdient ohne Zweifel Entschuldigung. Denn Viele dieser Leute hatten daheim mit viel Mühe und Gefahr recht schwierige Stellungen eingenommen, ohne dafür auch nur den Lohn eines öffentlichen Bekanntwerdens ihrer Leistungen in weiteren Kreisen einzuärndten. Dazu mochten sie sich unsere höhere Stellung im Parlamente als viel dornen- und gefahrloser denken als sie war. Was ich z. B. in den ersten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswald's und Lichnowsky's bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten,

um zu gewohnter Stunde auf gewohntem Platze im Parlamente zu sitzen; als der Antrag auf Verhaftung in's Parlament kam und selbst sonst ordentliche Leute vor mir ausspuckten, — was ich damals ausgestanden, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht, geschweige denn einem Gesinnungsgenossen. Ich schweige von unseren Erlebnissen am Kampftage selbst, weil diese zur Zeit einläßlich erörtert worden sind. Nur auf eine Episode erlaube ich mir zurückzukommen, welche seitdem in den sogenannten Charakterbildern des Herrn Beda Weber in Frankfurt am Main in einer auf die Verletzung meiner persönlichen Ehre abzielenden Weise entstellt worden ist. Es ist bekannt, daß am Nachmittage des Kampftages ein Waffenstillstand abgeschlossen werden sollte. Graf Coronini hatte die Einstellung des Feuers der Truppen unter der Bedingung bewilligt, daß Deputationen der Linken die Einstellung des Feuers der Barrikadenkämpfer bewerkstelligten. Zu diesem Zwecke begaben sich Trützschler, ich und mehrere Andere nach der am Ende der „Zeil" gegenüber der Constabler-Wache errichteten Barricade. In unserer Begleitung befanden sich die Abgeordneten Deetz, v. Boddien und ein uns vom Grafen Coronini zu unserer Legitimation mitgegebener hessischer Offizier. Das Feuer an der Constablerwache war von beiden Seiten lebhaft, in unserer nächsten Nähe gab es verwundete Soldaten, und diese waren in der Hitze des Kampfes nicht zum Einstellen des Feuerns zu vermögen. Die Abgeordneten Deetz und Boddien befanden sich in Civil. Der hessische Offizier mag seinen Auftrag erfüllt haben; aber die Truppen hörten nicht auf zu feuern. Trotzdem forderte mich Herr v. Boddien auf, mich hinüber zu begeben, um die Barrikadenkämpfer zum Einstellen ihres Feuers zu veranlassen, und zwar barsch genug, doch nicht ehrenrührig. Wir standen auf der Straße, da wo auch unsere Begleiter standen, dem Feuer nicht mehr und nicht minder ausgesetzt als sie. Wir waren aber nicht naiv genug, unsere Rücken den Kugeln der Truppen auszusetzen. Vielmehr begab sich Trützschler zum Grafen Coronini auf die Hauptwache zurück, um ihn von

dieser Sachlage zu unterrichten, worauf dieser selbst sich mit Trützschler zur Stelle verfügte. Als sie anlangten, war es mir aber schon möglich gewesen, hinüber zu gelangen und die Barrikadenkämpfer um mich zu versammeln. — Der Mangel unserer Naivität, das Feuer der Truppen auf den Rücken zu erhalten, in Verbindung mit der Aufforderung des Herrn v. Boddien, gab kurz nach dem Kampfe zu gehässigen Darstellungen im Parlamente Veranlassung. Darauf erließ ich im Frankfurter Journal eine Erklärung, worin ich den Thatbestand, sowie ich ihn eben auseinandergesetzt habe, einfach hinstellte, und die gegen mich in Umlauf gebrachten gehässigen Darstellungen für verläumderisch erklärte. Diese aufrecht zu erhalten, fand sich nun auch Niemand veranlaßt. Aber ich hatte mich in meiner Erklärung hinsichtlich des hessischen Offiziers des Ausdrucks bedient: „Der hessische Offizier war unterdessen abhanden gekommen.“ Dagegen remonstrirte nun dieser Offizier. Ich hatte nicht die entfernteste Absicht gehabt, denselben zu verunglimpfen. Ich kann auch wirklich nicht sagen, wo er sich befand. Mir kam es nur auf die Thatsache an, daß das Feuer Seitens der Truppen nicht eingestellt worden, eine Thatsache, von welcher ja Trützschler gleichzeitig bei dem Grafen Coronini selbst Meldung gemacht hatte. Dies erwiederte ich in einer zweiten Erklärung im Frankfurter Journal auf die Entgegnung des hessischen Offiziers, unter wiederholter Bereiterklärung, für meine Darstellung persönlich einzustehen. Die betreffenden Nummern des Frankfurter Journals, in welchen meine beiden Erklärungen enthalten sind, habe ich hier in Italien nicht zur Hand. Sie waren aber so bestimmt abgefaßt, daß sie eine unmittelbare Zuschrift des demokratischen Vereines meines Wahlbezirkes zur Folge hatten, des Inhalts: „daß ich durchaus kein Mandat habe, mich in Frankfurt mit Offizieren zu schießen, sondern dem deutschen Reiche eine Verfassung gründen zu helfen“, — wobei meine Wähler freilich vergaßen, daß ich außer ihnen auch noch mich selbst zu vertreten hatte. — Auf meine beiden Erklärungen erfolgte nun aber keinerlei Entgegnung mehr; während der 9

Monate, die ich von da ab noch im Vaterlande verweilte, fand sich Niemand vermüßigt, für die gegen mich in Umlauf gebrachten gehässigen Gerüchte einzustehen. Auch schienen sie von dem Augenblicke ab todt, in und außer dem Parlamente. Da kommt nun hinterher, während meines Exils, im Jahre des Heils 1853, Herr Beda Weber, um im Verlage des Herrn Sauerländer in Frankfurt a. M., über die fragliche Episode folgende Mittheilung zu machen: „Unsere Barricaden und die Redner der Pfingstweide erinnern mich an ein Abenteuer, das Simon von Trier am 18. Sept. zu Frankfurt mit nicht geringem Herzdrücken überstehen mußte. Die Linke wollte mit den Aufständischen vermitteln. Simon von Trier ward auserſehen, mit einigen preußischen Haudegen an die Barricade zu gehen, weil er auf der Pfingstweide so übermäßig tapfer gekräht und gebrüllt hatte. Als jedoch der Redner in die Nähe des Straßenkampfes kam, sank er zusammen wie ein Mehlsack, der seines Inhaltes baar geworden; ein Preuße faßte ihn beim Nacken und schleppte ihn erbarmungslos an die Stätten, wo die Schüsse krachten, deren Pulverdampf so widerlich auf die Nerven des guten Simon wirkte, daß er alle Besinnung verlor und ganz die Gestalt einer abnormen Fehlgeburt annahm, die man in Spiritus zum ewigen Andenken aufgehängt. — Da sind die Weiber in und um Frankfurt weit beherzter . . . . . . Als die ersten Schüsse von den Barricaden Frankfurts auf die Soldaten fielen, waren alle Dachfenster von wohlgekleideten Damen besetzt . . . .“

Die Damen Frankfurts mögen sich bei Herrn Beda Weber für das gemachte Compliment persönlich bedanken. Ich aber habe die ganze Stelle wörtlich hierher gesetzt, um den Leser in Stand zu setzen, darnach auch die Glaubhaftigkeit der übrigen Kapuzinaden des Herrn Beda Weber gegen die Mitglieder der Frankfurter Linken gebührend zu würdigen.

Kommen wir nun zu den Angriffen zurück, die wir „Parlamenter“ in der Schweiz von den eignen Exilgenossen zu er-

dulden hatten. Die Namen der Parlamentsmitglieder waren aus ganz natürlichen Gründen daheim wie im Auslande bekannter geworden, als die vieler anderer, vielleicht mehr verdienstlicher Männer. Eine Folge davon war, daß die Hauptsendungen zur Unterstützung der Flüchtlinge an uns gelangten, aus Deutschland wie aus America. Diese Thatsache war so bekannt, daß grade einige unserer Unterschriften, die Loewe's und die meine, es waren, deren sich um jene Zeit ein Fälscher und angeblicher Flüchtling bediente, um allgemeine deutsche Unterstützungsgelder in seine eigne Tasche abzuleiten, was ihm in einigen Fällen auch wirklich gelang. In Anbetracht dieser Umstände und des Eifers, den wir der Unterstützungs-Angelegenheit fortwährend in unserer Correspondenz widmeten, sah aber auch das Berner Centralcomité vorzugsweise uns gerne als Vertrauensmänner in seinem Schooße, und Das war dann für unsere Gegner wieder ein neuer Grund der Beschwerde gegen „diese sich überall einnistenden Parlamenter." An zahlreichen Beschuldigungen gegen uns fehlte es nicht. Das Parlament trug die Hauptschuld am Mißlingen der deutschen Bewegung, wir waren Mitglieder dieses Parlaments, zwar opponirende Minderheit, zwar kleine, heftig opponirende Minderheit, gleichviel: Mitgefangen — mitgehangen! Manchen deutschen Sendungen war die ausdrückliche Auflage hinzugefügt, genau bezeichnete Summen, direct und ohne Vermittlung der Comité's, an genau bezeichnete Personen gelangen zu lassen. Wenn nun von der Ausführung solcher Auflagen auf irgend eine Weise irgend Etwas verlautete, dann erhoben sich laute Klagen gegen die willkürlichen Vertheilungen, mittelst Deren wir uns eine eigne „Camarilla" (— das war der Ausdruck! —) zu bilden suchten. Endlich waren Manche von uns ihren Landsleuten durch Beibringung besonderer Mittel, durch die Auswirkung freier Ueberfahrt bei den Bundesbehörden, durch Empfehlungsschreiben an americanische Freunde, kurz auf jede mögliche Weise zur Auswanderung behülflich. Es war gar nicht mit anzusehen, wie soviele rüstige Bursche, die gerne gearbeitet hätten, wider Willen

zu verbummeln drohten. Da hatte ich einen Landsmann aus dem Kreise Bittburg, einen großen stämmigen Burschen, der mir oft von seinem Pfluge, seinen Pferden und dem ihm unter der Hand dampfenden Acker mit einer Schwermuth sprach, welche mich an die besten Figuren der Georg Sand'schen Dorfromane erinnerte. Dem Manne mußte geholfen werden, trotz Alledem und Alledem. Ebenso habe ich verschiedenen anderen Arbeitern, Tischlern, Gärtnern, Buchbindern, Tapezierern, zur Auswanderung die Hand geboten, und von Einzelnen habe ich Nachrichten, nach welchen es ihnen in ihrem neuen Vaterlande ganz gut geht. Unsere Gegner aber erhoben deshalb die lautesten Beschuldigungen gegen uns; sie sagten, wir unterstützten die Auswanderung bloß deshalb, um die revolutionaire Partei zu schwächen oder doch bis zu jener energielosen Blässe zu entröthen, deren wir zur Befriedigung unserer ehrgeizigen Pläne bedürften, und Was desgleichen Blödsinns mehr war. Die Leidenschaft entfachte sich wegen dieses letzteren Punktes bis zu dem Grade, daß unsere Gegner eines Tages einen jungen, tüchtigen und kreuzbraven Unteroffizier aus Aachen, Namens Kleefisch, dem wir ebenfalls zur Abreise behülflich gewesen waren, unter der Anklage eines begangenen Diebstahls, an der Grenze in Basel verhaften ließen. Darauf Rückschreiben des armen Verhafteten an uns, Aufklärung der Sache und völlige Nichtigbefindung der Anklage, welchem zufolge wir bei den Behörden die sofortige Freilassung erwirkten. Kleefisch aber antwortete uns, er wisse jetzt, wer ihn als Mensch und wer ihn als bloßes Parteiinstrument behandelt habe. Man führte eigne Conduitenlisten über uns, wo zur Seite unserer Namen alle unsere Schandthaten gewissenhaft nachgeführt wurden; darauf gestützt ließ man Libelle gegen uns drucken, welche man bis nach England, America und wohin man nur immer reichte, verbreitete, grade als wenn man am Vorabende einer neuen Revolution stünde, welche wir um ihre edelsten Früchte zu betrügen drohten. In einem dieser Libelle wurde ich unter Anderem beschuldigt, „geerbkaisert“, d. h. zum Zustandekommen des Erbkaiserthums beige-

tragen zu haben. Man verwechselte mich dabei absichtlich mit Heinrich Simon, der um des Ausschlages, den er zu Gunsten des Erbkaiserthumes gab, wahrhaftig nicht um ein Haar schlechter, noch besser ist, als ich, ebensowenig als Loewe und Andere, die in der damaligen Lage für den Erbkaiser stimmen zu sollen glaubten. Aber es war doch nicht wahr, daß ich dafür gestimmt hatte. Doch wußte man die große Masse lange in diesem Irrthume zu erhalten, so daß eines Tages ein mir wohlwollender Arbeiter sich also gegen mich äußerte: „Nun, Sie haben sich eben geirrt. Kommen Sie noch einmal in die Lage, so wählen Sie keinen Erbkaiser mehr, nicht wahr?“ —

Dies thörichte Treiben wurde von manchen, sonst ganz gescheidten Leuten unterstützt, sei es aus Schadenfreude, sei es aus angebornem Bedürfniß nach Wühlerei, selbst nach kleinlicher. Diese steckten die Fahne der Berliner Versammlung gegen jene des Frankfurter Parlamentes auf. Sie hatten insoweit Recht, als das Frankfurter Parlament die preußische Volksvertretung nicht nur nicht unterstützt, sondern zu deren Untergang wesentlich beigetragen hatte. Aber war denn Dies die Schuld der Frankfurter Linken? Hatten wir nicht alles Mögliche aufgeboten, die entgegengesetzte Richtung zur Geltung zu bringen? — Hierbei drängt es mich, einer Thatsache Erwähnung zu thun, die noch wenig bekannt ist. Das Alles gehört ja jetzt der Geschichte an und kann wohl unbedenklich besprochen werden. Nachdem das Frankfurter Parlament den Waffenstillstand von Malmö genehmigt und bald darauf sämmtliche Anträge auf Schutz der hartbedrängten Stadt Wien zurückgewiesen hatte, begab sich ein großer Theil der Mitglieder des Donnersberges, gleichzeitig mit Abordnungen sämmtlicher deutschen Kammerlinken, mit denen man sich zu diesem Zwecke in's Einvernehmen gesetzt hatte, nach Berlin, um der dortigen Linken ein gemeinschaftliches Hinwirken auf die Entsetzung Wiens vorzuschlagen. Es handelte sich um einen Aufruf an das gesammte Deutschland um Geldbeiträge und bewaffneten Zuzug. Das leitende Comité, welches unmittelbar für die erforderlichen Offiziercadres zu sorgen habe, sollte

in Berlin seinen Sitz haben. Kam die Maßregel für Wien zu spät, so konnte sie doch den bald darauf folgenden Berliner Ereignissen eine andere Wendung geben. Mit Hinweis darauf erklärten wir uns sämmtlich bereit, auf unsere Sitze in Frankfurt zu verzichten, und unsere Kräfte mit denen der Berliner Linken zu gemeinsamem Zwecke zu vereinigen. Es gelang uns wirklich, von der zahlreich versammelten Berliner Linken einen unseren Vorschlägen entsprechenden Beschluß zu erwirken. Die Versammlung ernannte sofort eine Commission, bestehend aus ......, d'Ester und mir, um den gedachten Aufruf zu entwerfen, und erklärte sich in Permanenz, bis wir unseren Entwurf vorgelegt hätten. Wir zogen uns zurück und kehrten alsbald mit unserem Entwurfe in die Versammlung zurück. Unterdessen aber waren Waldeck und Temme, welche der bisherigen Berathung nicht beigewohnt hatten, eingetroffen, und machten ihren Einfluß gegen unseren Entwurf sowie überhaupt gegen jeden Aufruf ähnlicher Art mit solchem Nachdrucke geltend, daß die Versammlung von ihrem ersten Beschlusse gänzlich zurückkam. Der Hauptgrund, welchen sie gegen die von uns beantragten Maßregeln anführten, bestand in der zuverlässigen Aussicht, demnächst die parlamentarische Majorität zu erringen, der man schon ganz nahe stehe, und ohne welche auf einen Schutz durch Volk und Bürgerwehr Berlin's nicht zu rechnen sei. Darauf machte Schlöffel sich über die erhoffte parlamentarische Majorität lustig, und sagte der Versammlung so derbe Artigkeiten, daß ich mich in's Mittel legen mußte, um wenigstens ein erträgliches Scheiden zu vermitteln. Wir kehrten darauf nach Frankfurt zurück. In Berlin aber trafen Schlöffel's Prophezeiungen bald darauf buchstäblich ein. Ich will hier natürlich nicht untersuchen, inwieweit Waldeck und Temme mit ihren Anführungen Recht hatten, und was die Durchführung unseres Planes an dem Gange der bald darauf folgenden Ereignisse etwa zu ändern vermocht hätte, — aber sämmtliche Mitglieder der Berliner Linken werden sich unserer damaligen Bereitwilligkeit erinnern, Frankfurt im Stiche zu lassen, und mit ihnen gemein-

schaftlich der Zukunft die Stirne zu bieten. Jedenfalls lag zu keiner Zeit auch nur der geringste Grund dazu vor, die Fahne der Berliner Versammlung uns als eine entschiedenere entgegenzusetzen. Auch das demokratisch-republikanische Princip haben wir Donnersberger reiner vertreten als die Berliner Linke, ja als überhaupt irgend eine Linke in ganz Deutschland. Freilich war unsere Stellung durch die bereits im Sommer 1848 erfolgte Selbstauflösung des Bundestages wesentlich erleichtert. Wir hatten Nichts vor uns, als die durch das Parlament selbst geschaffene Centralgewalt, während die einzelnen Landesvertretungen sich ihren angestammten Obrigkeiten gegenüber befanden, die zum Theil noch mit großer Gewalt ausgerüstet waren. Daraus ist es zu erklären, daß selbst die äußerste Linke Berlin's nicht aus der „demokratischen Monarchie“ herauskam. In der That war es schwieriger, gegen thatsächliche Gewalten wirksam anzukämpfen, als bloße Theorieen in ihrer Reinheit geltend zu machen. Dafür standen aber auch den Linken der großen Hauptstädte mehr Kräfte zu Gebote als uns in Frankfurt, und immerhin haben wir im Parlamente gethan, was in unseren Kräften stand. Auf staatsmännisches Wesen machten wir im Donnersberg keinen Anspruch, aber von der scharfen Linie der reinen Principien sind wir auch nicht um eines Haares Breite abgewichen, weder in der Verfassung noch in den Grundrechten. Wir stimmten gegen eine unverantwortliche Centralgewalt, und als diese durch die Mehrheit dennoch beschlossen worden war, enthielten wir uns der Abstimmung, während der „deutsche Hof“ einen „unverantwortlichen Itzstein“, die Westendhall einen „unverantwortlichen Gagern“ wählte. Jetzt, wo das Gewicht vorübergehender Umstände sich verloren hat, klingt Das etwas sonderbar, — meine Freunde werden mir's nicht übel nehmen. Stimmten doch auch drei unvergeßliche Todte für Itzstein und Gagern, — Blum für den Ersteren, Raveaux und Schoder für den Letzteren. Aber der Mensch vergeht, der Grundsatz besteht! — Später, beim endlichen Abschluß der Reichsverfassung, stimmten wir gegen das erbliche Kaiser-

thum, überhaupt gegen Alles, was nicht rein republikanischer Natur war, und als die Mehrheit der Versammlung trotzdem das erbliche Kaiserthum durchgesetzt hatte, enthielten wir uns abermals der Wahl. Dabei bedurfte es der nachdrücklichen Geltendmachung unserer Ueberzeugungen, um uns nahestehende Freunde von der Wahl abzuhalten, an welcher Einer oder der Andere sich gerne betheiligt hätte, wäre es auch nur aus dem Grunde gewesen, die interessante Reise nach Berlin mitzumachen. Nun, das Unglück wäre am Ende auch so groß nicht gewesen. Höchstens wäre dadurch Einer in die Kaiserdeputation gekommen, welcher den ihn etwa betreffenden Antheil der in Berlin auf dieselbe herabhagelnden Sarkasmen nicht so lammfromm hingenommen haben würde, als die Abgeordneten v. Raumer, Rießer, Biedermann und Panier. Dagegen stand der Donnersberg in diesen Grundprincipien meist wie ein Mann. Nur zu allerletzt bildete sich noch eine grundsätzliche Spaltung. Nachdem nämlich die Reichsverfassung mit Erbkaiser und allgemeinem Stimmrecht, mit kaiserlichem Suspensiv-Veto und unbedingter Freiheit der Presse, des Vereins- und Versammlungsrechts, endlich mit einer selbst über das Kaiserthum hinausgehenden Revisionsbefugniß, kurz wie sie nun einmal vorlag, durch die Mehrheit einer aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangenen Versammlung beschlossen worden war, da hielt ich mit einem Theile meiner Freunde es für meine demokratische Pflicht, mich dem also ausgesprochenen Willen der Mehrheit zu unterwerfen. Ein anderer Theil des Donnersberges, darunter hauptsächlich Trützschler, verweigerte dagegen diese Unterwerfung. Als Hauptgrund dieser Weigerung führten sie, wenn ich nicht irre, an, die Versammlung habe nicht die Befugniß, auch nur den kleinsten Theil der Souverainetät des deutschen Volkes an einen Erbkaiser oder wen immer zu veräußern. Lassen wir die rein thatsächliche und jetzt schwer aufzuklärende Frage, inwiefern die Versammlung damals als Ausdruck des wirklichen Volkswillens betrachtet werden konnte, bei Seite. Fragen wir lieber sogleich: Hat das Volk selbst das Recht, auf einen

Theil seiner Souverainetät zu verzichten? — Hätte den einzelnen Wahlbezirken gegenüber ihren Vertretern im Parlamente das Abberufungsrecht zugestanden, oder wäre die Reichsverfassung dem gesammten deutschen Volke in Urversammlungen vorgelegt worden, und wäre dieselbe alsdann durch die erforderliche Mehrheit angenommen worden, wäre alsdann dieser Mehrheitsbeschluß für die Minderheit verbindlich gewesen? Da liegt der eigentliche Schwerpunkt. Es ist dieselbe Frage, welche sich später in Frankreich, kurz vor dem Termine zur zweiten Präsidentenwahl, erhob, und welche damals von den französischen Parteimännern, insbesondere Girardin, dahin formulirt wurde: Steht die Republik über dem allgemeinen Stimmrecht, oder das allgemeine Stimmrecht über der Republik? — Nun darauf antworte ich einfach: Das allgemeine Stimmrecht ist der wirkliche Volksboden, das erzeugende Erdreich, — die Republik ist das Erzeugniß, der Baum. Nun wächst aber die Erde nicht aus dem Baum, sondern der Baum aus der Erde. Damit ist wahrlich nicht gesagt, daß der Baum nicht fortwährend kräftigere und schönere Gestaltungen annehmen könne, in dem Maße als sich das Erdreich stärkt und verbessert. Auch versteht sich von selbst, daß Jedermann das Recht behält, auf die Kräftigung und Verbesserung des Bodens hinzuwirken. Aber ein Anderes ist es, das Recht für sich in Anspruch nehmen, den der wirklichen Nährkraft des Bodens entsprechenden Baum abzuhauen, um einen anderen, seinem Ideale entsprechenden in die Luft zu pflanzen. Das heißt aus dem Kranze der demokratischen Insignien das schönste Juwel rauben: den Frieden.

Du hast Recht, Leser, daß es sich jetzt nicht um solche Haarspaltereien, sondern darum handelt, Sebastopol zu nehmen. Doch verdiene ich einige Entschuldigung. Diese Haarspaltereien haben vor dem französischen Staatsstreiche das fühlsame Herz der Börse eben so stürmisch bewegt, als jetzt die Belagerung von Sebastopol, und wer weiß, ob nicht die zukünftige Geschichte solche leidige Fragen gelegentlich von Neuem erheben

wird. Drum gestatte mir, Dir zum Schlusse auch noch mitzutheilen, was mir Trützschler während unseres damaligen Meinungszerwürfnisses unter sein Bild schrieb. Daran will ich dann noch verschiedene Unterschriften aus einem während meines Aufenthaltes in Frankfurt gesammelten Parlamentsalbum reihen. Billige Rücksicht auf den Herrn Verleger nöthigt mich, Dir grade einige der besten vorzuenthalten. Nimm vorlieb mit den folgenden, denen ich meine eignen Gedanken hinzufüge.

„Conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein."

Frankfurt a. M., den 16. April 1849.

Wilhelm Adolph v. Trützschler aus Dresden,
Abgeordneter des oberen Voigtlandes.

Hält man Das, was ich oben, im dritten Kapitel, über die Pflege des uns gemeinschaftlichen Ideals der „Culturanarchie" gesagt habe, mit der eben erwähnten Abweichung unserer Meinungen in der Praxis zusammen, so wird man den Stich leicht empfinden, den mein Freund mir mit seinen Worten zudachte. Was ich darauf zu erwiedern habe? — Daß ich durch meine Unterwerfung unter die Reichsverfassung nicht anfing, conservativ zu werden, sondern nur aufhörte revolutionair zu sein, so lange der Mehrheitswille der deutschen Nation sich nicht als ein andrer erweisen würde. Auch auf der neugewonnenen Basis würde ich fortwährend zur Opposition gehört haben. Daraus werde ich überhaupt nie herauskommen. Ja! conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein. Ja! die harte Schale der Gewalt muß dereinst völlig fallen, damit der edle Kern gereifter Cultur frei an's Licht trete. Aber wir können diese Schale nicht willkürlich, nicht vor gehöriger Entwicklung und Reife, beseitigen, ohne den Kern selbst zu zerstören.

Zwei Verstorbene:

1) „Die Niedergeschlagenheit, in welcher sich gegenwärtig die Nation befindet, ist dem Herbste zu vergleichen. Der Winterschlaf wird neue Kraft geben; ein kommender

Frühling wird neue Knospen treiben, und der Baum der Freiheit wird grünen und blühen, und ein andrer Herbst die Früchte, die langersehnten, bringen."

Frankfurt a. M., den 13. December 1848.

Franz Raveaux.

2) "Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So Viel, so Wenig ihm gefällt." —

Frankfurt a. M., den 12. December 1848.

Adolph Schober.

"Der brave Mann denkt an sich zuletzt."

Eisenmann.

Dem setze ich frei und frank entgegen: Wer nicht zuerst, wenn auch nur bescheiden, für sich gesorgt hat, wird nie recht für Andere sorgen können. Erst gehört man auf seine eignen Beine, und dann hilft man den Anderen.

"Erst wenn Kunst und Sitte eine neue Form angenommen, wird die Demokratie fest begründet sein."

Julius Fröbel.

Sehr wahr! Die Demokratie muß durch Wurzeln und Gefäße bis in die feinsten Spitzen des menschlichen Wesens vordringen und dort neue Blüthen erzeugen. Das mag langwierig sein, weil es einen umfassenden Bildungsprozeß im ganzen Organismus voraussetzt. Dafür wird aber auch die Blüthe um so natürlicher, kräftiger, reicher und schöner sein, als in der Aristokratie, worin sie nur als Treibhauspflanze gedieh.

"Wahrhaft frei ist nur, wer entbehren kann."

Fallmerayer.

Das ist gewiß wahr; wer aber nicht schön genießen kann, ist ebensowenig wahrhaft frei. Das ist die alte Frage

zwischen Stoikern und Epicuräern, zwischen Diogenes und Alexander. Was ist das Rechte, die Kraft zu schönem Lebensgenusse oder der Heroismus der Entbehrung? Die Kraft zum Genusse ist's, sagen die Einen. Aber was ist die Kraft zum Genusse bei kläglicher Haltlosigkeit im Mangel? — Der Heroismus der Entbehrung ist's, sagen die Anderen. Aber „daß die wahre Glückseligkeit sich selbst genügen und keines anderen Dinges bedürfen soll", — um mich der Worte des Aristoteles zu bedienen — ist doch auch ein trauriges Ding. Muß denn diese trockne Selbstgenügsamkeit nicht nothwendig der Innigkeit und Wärme unserer Beziehungen zu Natur und Menschheit empfindlichen Abbruch thun und dadurch den Lebensreichthum der Einzelnen wie der Gesammtheit wesentlich vermindern? — Wir werden daher wohl Beides nicht gut entbehren können, und sagen müssen: „Wisse Alles zu genießen und lerne Alles entbehren". — Wenn nur nicht die Ausbildung der Kraft zu schönem Genusse die Kraft der Entbehrung, die Ausbildung der Entbehrungskraft die Kraft zu schönem Genusse nothwendig abschwächte! Ich stehe vor einem heißersehnten Ziele. Ich kann ihm mit dem Heroismus der Entbehrung den Rücken wenden und mein Selbstgefühl retten, aber nicht ohne Verlust an Innigkeit, Wärme und Lebensreichthum. Trachte ich dagegen, es zu erreichen und werde dabei von fremder Kraft zurückgeschleudert, dann ist es zum Heroismus der Entbehrung zu spät, weil das hierzu nothwendige Selbstgefühl bereits eine schwächende Niederlage empfangen hat. Ist Das wahr, ist diese Schwächung des Selbstgefühls durch das Scheitern an äußeren Schranken unvermeidlich? — Nein! sie ist nicht unvermeidlich. Ich kann scheitern, weil meine Anziehungskräfte sich als unzureichend erweisen; ich kann aber auch scheitern, weil die Auffassungs- und Empfindungskräfte Anderer nicht ausreichen. Hier hilft freilich keine eitle Selbstbethörung, hier entscheidet nur der sichere Pulsschlag eines wahren Selbstgefühls. — So wäre also doch Beides zu vereinigen. Aber dazu gehört eben eine gewaltige Natur, gewaltig wie jene,

welche die „Trilogie der Leidenschaft" hervorgebracht hat; tief und hoch, ein ebenbürtiges Kind jener großen Mutter, welche Land und Meer, Frost und Gluth, Nacht und Licht in einem Schooße umschließt.

Sechstes Kapitel.

Robespierre und die Bourgeoisie. — Verhalten der Schweizerbehörden gegenüber den Flüchtlingen. Ueber das Asylrecht. — Stimmung des schweizerischen Volkes gegenüber den Flüchtlingen. Die angeblichen Auflösungstendenzen eines künftigen Deutschlands gegen die Schweiz. — Der schweizerische Republikanismus.

Trotz aller Anfeindungen vermochten es unsere Gegner doch nicht, uns „Parlamenter" bei der Masse der Flüchtlingschaft in ernstlichen Mißcredit zu bringen. Sonntags Morgens bekam ich regelmäßig Besuch von deutschen Arbeitern, nicht nur wenn man sie in's Pech gehetzt hatte, wie bei Gelegenheit der Burgdorfer Arbeiterversammlung, und es nun galt, sie mit Rath und That wieder herauszuziehen, sondern auch aus natürlichem Bedürfnisse des gegenseitigen Verkehres und Meinungsaustausches. Ich hatte mit den Leuten oft recht interessante Gespräche über die sociale Frage. Wenn ihre socialen Idee'n über die Grundbedingungen des menschlichen Wesens hinausgingen, so gelangte ich immer dadurch am Besten mit ihnen auf ein Ziel, daß ich sie auf sich selbst zurückführte. Wenn man sie frägt, ob sie von den Früchten ihres regeren Fleißes, ihrer größeren Geschicklichkeit, ihrer höheren Einsicht, mit einem Worte ihrer höheren Kraft einen Theil an ihre schwächeren Genossen freiwillig abgeben wollen, so ist die Antwort durchweg: Herzlich gerne! Fragt man sie aber, ob sie sich durch äußere Vorschrift ein für alle Male einen Theil der Früchte ihrer höheren Kraft abroctroyiren lassen wollen, dann antworten sie entschieden: Nein! — Nun, so geht's den anderen Leuten auch, fügte ich dann hinzu, und wenn ihr die heutige Bourgeoisie abgeschafft hättet, so würde,

zufolge der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, aus eurem eignen Schooße sich sofort wieder eine neue Bourgeoisie erheben. — Damit beweist man Nichts gegen vorübergehende öconomische Umwälzungen, wie Lykurgische Ackerloose, Solonische Seisachthie und römische Agrargesetze. Diese hält kein Mensch auf, wenn sie nothwendig werden. Aber man bringt sie zum Nachdenken über jene öconomische Gleichheit, welche ihnen von anderer Seite als ewiges Reich verheißen wird. Man macht sich kaum einen Begriff davon, wie weit der Unverstand nach dieser Richtung hin bisweilen getrieben wird. Da lebte in Bern ein Dr. philosophiae aus X...., ein wirklicher Dr. philosophiae, welcher in dem später aufgelösten Berner Arbeitervereine bisweilen Vorträge hielt und diese von Zeit zu Zeit drucken ließ. Bei einem ihrer Sonntagsbesuche brachten mir einige Arbeiter eine solche gedruckte Rede, deren Inhalt wir dann besprachen. Darin fanden sich die Verdienste Robespierre's um Ausrottung der Bourgeoisie hervorgehoben, und mit folgenden Worten besiegelt: „Hätte Robespierre noch zwei Jahre gelebt, so gäbe es heute keine Bourgeoisie mehr!" — Sicher! wäre der Dampfkessel nicht gesprungen, so wäre er noch heute ganz; hätte Frankreich Lust gehabt, sich zu einer kopflosen Gleichheit zusammenguillotiniren zu lassen, so wäre es heute um einen Kopf kleiner und gleich! Dieses ist über jeden Zweifel erhaben. —

Ueber das Verhalten der Schweizerbehörden und des Schweizervolkes zu den Flüchtlingen ist bis auf den heutigen Tag gar viel Unrichtiges und Uebertriebenes gesagt worden. Um eine gewisse Einheit in die Flüchtlingsangelegenheit zu bringen, nahm der eidgenössische Bundesrath dieselbe von Anfang an zur Hand, so daß die einzelnen Kantonalregierungen darin meist nur nach seinen Anweisungen verfuhren. Er hatte dabei eine schwierige Stellung. Außer den unablässigen Anforderungen der auswärtigen Regierungen hatte er unseretwegen auch häufige Angriffe innerer Gegner zu erdulden. Die im Sonderbundskriege unterlegene Partei rechnete ihm jeden Franken nach, den er für die Flüchtlinge verausgabte und wies auf die eignen

Armen hin, welche Kälte und Hunger litten, während die Herren Flüchtlinge in warmen Kasernen gut genährt würden. Das verfing denn auch, und die Stimmung der Berner Armen gegen die Flüchtlinge wurde im Winter 1849/50 einmal so gereizt, daß man, um Conflicte zu vermeiden, die Flüchtlinge zu gewissen Stunden streng in ihrer Kaserne consignirt halten mußte. Aristokraten und Klerus oder wer immer sich am Ruder befunden haben möchte, hätten zwar in ähnlicher Lage nicht anders handeln können, als der Bundesrath handelte. Die deutsche Revolution warf auf einmal 8—10,000 brod- und obdachlose Menschen auf den Schweizerboden. Hätte man sie mit Kartätschen am Ueberschreiten der Gränze verhindern sollen? Das hätten auch die ärgsten Reactionaire nicht gewagt. Nachdem sie aber einmal da waren, konnte man sie auch weder verhungern noch erfrieren lassen. Die Reactionaire hätten ihnen ebensogut Brod und Obdach gegeben, wie die Radicalen. Nun es aber die neue Bundesbehörde war, welche das Unvermeidliche that, schmiedete man sich eine Waffe daraus gegen sie. Trotz dieser Anfechtungen haben die Schweizerbehörden, abgesehen von Dem, was durch Privatunterstützungen in einzelnen Städten und Familien geschah, durch Gewährung von Obdach, Nahrung und Unterstützungen zur Auswanderung für die Flüchtlinge Mehr gethan als das gesammte Deutschland *). Dort waren wir

*) Flüchtlingskosten von 1849 bis Ende 1852.
(Aus dem Geschäftsbericht des Bundesrathes vom Juli 1853.)

	Fr.
An die Kantone gezahlt als Entschädigung	365,375
Direct von Bundeswegen verwendet, besonders für Abreisende .	125,178
Für Commissariate	43,299
Truppenaufgebot im Juli 1849 Fr. 1,403,740, „wovon ohne (?) Uebertreibung zwei (?) Dritttheile den Flüchtlingen zugeschrieben werden dürfen"	936,000
Verwaltungsausgaben	5,145
Summa rund	1,475,000

„Unabhängig von dieser Summe giebt es solche Kosten, welche auf den Kantonen, Gemeinden, Corporationen und Privaten lasteten". — „So

freilich eine besiegte Partei und unsere Freunde daheim litten mit unter dem Drucke des Siegers. Aber die Schweiz hat auch nur eine Seelenzahl von 2½ Millionen, während Deutschland 45 Millionen zählt. Um sich aber eines dauernden und ruhigen Asyls in der Schweiz zu erfreuen, dazu gehörten drei Dinge: Ein eignes Auskommen, ruhiges Verhalten und Mangel auswärtiger Reclamationen. So hart es den Einzelnen treffen mochte, so war doch Nichts begreiflicher, als daß der Bundesrath eine fortgesetzte Unterhaltung von 10,000 Flüchtlingen auf öffentliche Kosten vor dem Lande nur unter der Bedingung verantworten könne, daß er alle der Humanität nicht widersprechenden Mittel ergreife, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Die Einhaltung der richtigen Linie war hierbei nicht leicht. Zwei Hauptmittel, deren man sich bediente, den Abfluß der Massen herbeizuführen, waren die Einladung zur Rückkehr nach Hause und die Beförderung der Auswanderung. Während man zu letzterem Zwecke den Mittellosen dankenswerth unter die Arme griff, mag es wohl vorgekommen sein, daß von den nach Hause Zurückgekehrten Manche, statt der dort in Aussicht gestellten Straflosigkeit oder leichten Bestrafung, ein hartes Loos fanden. Was die Verpflichtung, sich ruhig zu verhalten, anbetrifft, so habe ich niemals, wie manche Andere, das Asylrecht so verstanden, daß man sich der Schweiz als unverlierbaren Ausgangspunktes zu revolutionairen Unternehmungen gegen die Gränzländer nach Belieben bedienen könne, um, nach erlittener Niederlage, ruhig in dessen Schooß zurückzukehren. Das ist eine unbescheidene Forderung. Vielmehr hat jedes asylgebende Land unbedingt das Recht, Denjenigen, welcher von seinem Boden aus gegen benachbarte Regierungen Revolutionaires unternimmt

---

übermäßig diese Ausgaben, besonders für die Schweiz, sein mögen, so sind sie dessen ungeachtet nicht außer Verhältniß zu dem Zweck, den man erreichte. Man hat vollkommen sowohl dem Asylrecht und der Menschlichkeit, als auch den internationalen Pflichten und der Sicherheit der Schweiz Genüge gethan".

und dadurch gefährliche Verwicklungen herbeiführt, auszuweisen. „Ah!“ — ruft Mazzini in seinem Streite gegen Fazy aus — „so gibt es also nur ein Asyl für unsere Leiber und unter der Bedingung, daß wir unserer Seele, unserem Glauben, unseren Pflichten, unserer Vaterlandsliebe, unseren Freunden, unserer Correspondenz entsagen!“ — Keineswegs! Niemand verpflichtet uns, unserer Seele, unseren Ueberzeugungen zu entsagen. Wir können denken und glauben, was wir wollen; Niemand nöthigt uns zum Renegatenthum. Wenn wir aber als Missionaire uns verpflichtet glauben, unseren Freunden daheim Waffen zu schicken, Loosungsworte zu geben oder mit ihnen eine auf zukünftige Erhebungen abzielende Correspondenz zu unterhalten, und wenn dann die betreffenden Regierungen, die Beweise in der Hand, sich darüber bei den Behörden des asylgewährenden Landes beschweren, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch diese letzteren eine „Mission“ haben, und zwar eine viel positivere und unbestrittenere, als die unsere, d. i. ihr Land vor allen ungelegenen Verwicklungen mit seinen Nachbarn zu bewahren. Wir haben dann einfach die Folgen unserer Handlungen zu tragen und ruhig von dannen zu gehen, ohne uns darüber zu beklagen, man wolle uns zu Renegaten machen. Ueberhaupt verstehe ich das Asylrecht ganz anders, als es in den letzten Jahren vielfach geltend gemacht wurde. Was ist das Asylrecht? Ist es bloß ein Recht, aber keine Pflicht des Staates, welcher Asyl gibt, oder ist es auch ein Recht des Flüchtlings, welcher Asyl in Anspruch nimmt, mithin eine Pflicht des Staates, den er darum angeht? Mazzini und manche Andere behaupten nachdrücklich das Letztere. Von den lichten Höhen der Humanität, der Völkersolidarität und der Universal-Republik der Zukunft steigen sie hinab und sagen zu der kleinen Schweizer-Republik: „Wir sind verbannte Republikaner, wir gehören zu Euch, wir verlangen Aufnahme und Schutz gegen unsere Verfolger“. — Dabei vergessen sie offenbar, zwischen Liebes- und Rechtspflichten zu unterscheiden. Statt von den Höhen der Idee und gewiß erhabener aber nicht zu erzwingender Grundsätze auf goldener Wolke

hinabzusteigen und in deren Namen zu verlangen und zu fordern, wäre es gewiß rathsamer, auf dem Boden der Wirklichkeit zu verbleiben, und von diesem aus festen Fußes aus der Tiefe nach jenen idealen Höhen einer besseren Zukunft emporzustreben. Dadurch würde man sich vor dem Irrthume bewahren, als gegenwärtige Rechtspflicht zu anticipiren, was höchstens einmal als zukünftige Liebespflicht allgemeiner anerkannt werden wird. Dadurch bliebe man in der natürlichen Ordnung der Dinge. Man wird nicht als Bürger einer Universal-Republik mit einer Masse von Rechten gegen alle Welt geboren. Man kommt als ein gar hülfsbedürftiges Wesen zur Welt, als Mitglied einer Familie, welche einer Gemeinde angehört, die ihrerseits wieder einen Theil irgend eines Staates ausmacht. Die positiven Rechte, welche wir in unserer Wiege vorfinden, sind gar gering und werden um so geringer, je mehr sich der Kreis über unsere Wiege hinaus erweitert. Gegenüber der Gemeinde, in der wir geboren, sind sie geringer als gegenüber unserer Familie, gegenüber dem Staate, welchem wir angehören, sind sie geringer als gegenüber unserer Geburtsgemeinde, und gegenüber fremden Staaten bleiben vollends zu unseren Gunsten nur wenige Züge allgemeiner Humanität übrig, welche in die Gesetzgebungen aller gebildeten Nationen eingeschrieben sind. Folgt man diesem natürlichen Wege, so erkennt man leicht, daß selbst das freieste Land, indem es uns Asyl gewährt, nicht eine positive Pflicht erfüllt, welche wir barsch geltend machen können, sondern uns eine Gunst erweist, die wir mit Bescheidenheit genießen sollen. Und wäre die Erweisung dieser Gunst selbst ausdrücklich durch die Landesgesetzgebung vorgeschrieben, so bliebe es immerhin schicklich, nicht zu vergessen, daß deren Quelle eine Freigiebigkeit ist. Jeder ist Herr in seinem Hause. Wenn der würdigste Hülfsbedürftige an meine Thüre klopft und mir die Gastfreundschaft als ein Recht abverlangt, was ihm wesentlich zustehe, so werde ich ihm dieselbe unter besonderen Umständen vielleicht, trotz seiner Barschheit, gewähren; vielleicht aber werde ich sie ihm auch verweigern. Ebenso kann die Schweiz selbst dem unbescholtensten

Flüchtling der Welt das Asyl verweigern. Deshalb sage ich nicht, daß, wenn ich Schweizer wäre, ich mich bestreben würde, jener alten und ehrwürdigen Gewohnheit der Asylgewährung an politisch Verfolgte stets engere Schranken zu ziehen. Es wäre dies ein Humanitäts-Rückschritt. Am Allerwenigsten aber würde ich einen Zufluchtsuchenden, so lange sein Verhalten untadelhaft, auf die bloße Anforderung einer auswärtigen Regierung hin, ausweisen. Liegt nämlich kein anderer Grund zur Ausweisung vor als der Wille der auswärtigen Regierung, dann handelt es sich nicht mehr bloß um den Flüchtling, nein! dann handelt es sich wesentlich um die Selbstständigkeit des eignen Staates, welche jederzeit in ihrer vollen Schärfe aufrecht zu erhalten jede Regierung ein hohes Interesse hat. Dann handelt es sich nicht mehr um bloße Humanität, sondern um wohlverstandenen Egoismus. Die Schweiz ist nur ein kleines Land; aber sie hat sicherere Bürgschaften ihres Bestandes als manches große. Dazu rechne ich außer seiner außergewöhnlichen Wehrhaftigkeit, welcher zufolge in den verschiedenen Cantonen 8, 10 bis 16 Prozent einer rüstigen Bevölkerung unter Waffen gestellt werden können, die tief eingelebte Eigenthümlichkeit seines Volkes. Seit Jahrhunderten ist mancher Schweizer, vermöge Soldes und geleisteten Eides, im Dienste auswärtiger Fürsten tapfer streitend gefallen. Aber nie wird ein Fürst, gelänge es ihm auch, die Eidgenossenschaft augenblicklich zu überwältigen, dem Schweizer daheim „das Haupt kühnlich in Schooß legen können“. Dafür ist der Sinn für Freiheit und Selbstregierung zu tief und weit verbreitet, nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande bis in das letzte Dorf und die ärmlichste Sennhütte. Neben diesen innern Bürgschaften existiren aber auch ganz bestimmte äußere. Die Schweiz ist die neutrale Hüterin einer Reihe von wichtigen Pässen, welche die Kampfgefilde des Po mit den Quellen der Donau und mit der Rheinebene verbinden. Frankreich kann ebensowenig dulden, daß die Schlüssel zu diesen Pässen in Wien oder Berlin aufbewahrt werden, als Oestreich und Preußen es dulden können, daß man in Paris

darüber verfüge. Die widersprechenden Interessen Rußlands und Englands greifen von weiter her ein, tragen aber nicht minder zum Resultate des gefahrlosen Bestandes der Schweiz bei. Die Geschichte erhebt über allen Zweifel, daß nur im Falle gewaltsamer oder friedlicher Aufhebung dieser Antagonismen die Schweiz ernstlich gefährdet ist. So lange dieselben bestehen, läßt sich darauf und auf die eigne Kraft des Landes schon eine ganz feste und solide auswärtige Politik gründen, und auf diese inneren und äußeren Umstände ist auch von den alten Patriciern zu verschiedenen Zeiten wirklich eine ganz feste und solide auswärtige Politik, hinsichtlich des Asylrechtes wie hinsichtlich anderer Fragen, gegründet worden. Jedenfalls enthalten diese Umstände bessere Bürgschaften der Sicherheit, als ein ungrundsätzliches Leben von Tag zu Tag, worin der bloße Wille doch unversöhnlicher Gegner, wenn auch nicht offenkundig, dann doch mittelbar, mehr und mehr Gesetz wird. Zum Glücke machen sich diese Bürgschaften, wenn manchmal das sichere Bewußtsein ihres Fortbestandes erschüttert erscheint, im Laufe der europäischen Verwicklungen immer wieder mit jener natürlichen Kraft geltend, durch welche sie für Jedermann handgreiflich werden. Was unter dem alten Patricier-Regimente möglich war, muß doch auch unter dem Reiche der Demokratie möglich sein. Wenn man sagt: „Das Volk hat nun einmal keine Lust, sich für die Flüchtlinge zu schlagen, und echte Demokraten müssen doch vor Allem den Willen des Volkes ehren", so ist darauf zu erwiedern, daß, so wie wir die Frage gestellt haben, es sich nicht darum handelt, sich für die Flüchtlinge, sondern sich für seine eigne Unabhängigkeit zu schlagen. Wenn das Volk Dies nicht ebensogut begriffe, als die alten Berner Patricier es zur Zeit Ludlow's und Broughton's begriffen, mit denen sie gewiß keine übergroßen Sympathieen hatten, so wäre es die Sache seiner Führer, es Dies begreifen zu lehren. Denn als Demokrat bin ich wohl verpflichtet, mich dem Willen des Volkes, er sei, welcher er wolle, zu unterwerfen; aber soweit geht meine Verpflichtung nicht, mich auch als Vollstrecker eines von mir als

verkehrt erkannten Volkswillens herzugeben. Darüber würde ich ein bloßes Instrument in fremder Hand, darüber ginge meine persönliche Manneswürde zu Grunde, und Das kann kein Volk von mir verlangen, ebensowenig als ein Fürst. Uebrigens wäre es ja gar nicht zum Schlagen gekommen, da jede bewaffnete Execution gegen die Schweiz eine Einigung der Großmächte über den bisher ungelösten Widerspruch ihrer Interessen voraussetzt. Das Schlimmste, was je bevorstand, war ein allgemeiner Zollkrieg, wie er später im Besondern von Seiten Oestreichs gegen den Kanton Tessin wirklich unternommen wurde. Aber abgesehen davon, daß die Nachbarregierungen durch solche Maßregeln die Interessen ihrer eignen Angehörigen beschädigen, bleibt es in der Politik wie im Privatleben immer rathsam, die höheren Güter nicht um der geringeren willen dran zu geben.

Das Mindeste, was Mazzini, in seinem Streite über das Asylrecht mit Fazy, für die Flüchtlinge in Anspruch nehmen zu können glaubt, ist „ein gesetzlicher Zustand anstatt polizeilicher Willkür.“ Diese Forderung klingt billig, ist aber trotzdem nicht so einfach. Für die asylsuchenden Republikaner dieselben Rechte in Anspruch nehmen, deren sich die Schweizer selbst erfreuen, hieße eine Gunst verlangen, welche einer allgemeinen Schenkung des Bürgerrechts an alle gegenwärtigen und zukünftigen republikanischen Flüchtlinge gleichkäme, eines Rechtes, welches jeder Andere nur vermöge Erlegung einer oft hohen Kaufsumme zu erwerben vermag. Also eine Spezialgesetzgebung! Aber was soll diese Spezialgesetzgebung enthalten? Die Festsetzung des positiven Rechtes für jeden unbescholtenen Flüchtling, so lange er sich untadelhaft führt, Asyl und Schutz in der freien Schweiz zu finden? Das wäre also ein Act der Großmuth, den das Schweizervolk sich ein für alle Mal zu Gunsten Dritter selbst auferlegte, gleichsam um sich gegen die Möglichkeit eintretender Schwächen gegen sich selbst sicher zu stellen! — Ich glaube kaum, daß irgend ein Volk der Gegenwart solche einseitige Verpflichtungen in seine Gesetzgebung aufzunehmen geneigt sein möchte. Es könnte ja

doch der Fall eintreten, daß die Bürgschaften des eignen Bestandes in einem gegebenen Momente ernstlich erschüttert wären. In solchem Falle würde natürlich jeder aufrichtig republikanische Flüchtling die Verlegenheiten der einzigen kleinen Musterrepublik des alten Europa's nicht noch durch seine persönlichen Angelegenheiten erschweren wollen. Die Schweiz selbst aber möchte wohl auch, selbst dem unbescholtensten Flüchtlinge gegenüber, die Hände nicht gebunden haben. Die Asylgewährung ist ein Act der Freigebigkeit, der Großmuth. Solche Acte übt man gerne frei, nicht kraft Gesetzes. Für eine Spezialgesetzgebung bliebe daher Nichts übrig als die Gewährung der geeigneten Mittel und Wege, um solchen Behörden wirksam entgegenzutreten, welche durch ihre Amtsführung hinter dem Maaße der im Volke lebenden Gefühle der Großmuth und Brüderlichkeit zurückblieben.

Ich würde mich übrigens des Undankes schuldig zu machen glauben, wenn ich den obigen Erörterungen nicht ausdrücklich hinzufügte, daß ich für meine Person, während vier voller Jahre, welche ich als Flüchtling in verschiedenen Kantonen der Schweiz zubrachte, mich stets und überall erwünschter Ruhe, und an manchen Orten besonderer Zuvorkommenheit zu erfreuen hatte. Insbesondere habe ich bei dem nun verstorbenen Herrn Bundesrath Druey in Bern, bei den Herren Staatsräthen Delarageaz und Fornerod in Lausanne, und bei Herrn Staatsrath Tourte in Genf stets alle mit den Interessen des Landes vereinbarlichen Rücksichten gefunden. Auch habe ich bei öfterer Berührung, in die ich für Andere mit Herrn Bundesrath Druey kam, in ihm, trotz der gegen ihn gerichteten vielfachen Angriffe, stets einen gefälligen und hülfebereiten Mann gefunden.

Wenn man sagte, daß das Schweizervolk keine Lust habe, sich für die Flüchtlinge zu schlagen, so sprach man gewiß die Wahrheit. Auch finde ich Dies natürlich. Ich glaube aber noch weiter gehen zu können und ebenfalls die Wahrheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die deutschen Schweizer uns eigentliche Deutsche überhaupt nicht recht mögen, jedenfalls weniger, als der französische Schweizer den Franzosen, der italie-

nische den Italiener. Damit will ich gewiß nicht verkleinern, was, außer den Unterstützungen durch die Behörden, Seitens einzelner Städte und Familien für die deutschen Flüchtlinge geschehen ist. Aber Das ändert Nichts an der Charakterverschiedenheit des Deutschen und des deutschen Schweizers und dem dadurch bestimmten Mehr- oder Mindermaaße gegenseitiger Sympathieen. Nützliche Schulbildung und practische Lebensklugheit sind in der Schweiz weiter verbreitet als bei uns; die s. g. feine Bildung, die wissenschaftliche wie gesellige, welche bei uns hauptsächlich durch einen zahlreichen Beamtenstand getragen wird, scheint mir dagegen seltener in der sich selbst regierenden Schweiz. Dafür aber findet man weit mehr Naturwüchsigkeit, Eigenthümlichkeit und Frische. Der Schweizer ist meist herber und derber, dafür aber auch oft kräftiger und gediegener, als wir. Dies gilt besonders von dem Berner, welcher sich, wie seine alte Stadt mit ihren Arcaden und Gewölben, ein gut Theil seiner Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Noch heute treibt der Berner mit seinem „Mutz", dem Sinnbilde der alten Berner Kraft, einen gewissen Cultus. Eine Menge von öffentlichen Bauten der Stadt sind mit dem Bären geschmückt, eine ganze Schaar kleiner Bären hält bei jedem Stundenschlage an der Stadtuhr des Zeitglockenthurms regelmäßig ihren Umzug; vier ansehnliche Bären in Bronze nehmen die vier Ecken des Fußgestells der Reiterstatue Rudolphs von Erlach ein; und zwei stattliche Bursche, kraftvoll aus Granit herausgehauen, halten auf den Pfeilern des Murtener Thores Wacht. Ja auch lebend wird seit Jahrhunderten die Familie Petz, Mann, Frau und Kinder, im s. g. „Bärengraben" vor dem Aarberger Thor gehegt und gepflegt, und bei öffentlichen Umzügen und Festlichkeiten pflegt sogar ein Bürger im Bärencostüme voranzuschreiten, um z. B. den in gleicher Weise an der Spitze der Genfer einherwandelnden Adler zu begrüßen und brüderlich zu umarmen. Der von Deutschland in seiner Revolution bewiesene Mangel an Thatkraft und practischem Sinn, das leere Renommiren mancher Flüchtlinge nach der Niederlage und deren thörichte

Streitigkeiten unter einander waren natürlich nicht geeignet, die Achtung des practischen und reellen Schweizers für uns zu vermehren. Dazu kömmt aber noch eine andere Betrachtung, welche sich mehr oder minder bewußt in der Seele des Schweizers gegen uns geltend macht. Der Schweizer nennt sein Vaterland mit gerechtem Stolze ein „ganz apartig's Ländli.“ Gelangten nun aber Deutschland, Frankreich und Italien zu den von deren Flüchtlingen erstrebten Gestaltungen, so wäre die Schweiz eben kein „ganz apartig's Ländli“ mehr. Ja weiter und schärfer Sehende wollen für diesen Fall Etwas herausfühlen wie eine Möglichkeit, daß dann die drei Nationalitäten der Schweiz sich wieder, eine jede mit ihrem besonderen Mutterlande vereinigen werde. Ich habe sogar wiederholt das Frankfurter Parlament schnöder Auflösungstendenzen gegen die Schweiz beschuldigen hören. Wohl ist, glaube ich, im Sommer 1848 in Frankfurt von einem Deutschen aus Zürich eine in diesem Sinne abgefaßte Denkschrift eingegangen. Dem Parlamente selbst ist es dagegen nie eingefallen, sich mit solchen Thorheiten zu befassen. Dagegen schüttete mancher ausgewiesene Flüchtling neues Oel in's Feuer, indem er auf die ihm widerfahrene Unbill unbedenklich mit der künftigen Theilung dieser „entarteten“ Republik antwortete. Die deutsche Schweiz, als die Stammhalterinn des Ganzen, ist aber für Dergleichen vorzugsweise empfindlich. — Es versteht sich von selbst, daß es einem von den wahren Grundsätzen der Demokratie geleiteten Deutschland, Frankreich und Italien nie in den Sinn kommen könnte, diese durch den frei waltenden Volkswillen bestehende Musterrepublik jemals mit gewaltsamer Auflösung zu bedrohen. Ja selbst die freie Anziehungskraft der drei Stammnationen auf die schweizerischen Deutschen, Franzosen und Italiener würde nicht einmal gar gefährlich sein. Denn was die Schweiz an Bürgschaften der Freiheit und des Wohlstandes durch jahrhundertlange Uebung erworben und mit ihrem innersten Leben verschmolzen hat, Das werden Andere nicht mit einem Sprunge erreichen, Das hat die Schweiz eben als unver-

lierbaren Vortheil vor den Stammländern voraus. Ich sage also: Jeder aufrichtige Demokrat wird jeden Gedanken an eine gewaltsame Eroberung der Schweiz durch die Stammländer weit von sich weisen; wohl aber kann die Schweiz die Stammländer geistig erobern, ich meine politisch-geistig; denn ich habe keine Lust, meinem Vaterlande Etwas zu vergeben. In diesem Sinne hat man die Schweiz wohl ein "Kleineuropa" genannt, in diesem Sinne sagte Follen, und der radicale Distelikalender druckte es ihm zustimmend nach:

„Das sind wohl schöne Sagen,
Die lange, lange geh'n,
Daß in dereinsten Tagen
Der Brocken mitten in der Schweiz soll steh'n."

Auf diesem Boden kann man sich mit einsichtigen Schweizern begegnen. Manche Flüchtlinge dagegen sind, sei es durch die öconomische Haltung der Schweiz, sei es durch den Druck, den dieselbe vom Auslande empfing und nun den Flüchtlingen mittheilte, zu den ungerechtesten Urtheilen bestimmt worden. Das sind "Batzenrepublikaner" sagte der Eine, "das sind gar keine Republikaner", antwortete der Andere.

"Batzenrepublikaner" in dem Sinne, daß ihm seine und seines Landes Freiheit und Unabhängigkeit für Geld feil wäre, ist der Schweizer gewiß nicht; in dem Sinne dagegen, daß er innerhalb der Freiheit und Unabhängigkeit seines Staats- und Privatlebens scharf auf den Batzen sehe, allerdings. Die Schweizer haben keine Sklaven, welche ihnen ihre Arbeit verrichten, wie die bewunderten Republikaner Griechenland's und Rom's deren hatten. In der Schweiz muß man sich seine Arbeit selbst thun oder Diejenigen, durch welche man sie thun läßt, ordentlich bezahlen, weil, zufolge der politischen Gleichberechtigung, Jeder, auch der Arbeiter und Dienstbote, sich fühlt und geltend macht. Die Schweiz hat auch keine fremden Länder auszubeuten, um, wie Griechenland und Rom, mittelst der geraubten Schätze und Reichthümer daheim Kunst und Wissenschaft zur Blüthe zu bringen. Dazu fehlt ihr nicht nur die Kraft, sondern,

zu ihrer Ehre sei's gesagt, auch der Geist. Die Schweizer müssen daher, soll trotzdem des Einzelnen wie des Volkes geistige und ästhetische Bildung unablässig gefördert werden, allerdings den Batzen zweimal umwenden, ehe sie ihn ausgeben. Will man die Schweiz deshalb eine Batzenrepublik nennen, weil sie statt üppig von Menschen- und Völkerbedrückung, sparsam von Ackerbau, Handel und Industrie lebt, so wäre zu wünschen, daß in Zukunft keine anderen als Batzenrepubliken das Licht der Welt erblickten. — Statt der Inseln des Archipelagus und Asiens, statt der römischen Provinzen hat die Schweiz freilich ein anderes Opfer, die alljährig ihre Naturschönheiten aufsuchenden Fremden. Die regelmäßigen Niederlagen, welche die Schweizer jeden Sommer den Börsen dieser Verwegenen beizubringen wissen, erinnern in der That an die Schlacht bei Marathon und die Erbitterung der punischen Kriege. Doch haben ja Diejenigen, welchen diese Niederlagen zugefügt werden, ihre Reichthümer in der Regel auch nicht durch zu große Humanität erworben, und außerdem hat der Schweizer wohl ein gegründetes Recht, für die vier Monate, während welcher er seinen natürlichen Widerwillen gegen so viel Vornehmthun und geschmacklose Empfindsamkeit, Geräusch und befehlerisches Wesen unterdrückt, auch eine anständige Entschädigung zu verlangen.

Mehr Grund als die Beschuldigung des Batzenrepublikanismus hat die andere: die Schweizer seien gar keine Republikaner. Nur muß sie richtig verstanden und in gewisse Schranken zurückgeführt werden. Für sich daheim sind wohl alle Schweizer Republikaner, aristokratische oder demokratische, aber Republikaner. Selbst die Neuenburger Royalisten sind vermöge der Halbheit des Verhältnisses, was sie zurückzuführen suchen, nur Zwitterroyalisten, und ich glaube nicht einmal, daß sich unter dem schweizerischen Klerus eine royalistische Partei in dem Sinne vorfindet, daß sie die Herrschaft eines in- oder ausländischen Monarchen ernstlich erstrebte. Hinsichtlich der Beherrschungsform fremder Länder dagegen sind viele Schweizer nichts weniger als Republikaner. Da sind wir eben wieder ein „ganz

apartig's Ländli«. Eine Haupteinwendung gegen die Freiheitsbestrebungen anderer Länder besteht in der Aufstellung, daß die Schweiz, mit ihrer geringen Einwohnerzahl auf einer kleinen, von hohen Bergen beschützten Bodenstrecke, die Grundsätze der Demokratie leichter zu verwirklichen und zu befestigen vermocht habe, als Dies größeren Reichen möglich sei. Es ist wahr, daß es leichter ist, 2½, als 36 oder 45 Millionen in friedliches Einvernehmen zu setzen und darin zu erhalten. Der am Leichtesten zu regierende Freistaat bin zunächst ich selbst, und selbst in diesem kleinen Staate kommen zuweilen einige Unordnungen vor. Dann kommen meine Verbindungen mit meinen Verwandten und Freunden, meine Beziehungen zu der mich nahe umgebenden Welt, mit welcher ich täglich in persönliche Vereinbarungen trete. Das geht noch Alles friedlich und freistaatlich, meist sogar ohne Dazwischenkunft irgend einer Autorität vor sich. Je mehr sich dagegen der Kreis meiner Beziehungen erweitert, je verwickelter diese Beziehungen werden, um so schwieriger wird der Freistaat, Das ist wahr. Das deutsche Volk ist noch nicht dazu gelangt, sich über die ihm so wünschenswerthe nationale Einheit zu verständigen. Deshalb ist ihm der in anderer Hinsicht beseitigte Feudalismus in Gestalt seines vielhäuptigen Bundestags geblieben, welchem gegenüber sich in der thatsächlichen Welt der wirklichen Kräfte allerdings schon eine Vereinfachung nach der Trias, dem bloßen Dualismus und weiterhin geltend macht. Frankreich dagegen, indem es seinen Feudalismus gänzlich zertrümmerte, hat sich so vollständig über seine nationale Einheit verständigt, daß ihm, unter seiner einen und untheilbaren Herrschaft, die Freiheit fast gänzlich abhanden gekommen ist, und trotz aller seiner auf republikanische Freiheit abzielenden Revolutionen, hat sich dies Schauspiel bis auf unsere Tage stets wiederholt. Das sind geschichtliche Thatsachen, auf welche die Schweizer, nicht ohne Recht, zu verweisen pflegen. Aber wer sagt Euch denn, daß die Völker nie Etwas lernen werden? Enthält denn der Verlauf der letzten europäischen Bewegung mit seinen zahlreichen Entwicklungsstadien bis zur Möglichkeit des

Staatsstreiches des Präsidenten der französischen Republik nicht einen unbezahlbaren Unterricht für das französische wie deutsche Volk? Sollten die Franzosen nicht allmählig Etwas von unserem deutschen Nationalcharakter annehmen, welcher auf dem Wege der Föderalisation von Unten nach Oben marschirt, ohne sich so rasch dem ersten Besten zu unterwerfen, welcher ihm die Einheit und den nationalen Ruhm verspricht? Sollten wir Deutsche unsrerseits nicht allmählig einsehen, daß wir zu langsam marschiren, daß wir zu individualistisch sind, daß, ohne einiges Opfer individueller Freiheit, jede Einheit unmöglich ist, daß die Aneignung einiger Züge des französischen Nationalcharakters auch für uns von erheblichem Werthe wäre? Soll es denn absolut nothwendig sein, daß die beiden Racen sich noch erst kreuzen und daß diese Mittheilung gegenseitiger Vorzüge, statt auf dem Wege geistiger Erkenntniß, durch eine unmittelbare Vermischung des Blutes vor sich gehe? — Das sind weitaussehende Hirngespinnste, unpassend für einen practischen Mann, antwortet mir der schweizerische Erhaltungsmann. Aber war denn die Befreiung Eures kleinen Landes von dem Joche mächtiger Herrscher eine so leichte Sache und von so kurzer Dauer? Gab es damals nicht ähnliche Leute, welche sagten: Wie wollt Ihr arme Handvoll Menschen Euch eines dauernden Sieges erfreuen gegen diese große Zahl übermächtiger Feinde, welche sich nie dabei beruhigen werden, daß eine kleine Republik dahin gelange, sich inmitten ihrer Staaten selbst zu regieren, ruhig, friedlich, bewundert und beneidet von allen Unterdrückten? Gab es nicht gleichmäßig zu Ende des vorigen Jahrhunderts Leute, welche den americanischen Colonieen in ihrem Kampfe gegen das mächtige Mutterland zuriefen: Laßt ab, wir sind nicht mehr in Griechenland und Rom, und die schweizerische Republik beweist Nichts für Euch, weil diese sich unter ganz anderen Umständen gebildet hat, weil sie nur eine kleine Anzahl von Einwohnern umfaßt, während Ihr ein großes Reich in eine Republik verwandeln wollt! — Lassen wir also diese unnützen Beispiele bei Seite, welche Nichts für und Nichts wider beweisen. Die

Zeiten ändern von Jahr zu Jahr, die äußern Umstände sind nie dieselben, aber die Geschichte marschirt unabläßig, bald vorwärts, bald rückwärts, wenn man ihren Gang nur aus niedriger Höhe beobachtet; aber von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, stets, selbst durch ihre zeitweiligen Rückschritte, im großen Ganzen den Fortschritt der Humanität befördernd.

Viele würden Das auch gerne zugeben, stellten sich, statt widersprechender Ueberzeugungen, nicht widersprechende Interessen diesem Zugeständnisse entgegen. Zunächst die zeitweilige Beschädigung von Industrie, Handel, Wandel und Geschäft, welche im Gefolge aller gewaltigen Völkerbewegungen einzutreten pflegen. Aber dazu kommt noch ein anderer Umstand. Den aristokratischen Republikanern der Schweiz ist, um in ihrem Vaterlande zur Regierung zu gelangen, ein gewisses Maaß des Druckes von Außen unentbehrlich. Und außer den alten Patriciern gibt es in der Schweiz noch andere Republikaner, welche, um zur Regierung in ihrem Lande zu gelangen und sich darin zu erhalten, eines gewissen politischen Zustandes des übrigen Europa's bedürfen, zwar nicht grade eines so schwer auf den Völkern lastenden, als der den Patriciern erwünschte, aber doch eines Zustandes, der den Wünschen der Radicalen oder auch nur der Liberalen des Auslandes keineswegs entspricht. Man kann also kühn sagen, daß manche schweizerische Republikaner Royalisten für das Ausland sind. Wenn jedoch Mazzini in seinem Streite mit Fazy so weit ging, auch diesen der versteckten Sympathieen für die auswärtige Monarchie zu beschuldigen, so läßt sich dies nur aus der Verblendung der Leidenschaft erklären. Wenn Fazy die Maßregeln des Bundesrathes gegen Mazzini gebilligt hat, so that er Dies ohne allen Zweifel nur aus Rücksichten auf die Ruhe und Wohlfahrt seines eignen Vaterlandes. Ueberhaupt ist, selbst abgesehen von aller Grundsätzlichkeit, der Druck von Außen gegenwärtig nicht nur für die schweizerischen Radicalen, für die Partei Fazy in Genf wie für die Partei Stämpfli in Bern, sondern selbst für die etwas conservativere Partei der neuen Bundesverfassung zu

stark. Man vergesse nicht, daß zwar nicht grade die Geburt, wohl aber die erste Pflege der neuen Bundeseinrichtungen in die Zeit der noch nicht gebrochenen Kraft der letzten europäischen Bewegung fiel und dadurch wesentlich erleichtert wurde. —

Zum Schlusse dieses Kapitels gestehe ich offen, daß ich über alle diese Dinge nicht jederzeit so ruhig gedacht habe. Auch mir hat die Schweiz viele schöne Träume zerstört. Kurzes und Enges suche ich mir noch heute ferne zu halten; aber manche meiner schönen Träume mußten zerstört werden. Ja! ich gestehe es: dieser practische Geist, diese ruhige Ueberzeugung, diese kühle Ueberlegung brachten, als ich, den Kopf noch ganz heiß von unserer Revolution, zuerst unter Schweizern mich wiederfand, eine wahrhaft sturzbadähnliche Wirkung auf mich hervor. Aber dies Sturzbad war mir heilsam. Das treibt die Flughitzen nach Innen, um sie zu concentriren, zu kräftigen und zu verhindern, sich unnütz zu verflüchtigen. Man wird umsichtiger, ruhiger; was man an feurigem Enthusiasmus verliert, gewinnt man an solider Energie wieder.

Siebentes Kapitel.

Professionelles Revolutioniren. — Die deutsche Monatsschrift. — Die deutschen Regierungen und die Partei Herrn v. Gagern's gegenüber der Bewegung des Jahres 1848. — Die Stadt Bern. Schweizerisches Kadettenwesen. — Eine Flüchtlingsfamilie in »Wabern«. Alpenglühen. — Zeichen der Sympathie aus dem Vaterlande. — Zwei Universitätsfreunde. — Meine Verurtheilung als Deserteur. Amtseid, Treu und Glauben. — Neuenburg und dessen Verhältniß zu Preußen. — Die Berner Maiwahlen. Die Partei Stämpfli und deren politische Gegner.

Die Franzosen haben ihren Ledru-Rollin, die Italiener ihren Mazzini, die Ungarn ihren Kossuth. Wen haben wir Deutsche? Wer ist unser anerkanntes Haupt. Niemand. Wohl hat Freund Ruge sich zur Vertretung der deutschen Nation dem europäischen Centralcomite in London zugesellt, aber aus eigner Bestimmung. Wohl hat er die Verantwortlichkeit für einige von

diesem Comité erlassene Proclamationen mit übernommen, und ist von der „guten Presse“ daheim noch außerdem für eine Menge von Thorheiten verantwortlich gemacht worden, welche von ganz anderen Leuten, oft sogar von seinen erbittertsten Gegnern ausgegangen waren. Aber ich habe nie Etwas von der Wahl oder Anerkennung seiner Person durch die übrige Flüchtlingschaft gehört. Jede Art von Einigung wird den Deutschen gar schwer. Wir können unseren Nationalcharakter selbst im Exil nicht verläugnen. Hier aber scheint mir der Schaden nicht groß. Mit einem Worte: Ich halte Nichts auf das professionelle Revolutioniren. Die wahre Revolution zündet von Unten nach Oben, nicht von Oben nach Unten, d. h. der wahren Revolution muß eine so gründliche und umfassende Ausbildung neuer Bedürfnisse und Ueberzeugungen als Vorprozeß vorangegangen sein, daß die siegreiche Einheit daraus stillschweigend und wie von selbst erwächst. Dieser Vorprozeß mag oft langwierig sein, aber nur er bürgt dafür, daß die Revolution zugleich gewaltig, human und dauerhaft sei. Freilich bilden sich jederzeit Parteikerne, und schließlich fällt Nichts vom Himmel, sondern geschieht Alles durch Menschen. Aber auf die bloß mechanische Einheit der Conspiration, welche sich regelmäßig über die Vollendung dieses Vorprozesses täuscht, gebe ich Nichts. Die Flamme muß aus dem Volksschooße frei emporlodern; bedarf es des Schwefelspanes eines auswärtigen Conspirateurs, dann ist es schlimm um die Revolution bestellt, und sie unterbliebe besser. Das sind der Natur der Sache entnommene Betrachtungen. Dazu treten persönliche. Ich gestehe offen, daß es sich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich sei, während sie mir täglich beweisen, daß sie dieselbe noch sehr gut zu ertragen vermögen. Wenn Die daheim sich hinlänglich glücklich fühlen, nun! so sehe ich nicht ein, warum man sie in diesem Glücke stören sollte. Vollends unerträglich aber würde es mir sein, mich gar als Beamter eines Ministeriums der Zukunft besolden zu lassen. Und Das müßte doch Jeder, der kein Vermögen hätte und der Revolution seine

ganze Kraft widmen sollte. Ein trauriges Ding Das, ein Ministerium der Zukunft, traurig für das Volk, traurig für die Minister! Es ist schon schlimm genug, daß ein Volk, kaum daß es eine Regierung verloren hat, gleich wieder eine andere haben muß. Aber zwei auf einmal, eine gegenwärtige und eine zukünftige, das ist des Guten Zuviel. Was aber die Zukunftsminister selbst anbetrifft, so hat die Verbannung Einem wahrhaftig genug Wirklichkeit unter den Füßen herausgezogen. Sich das Wenige, was Einem von Gegenwart geblieben, auch noch selbst rauben, um sich ganz in die Zukunft zu stellen, Das scheint mir eine Sünde gegen sich selbst. Mir dünkt, durch eine solche vollständige Trennung vom wirklichen Leben müsse man stets einseitiger werden und das Verständniß für die thatsächliche Lage des Volkes zuletzt gänzlich verlieren. Das Volk muß fortwährend arbeiten, um zu leben. Thue ich ein Gleiches, so stehe ich ihm am Nächsten. Die Arbeit besitzt eine wunderbare Macht natürlicher Offenbarung; sie bringt die tiefsten Lebensquellen der Menschen miteinander in Berührung. Jede Schwierigkeit, mich zu ernähren, läßt mich einen tieferen Blick in die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft thun. Auch glaube ich selbst als Verbannter noch immer einigen Anspruch auf Genuß zu haben. Ist auch nicht ringsumher fette grüne Weide, so bietet sich doch noch hie und da ein frischer Rasen, eine duftige Blume. Eine einzige thatsächliche Berührung mit dem lebendigen Leben der Gegenwart aber bringt mir mehr Genuß und Bereicherung als jahrelanges theoretisches Herumdrehen in dem engen Kreise einmal vorgefaßter Zukunftsideeen. Das mag man Egoismus nennen. Aber ich fühle keine Mission in mir, täglich einseitiger und ärmer zu werden. Auch ermangelt mein Egoismus keineswegs der Hingebungsfähigkeit, ebensowenig als es der Mission Anderer, beim Lichte betrachtet, an einer entsprechenden Dosis von Egoismus gebrechen möchte.

Es ist wahr, die Versuchung des professionellen Revolutionirens trat auch mehrmals an uns „Parlamenter“ heran; aber solche und ähnliche Betrachtungen wehrten ihr stets jeden Erfolg.

Dagegen empfanden wir allerdings das Bedürfniß, der Entstellung der jüngsten Vergangenheit, an deren Entwicklungen auch wir Theil genommen hatten, möglichst entgegenzuwirken, und die Fahne der Demokratie, gegenüber den ohnmächtigen Versuchen zu anderen Neugestaltungen, wenigstens theoretisch aufrecht zu erhalten. Aus diesem Bedürfnisse ging die, unter der Redaction von Kolatscheck zuerst bei Hoffmann in Stuttgart, dann bei Küttmann in Bremen erscheinende „Deutsche Monatsschrift“ hervor, welche, nachdem sie dahin gelangt war, schon im ersten Jahre die Kosten vollständig zu decken und im zweiten bereits Etwas abzuwerfen, nach zweijährigem Bestehen den Verboten der größeren deutschen Regierungen erlag. Wir hätten dieselbe vielleicht in der Schweiz fortsetzen können. Dies unterblieb, weil wir auch hierin von der Ueberzeugung ausgingen, daß ein dauernder Einfluß anf die Entwicklung der Heimath nur auf dem Boden ihrer thatsächlichen Verhältnisse ausgeübt werden könne. So wurden die zwei Jahrgänge eine Art Testament; wir hatten mit den Lebenden nichts mehr zu schaffen, wenigstens nicht als Partei.

Unterdessen hatten wir uns auf den Winter 1849/50 in Bern und seinen nächsten Umgebungen ganz gemüthlich eingesponnen. Man schaffte irgend Etwas zu Hause und blieb dabei in täglichem lebendigem Verkehre untereinander. Vogt schrieb seine Thierstaaten, und bereitete größere Arbeiten vor. Von den ersteren las er uns von Zeit zu Zeit, bei Kaffe und Cigarren, die fertigen Bogen zu großer Erquickung vor. Moritz Hartmann und ich wirthschafteten zusammen. Ich kochte uns den Kaffe, und war häufig genöthigt, meinen Einladungen, denselben nicht kalt werden zu lassen, handgreiflichen Nachdruck zu geben. Hier war er der Langschläfer. Nach dem Kaffe wurde gearbeitet. Er schrieb damals Poesieen. Ich hatte eben ein „Wort des Rechts für alle Reichsverfassungskämpfer“ zu Papier gebracht. Ich war noch immer die Rechtsfragen nicht recht los geworden. Ich warf einen neuen ruhigeren Blick in die politischen Acten des verflossenen Jahres und gewann auf's Neue die aufrichtige

Ueberzeugung, daß die Bundesversammlung und die einzelnen deutschen Regierungen in der Zeit der Bedrängniß durch revolutionairen Sturm wirklich die unbedingte Anerkennung des souverainen Berufes der deutschen Nationalversammlung als Rettungsanker in die Fluthen geworfen hatten. Nichts war einfacher, als nachher zu sagen: Das war Sturm, wir waren nicht frei, unsere Entschließungen wurden uns durch Gewalt abgerungen; sie sind daher unverbindlich! — Aber Das hat keine Regierung gesagt; in den Märztagen waren sogar gegenüber einem den Zugeständnissen abholden Offiziercorps aus königlichem Munde die ausdrücklichen Worte gefallen: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen, was ich gegeben und gethan habe, habe ich aus vollster und freier Ueberzeugung gethan . . .“; und auch später hat sich keine deutsche Regierung, wenigstens keine der größeren, bei Zurücknahme dieser Zugeständnisse, der Einwendung bedient, dieselben seien durch ungesetzliche Gewalt erpreßt worden. So stark ist das Bedürfniß des Menschen, die Einheit des eignen Charakters aufrecht zu erhalten, in denselben keinen offnen Bruch kommen zu lassen! — Wohl ihm, wenn die innere sittliche Befriedigung dem äußeren Anscheine entspricht! — Dagegen ist den verschiedenen Ministerien die undankbare Aufgabe geworden, die unzweideutigsten Willensäußerungen äußerlich zu bemängeln und oft in ihr directes Gegentheil zu verkehren. Diesem Streben gegenüber fühlte ich das Bedürfniß, diejenigen Zugeständnisse der bestehenden Gewalten, durch welche die Revolution aus dem Stadium der bloßen Thatsachen in das Stadium des Rechts getreten ist, scharf hervorzuheben und gegen jede Verdunkelung sicher zu stellen. Damit wurde ich die Rechtsfrage nach dieser Seite hin los. Dagegen erhob sie sich jetzt mit neuer Gewalt gegen die Gothaer. Nicht nur hatte Herr v. Gagern mit den Seinen meinem Freunde Heinrich Simon, als Gegenleistung für dessen Zustimmung zum Erbkaiserthume, eine schriftliche Verpflichtung eingehändigt, von der Reichsverfassung, sowie sie damals abgeschlossen vorlag, auch nicht einen Paragraphen aufzugeben, nein! die ganze Partei hatte ja auch

bald darauf durch einen eignen Parlamentsbeschluß „vor dem gesammten deutschen Volke“ „feierlich“ erklärt, „an der endgültig beschlossenen Reichsverfassung unwandelbar festzuhalten.“ Dazu beschloß man auch noch, daß das Parlament „rechtlich so lange fortbestehe, bis diese Reichsverfassung ins Leben getreten sei“, so daß Einem nicht einmal die Ausflucht blieb, zu sagen, das Versprechen des unwandelbaren Festhaltens sei nur unter der Voraussetzung des Fortbestandes des Parlamentes gegeben worden. Denn rechtlich besteht das Parlament noch heute fort und fort, nach Euren eignen Beschlüssen. — Nun hatte ich mir zwar wohl gedacht, daß Mancher, statt mit seiner Person für das gemeinsame Werk einzustehen, daheim in Schlafrock und Pantoffeln „daran festhalten“ werde. Eine freiwillige, ausdrückliche Verläugnung desselben hatte ich dagegen nicht für möglich gehalten. Hatten wir ja doch in Stuttgart auch nicht eine Hand daran gelegt. Hatte ja doch selbst unsere provisorische Reichsregentschaft nur den Auftrag erhalten, dasselbe unangetastet zur Durchführung zu bringen, und wenn die deutsche Kaiserkrone unter den Schlägen desselben Fürstenhauses, dem man sie zugedacht hatte, Stück für Stück in Scherben ging, war Das unsere Schuld und konnte man sich deshalb uns und der Nation gegenüber des feierlich eingesetzten Wortes für entbunden halten? — Und doch ging man nach Gotha und Erfurt, um das Werk Derjenigen zu unterstützen, welche das der Paulskirche niedergeworfen hatten. Die Zeitungen brachten uns damals grade die Nachrichten von den Reden, welche Herr v. Gagern in Hamburg und Bremen hielt, um Diejenigen, welche noch von rechtlichen und sittlichen Bedenken zurückgehalten wurden, der Reichsverfassung abwendig zu machen und zum Dreikönigsentwurf hinüber zu führen. Ich traute meinen Augen nicht, mir fehlte alles Begriffsvermögen für ein solches Verhalten, und ganz außer mir trat ich manchmal in den Kreis meiner Freunde, und rief, die Thüre hinter mir zuschmeißend, entrüstet aus: „Nein! aber Das ist doch zu toll!“ — Dann lächelten sie über diese Verschwendung meines

sittlichen Unwillens und sagten: Hast Du denn immer Deinen Gagern noch nicht verdaut! Den könntest Du nun doch endlich bald verdaut haben! — Ja diese Verdauung ward mir schwerer, wie Vielen. Ich sehe nicht ein, warum ich Das nicht jetzt bekennen soll. Trotz alles Widerstrebens, trotz der Spöttereien über den „Edlen" und seine Augenbrauen, trotz Alledem und Alledem hatte Herr v. Gagern mir imponirt. Für einen leidenschaftlichen Freund ausgedehnter Volksfreiheiten hatte ich ihn nie gehalten. Er machte mir von Anfang den Eindruck eines Aristokraten, aber eines noblen Aristokraten voll Kraft, persönlicher Würde und von dem man sagen könne: Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort. Mein Glaube an seine Kraft war nun zwar bereits Lügen gestraft worden. Im entscheidenden Augenblicke verließ er seinen Posten. Aber vielleicht hatte er die Kraft zu männlichem Kampfe nur deshalb nicht in sich gefunden, weil die Reichsverfassung zu viele seiner aristokratischen Natur widerstrebende Beimischungen erhalten hatte, obzwar man in dieser Hinsicht zu der Frage berechtigt ist, warum er sich denn mit der Demokratie so weit eingelassen habe? — Doch sei's. So wird er doch wenigstens seine persönliche Würde wahren und sich, besserer Zeiten harrend, in stolzes Schweigen hüllen. Ein Mann, welcher im Namen eines Volkes von 45 Millionen, als dessen bewundertster Ausdruck, souverainer Weise Kaiser und Reich wieder aufzurichten unternommen hatte, konnte sich unmöglich nun im Dienste Anderer zu bloßer Unionsflickerei hergeben. Und vermöchte er von dem Gipfel, auf den ihn die Sympathieen ganz Deutschlands getragen, auch so tief herabzusteigen, wird er sich nicht jenes der Nation und ihren übrigen Vertretern feierlich geleisteten Versprechens erinnern, an dem einmal beschlossenen Werke unwandelbar festzuhalten? Sind wir Demokraten denn nicht auch Menschen? Sind wir denn Hunde? — Und wozu alles Dies? Ich frage wozu? Die Volkskraft, welche Euch im Triumphwagen auf die Höhen Deutschlands jubelnd hinaufgezogen hatte, ist ja gebrochen; habt Ihr denn gar Nichts von den Schüssen in Frei-

burg, Mannheim und Rastadt gehört? — Der Triumphwagen ist ja jetzt im Hinabrollen begriffen und er muß fort und fort rollen, bis sich die Thore des alten Bundestags rasselnd hinter ihm schließen. Ihr hattet einen habsburgischen Prinzen provisorisch an die Spitze des Reiches gestellt, damit er einem Hohenzollern definitiv die Wege bahne. Fürwahr! Das war ein Gedanke von reizender Naivität, einer wahrhaft jungfräulichen Phantasie würdig! — Aber jetzt wird Preußen aus eignem Kraftgefühl einschreiten. Herr v. Radowitz hat es Euch verheißen. Ich glaube wirklich, diesmal war es ihm Ernst. Das ist der zweite Mann, welcher mir, trotz alles Widerstrebens, in der Paulskirche oft imponirte. Doch greifen wir nicht vor. Bei Philippi, will sagen: bei Bronzell seh'n wir uns wieder! — Für damals genügte es, mir auch den Gothaern gegenüber Luft zu machen. Das that ich durch Verfassung einer Kritik der Schriften von Laube und Biedermann über das deutsche Parlament, welche damals in der deutschen Monatsschrift erschien. So ward ich mein Rechtspathos auch nach dieser Seite hin los, und konnte mich nunmehr sowohl nützlicheren Beschäftigungen, als auch dem äußeren Leben und Freundesumgang wieder harmloser zuwenden.

Die Aare bildet bei Bern einen scharfen, nach Westen geöffneten Ellbogen, in dessen kräftiger Umarmung auf einem Sandsteinfelsen sich die alte Stadt mit ihren Brustwehren, Häusern und Thürmen wohl 100 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Oestlich rollen die Posten von Thun und Zürich über die prächtige, 900 Fuß lange, aus hellen Granitquadern gehauene Brücke, hoch über die Aare hinweg, in die breite Hauptstraße, welche unter verschiedenen Bezeichnungen die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet. Westlich eilen durch das Murtener und Aarberger Thor wieder zwei Straßen hinaus, welche in ihren späteren Verzweigungen nach Freiburg, Laupen, Murten und Aarberg führen. S'ist eine prächtige Stadt, das alte Bern, die unvertilglich in meiner Erinnerung lebt. Bei hellem Wetter hast Du an jedem freien Orte derselben, von der Münsterterrasse bis

zur Engi, die stärkende Aussicht auf die Alpen, und bei schlechtem Wetter bieten Dir die alten Schwibbögen seiner Arcaden ein schützendes Dach zu regenschirmlosem Bummeln durch das Innere. Da siehst Du Männer, Frauen und Maidschi regsam vor ihren Gewölben, ihre ausgebreiteten Waaren zum Verkaufe ausbietend; und an Markttagen drängt sich dort und in den zwischen den beiderseitigen Arcaden hinlaufenden Hauptstraßen und Plätzen das eigenthümliche Leben der ganzen ländlichen Umgebung zusammen. Zierliche Strohflechtereien, riesige Käse, zunderverkaufende Murillogestalten, welche ihre Waare an langen Stangen tragen, prächtiges Vieh, Menschen in allerlei Trachten fesseln Deinen Blick, und aus dem bunten Gedränge fällt der Berner Dialect mit seinen kräftigen Kehllauten auf Dein Trommelfell wie die unerbittlichen Wirbelschläge eines Tambours. — Außer der Familie Mutz vor dem Aarberger Thor unterhält die Stadt Bern in den Stadtgräben vor dem Murtener Thore auch ein Rudel Dammhirsche, ein Rudel Rehe, und eine Schnattergesellschaft von Schwänen und türkischen Enten. Diese Thierwelt hat ihren eigenthümlichen Reiz; der Volkswitz liebt es wohl, äsopisch an seinen Mutz anzuknüpfen, und ich betrachtete mir oft viertelstundenlang die Hirsche und Rehe und gedachte der Heimath und ihrer schönen Wälder voll Jagdluft und Hörnerklang. Willst Du Dich nicht der Gemsenjagd ergeben, — und die ist mühsam und schwierig — so bist Du in der Schweiz so ziemlich um das Vergnügen der Jagd gebracht. Zur Gemsenjagd müßtest Du Dich vor Allem dort in's Gebirg begeben. Bleib' aber lieber hier bei mir und begnüge Dich mit dem Anblick der Berge, welche, wenn Du von der Münsterterrasse über die Münzterrasse, die beiden Schanzen und das Falkenplätzli nach der „Engi“ wanderst, stets vollständiger, freier und schöner hervortreten. Vielleicht trifft sich's auch, wie es mir oft begegnete, daß Du von einer der Schanzen aus die Berner Kadetten unter hellem Trommelschlag ein- oder ausmarschiren siehst. Diese Kadetten sind nicht die Kinder adliger oder vornehmer Familien, welche in eignen Officiersschulen zum professionellen Soldaten-

thume ausgebildet würden. Nein es sind die Kinder aller Klassen der Gesellschaft, welche bereits als Knaben in den Elementarschulen nebenher frei in den Waffen geübt werden. Die kleinen Artilleristen da mit blauen Kragen sind die Zöglinge des Berner Waisenhauses. In den höheren Anstalten werden die Uebungen fortgesetzt und auch die Studenten der Universität bilden ein eigenes Corps. Jeder Knabe bis zum Kleinsten handhabt seine Waffe wie ein Alter, von Verzärtelung ist da keine Spur, und ich habe im Frühjahre 1849 die Berner Kadetten in einer größeren Uebung den Front- und Reihenmarsch, das Abbrechen und Aufmarschiren, die Colonnebildungen und das Deployiren, ja das Passiren eines Defilée's im Feuer mit einer Sicherheit ausführen sehen, welche preußischen Recruten von ein Paar Monaten alle Ehre gemacht haben würde. Von Zeit zu Zeit vereinigen sich die Kadetten mehrerer Kantone zu gemeinschaftlichen größeren Uebungen. So hatte im Jahre 1851 ein combinirtes Manoeuvre bei Baden statt, ebenso später ein größeres Manoeuvre beim Berner Bundesfeste. Dieses in der ganzen Schweiz allgemein verbreitete Kadettenwesen erleichtert es wesentlich, ohne eine zu lange, den Ackerbau und die Gewerbe behindernde Dienstzeit des Erwachsenen, zu jener allgemeinen Wehrhaftigkeit zu gelangen, ohne welche Demokratie, allgemeines Stimmrecht und alle anderen Allgemeinheiten nur allgemeine Kartenhäuser wären. — Auf der „Engi", einem vor dem Aarberger Thore auf einer Höhe unter schattigen Bäumen gelegenen Vergnügungsplatze, warteten wir häufig das den Sonnenuntergang begleitende Glühen der Alpen ab. Das ist ein wunderbares Schauspiel, wenn die kühlen Schneeleiber sich von der Sohle bis zum Scheitel nach und nach entzünden vom hellen Rosenroth bis zu lebhaftem Dunkelroth, dann, wie die Sonne tiefer sinkt, allmählig erblassen und zuletzt in hellbleichen Gewändern noch gespenstig gen Himmel ragen, während im Thale längst die Abenddämmerung eingetreten ist. Einen schöneren Punkt zur Beobachtung dieses Schauspieles als die „Engi" findest Du in der näheren Umgebung Berns nicht, höchstens einen gleich-

schönen auf dem am entgegengesetzten Ende der Stadt, jenseits der großen Brücke, links auf der Anhöhe gelegenen Café Dumont. Die Umgebungen der „Engi“ bilden Spaziergänge und Anlagen und werden von den Bernern viel besucht. Sonntags ist dort häufig Harmonie, welche die schöne Welt Bern's herbeilockt. Dort saßen wir Flüchtlinge oft inmitten der sonntäglichen Welt an einem besonderen Tische, nicht immer Alle nach der Jahreszeit gekleidet, den Aristrokraten zum Verdruß, denen immer noch nicht genug unter uns aufgeräumt war. Von Zeit zu Zeit aber trat ein Radicaler an unseren Tisch und drückte dem Einen oder Anderen die Hand, und dann war man rasch wieder mit der schönen Schweiz versöhnt.

Eine halbe Stunde aareaufwärts von Bern, am Fuße des „Gurtenberges“, liegt das freundliche Dörfchen „Wabern“. Um dorthin zu gelangen, schlägst Du eine, auf dem linken Aareufer nach Thun führende Straße ein, welche länger aber auch hübscher ist als die auf dem rechten Ufer hinführende Poststraße. Zum Aarzihlithore hinaus steigst Du zu den Aarzihlibädern hinab; diese bei Seite lassend gelangst Du zu einer prächtigen Kastanienallee, unter deren Schatten Du durchwandelst; dann steigt der Weg etwas an, und kaum oben angelangt, wo der Weg sich nach Links wendet, liegt das Dorf vor Dir, der größte Theil rechts von der Straße, dicht am waldigen „Gurten“; links von der Straße noch einige Häuser und mehrere Campagnen von Berner Patriciern mit Gärten und Treibhäusern. Zwischen dem Gurten und der Aare auf beiden Seiten der Straße breiten sich Gärten, Gemüsefelder und grüne Matten mit Obstbäumen aus. Im Spätherbste weiden dort schöne Kühe, ihren Genuß andächtig mit hellem Geläute begleitend. Hie und da erhebt sich auch in der Ebene ein Endchen Wald von Eichen, Buchen oder Tannen, dazwischen bisweilen ein Paar Birken mit silberweißen Stämmen, „als wär' daran in stiller Nacht — der Mondschein blieben hangen“. In der Ferne die Alpen. Nachdem Du bereits einige der Campagnen linker Hand hast liegen lassen, biegst Du zwischen ein Paar Bauernhäusern links

nach einer Wiese mit Obstbäumen ein. Da liegt, rundum frei wie eine Laterne, ein sauberes zweistöckiges Bauernhäuschen. Im Hofe ein Brünnlein, im Garten Blumen und schattige Lauben. Dort wohnt Carl Mayer von Eßlingen mit seiner Emilie und seinem Sohn „Göckele", welchem von nun an jedes Jahr ein neues „Geschwisterle" bescheert wird. „Göckele" will sagen: Hähnchen; der Aelteste ist billig Hahn im Korbe. Ihm folgt ein Mädchen, die kleine Marie. Man nennt sie aber nicht anders als „Bille". Wie man Bille von Marie ableitet, weiß ich nicht, wahrscheinlich wie Jacob von Nebukadnezar. Diese Ableitung aber bewirken tiefsinnige Etymologen also: Nebukadnezar! — Tolle „bukad" et habes „Nenezar". Duplex negatio aequalis est affirmationi; ergo Nenezar = Jazar. Muta „zar" in „cob" et habes „Jacob". Quod erat demonstrandum. Es kann aber auch sein, daß das Mädchen zugleich Sybille heißt, was die Ableitung, freilich nicht ohne empfindlichen Verlust für die gelehrte Wissenschaft, vereinfachen würde. Auf Marie folgt wieder ein Junge, „Ludwig", dessen Pathe Uhland ist, den sie aber nicht anders nennen als „Spielmann". Warum? Da die beiden älteren Geschwister ein Bube und ein Mädchen sind, so lag den gemüthlichen Schwaben Nichts näher, als daß die Zwei miteinander tanzen möchten, und da mußte denn der Dritte ein „Spielmann" sein. Die Kinder werden äußerlich nach der Abhärtungsmethode, innerlich zur Humanität erzogen. Des Abends werden sie mit kaltem Wasser, frisch vom Brunnen weg, gewaschen, von Kopf bis zu Fuß; dann bringt man sie in ihren Nachtkittelchen zu Bette. Ja, wenn ich im Winter manchmal schon des Morgens ziemlich frühe kam, fand ich noch ein bas-relief von Göckele im Schnee auf dem Altan. Da hatte der spartanische Vater ihn abgedruckt, doch nur scherzend, mit den Kleidern, — ein Gelbveiglein-Spartaner. Der kleine Junge hat mich übrigens oft überrascht durch die Kraft, mit der er den Schmerz überwindet. Ich habe ihn heftig anrennen, fallen und bluten sehen, ohne daß er einen Laut von sich gab. Der Vater unterrichtet die Kinder selbst. Spielend lehrt er sie das Abc

und Zählen, Letzteres mit Aepfeln und Nüssen. Theilung und vorenthaltene Stücke weihen die Kinder schon frühe in den Schmerz der Brüche ein. Außerdem hat man gemalte Vögel, vierfüßige Thiere, Schmetterlinge, Häuser, Handwerker in ihren Werkstätten, Soldaten zu Fuß und zu Pferd, den Struwelpeter, die besten Münchner Bilderbogen und was sonst von einfachen Kindermährchen gut zu Bildern gruppirt ist. Diese Bilderwelt ist in große Bände gebunden, von denen der Vater heute diesen, morgen den aufschlägt, auf jedem Knie ein Kind. Dann werden den Kindern all die schönen Sachen erklärt, und ein andermal werden sie dann befragt, was Das sei? worauf sie sich in gegenseitigem Wetteifer überstürzen, so daß bald neue Bücher angeschafft werden müssen. Geht's aber gar an die Erzählung der Mährchen, dann saugen die Kinder mit den Augen jedes Wort von den Lippen des Vaters. Wenn ein guter Mensch in Gefahr kömmt, dann sind sie wie selbst drin, und wenn es dem Unschuldigen wirklich schlecht geht, dann werden ihnen die Aeuglein feucht, und lebendiges Mitleiden zuckt ihnen um den Mund. Kleine Geschichten lernen die Kinder wohl auch nacherzählen, z. B: „Et is emal e Mädele bewes; dat is in de Wald dange un hat Erdbeerle besucht. Da is e Wolf tomme un hat des Mädele — befress.“ Du magst sie nun glauben oder nicht, aber die Bille hat mir diese Geschichte selbst erzählt, als sie eben zu sprechen angefangen hatte; und wie sie mit Erzählen zu Ende war, sah sie mich erst groß an ob des schrecklichen Ereignisses, zeigte aber gleich darauf vergnügt lächelnd ihre weißen Zähnchen, aus Freude, daß es ihr so gut gelungen. — Die gelegentlichen demokratischen Nutzanwendungen des Vaters kann man sich leicht vorstellen. Aber er ließ den Empfindungen der Kinder ihren freien und natürlichen Lauf. Wenn man das Göckele frug: „Willst Du für die Freiheit sterben?“ dann zog er manchmal sein kleines Schwerdtchen und schrie: Hurrah! — Manchmal aber auch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Nei!“ — Nein! mein Junge, Du hast ganz Recht, so Etwas nimmt man

sich auch nicht gradezu ein für alle Mal vor. Wenn's kommt, dann ist's früh genug! —

Das wahre Leben begann aber erst, wenn Weihnachten heranrückte. Dann war des Pappens und Klebens, des Malens und Bilderausschnitzelns kein Ende. In den letzten Tagen brachte dann die Post auch noch die Kisten von Onkel Rödinger in Stuttgart — Rödinger's Frau ist eine Schwester der Frau Mayer — und von dem Großvater Mayer und den Tanten in Tübingen. Darin befanden sich Kleidchen, Wagen, Pferde, Trompeten, Puppen, Küchen, Bausteine und zahllose „Gutle", für die großen wie für die kleinen Kinder, den „Oncle" Simon nicht ausgeschlossen. Hierbei muß ich verrathen, daß, trotz des Verbotes des Friedenscongresses gegen die Kinderspielsoldaten, diese letzteren, sowie Schwerdter, Flinten, Lanzen und Helme, stets einen Hauptbestandtheil der auswärtigen, wie der älterlichen Bescheerung bildeten. In Blei und Holz, zu Fuß und zu Pferd, rückten von allen Seiten Soldaten der verschiedensten Waffengattungen heran, so daß man die verwickeltsten Manoeuvres ausführen konnte. Auch das grobe Geschütz fehlte nicht, und die kleinen Kanonen waren so eingerichtet, daß man mittelst daraus hervorgeschnellter Erbsen ganze Reihen exponirter Truppen damit über den Haufen schießen konnte. O Elihu! wenn Du Das gesehen, oder gar die Reden gehört hättest, mit denen der Vater das Spiel begleitete! — Wenn man ihn frug: Was willst Du dereinst aus Deinem Jungen machen? Dann antwortete er ohngefähr so: „Erst soll er mir studiren und ein Culturmensch werden, damit er mit anderen Menschen menschlich zu leben verstehe. Dann aber soll er mir auch Soldat werden und das Kriegshandwerk lernen, damit er gegen brutale Menschen sich seiner Haut nachdrücklich zu erwehren lerne. Soll denn einmal noch für lange Zeit keine andere Wahl bleiben, als zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, so will ich lieber, daß er zu den aufgeklärten Unterdrückern als zu den brutal Unterdrückten gehöre!" — Das werden Manche recht unchristlich, entsetzlich werden es aber Diejenigen finden, welche

für ihren Theil diesen Geschmack vollständig theilen, grade deshalb aber um so stärker das fromme Bedürfniß empfinden, daß die Anderen in selbstverläugnender Tugend und christlicher Demuth erzogen werden.

Später zog auch Reinstein in das v. Fellenberg'sche Haus. So heißt nämlich die Berner Dame, von welcher die Familie Mayer ihre ländliche Wohnung gemiethet hatte. Ganz in der Nähe befindet sich ein von Herrn Gladbach, einem weiland Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren, mit Umsicht und Erfolg geleitetes Knaben-Institut. Mit dem Vorstande und den Lehrern dieser Anstalt ward man allmählig bekannt, wir in der Stadt Wohnenden kamen oft hinaus, und so bildete sich in der Mayer'schen Familie, neben dem netten Kinderleben, alsbald auch ein reger Männerverkehr aus. Bei schönem Wetter nahmen wir Nachmittags dort häufig den Kaffee, in dessen Bereitung beide Schwestern, Frau Mayer in Wawern, wie Frau Rödinger in Stuttgart, über das gewöhnliche Niveau ihres Geschlechtes anmuthig hervorragen. Manchmal aber gingen unsere Ansprüche noch weiter. Dann luden wir uns auf irgend ein deutsches, in der Schweiz unbekanntes Gericht ein, z. B. auf Sauerkraut und Schweineknöchelchen. Da saßen wir denn um einen großen runden Tisch und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Male.

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen."

Uhland.

Die Politik war natürlich von unseren Gesprächen nie ausgeschlossen. Wie wäre Das auch möglich gewesen, während die Zeitungen uns täglich berichteten, wie sämmtliche Prophezeihungen der Linken in der Paulskirche nun an den hartgläubigen Centren, eine nach der anderen, buchstäblich in Erfüllung gingen,

so daß Herr Beseler sich bereits über „Unmenschlichkeit“ zu beklagen anfing! — Das war hart für Euch, aber Ihr hattet uns schnöde verrathen, und Ihr könnt es uns nicht verargen, daß wir nun über Euer klägliches Schicksal selbst eine Art von Genugthuung empfanden. Neben der Politik nahmen aber schon die Reiseeindrücke, welche wir von den Wundern der Schweiz empfangen, und was wir daneben über Land und Leute erfahren hatten, einen bedeutenden Theil unserer Unterhaltungen ein. Mancher zeigte auch neue Quellen eigenthümlichen Wesens, die sich bisher in der allgemeinen politischen Ueberfluthung verloren hatten, und Vogt reizte schon damals meine Sehnsucht nach Nizza durch seine lebendigen Erzählungen von den dunklen Olivenwäldern, den goldnen Früchten der Orangenhaine und dem blauen Meere. ϑαλαττα, ϑαλαττα!

Dabei vergaßen wir oft des Harmes. Ja, Loewe erklärte bisweilen ausdrücklich, er befinde sich im Zustande der „Behaglichkeit“. Das Wort „behaglich“ — finde ich — hat schon an sich etwas besonders Eindringliches. Wie aber unser würdiger Präsident, als welchen wir ihn fortwährend auch im Exil anerkannten, das Wort aussprach, Das werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Wenn Der bei guter Unterhaltung vor einer würzigen Tasse dampfenden Kaffee's so rückgelehnt im Armstuhl ruhte und die duftigen Wolken einer Havannahcigarre genußvoll zögernd vor sich hinblies, dann quoll ihm das Wort „behaglich“ so seelenvoll gedehnten Klanges, so honigschwer verweilend von den Lippen, daß selbst der rascheste Jugendmuth und das keckste Kraftgefühl überzeugt werden mußten, auch dem Zustande der Ruhe liege eine schönmenschliche Berechtigung zu Grunde. Zum Faulbett der Trägheit soll es freilich nicht werden, das schöne Kissen der Ruhe, und es gibt für die Erzeugung und Vermehrung des Lebensreichthums und der Lebensschönheit wohl kaum etwas Verderblicheres, als das unserer Zeit nur zu eigne Streben, sich durch einen raschen Glücksschlag zu bereichern, um dann bis an's Ende seiner Tage Nichts mehr zu thun und rentenverzehrend hinzuvegetiren. Aber eine unausge-

setzte Kraftanstrengung ist eine unnatürliche Aufreibung, die uns nie zu bedeutender Leistung kommen läßt. Ruhe soll mit Kraftanstrengung abwechseln, die Kraft soll das Kissen der Ruhe bereiten, die Ruhe der Quell neuer Kraft werden. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n“, sagt der schlichte Volksmund, und ein Mensch, der auf selbsteroberten Ruhekissen ausruht und behaglich genießt, und dem dabei sichtlich neue Kraft zu neuen Thaten in die Glieder strömt, ist in seiner Weise ein eben so schöner Anblick, als der Mensch in der höchsten Kraftanstrengung.

Zum Sonnenuntergang stieg man wohl auf Reinstein's Stube hinauf, von dessen Fenstern aus der Blick unbehindert die Berner Alpenwelt umspannt. An einem der Fenster war ein Fernrohr angeschraubt, welches in einem beweglichen Scharniere die Richtung annahm, die man ihm geben wollte. Vermittelst dieses Fernrohrs konnte man jedes Schneefeld, jeden Gletscher bis zu den geringsten Wellen- und Narbenlinien auf das Genaueste beobachten. Die Hauptsache bleibt aber doch der Gesammteindruck. Es gibt ein doppeltes Alpenglühen, das erste Glühen und das s. g. „Nachglühen“. Dieses letztere ist nicht gar häufig und besteht darin, daß, wenn die Sonne schon untergegangen und das erste Glühen vorüber ist, die bereits in ihre Leichengewänder gehüllten Berge plötzlich wieder in hellem Roth aufleuchten, welches sich oft bis zu innigster Gluth vertieft. Dieses Phänomen erklärt sich so, daß die Strahlen der bereits untergegangenen Sonne, welche direct den östlichen Horizont nicht mehr zu erreichen vermögen, durch am westlichen Himmel befindliches Gewölk aufgefangen und der Art gebrochen werden, daß sie im Winkel noch einmal zu den gegenüberliegenden Bergen gelangen. Das Nachglühen setzt also eine eigenthümliche Beschaffenheit des westlichen Himmels nach dem Sonnenuntergange voraus. Es muß sich dort in günstiger Lage Gewölk befinden, welches nicht so dicht ist, um den Strahlen der Sonne den Durchgang zu wehren, aber doch auch wieder dicht genug, um deren Brechung zu bewirken. — Neben diesem warmen Bilde

macht sich in meiner Erinnerung ein anderes von erquickender Frische geltend, welches ich auf einer Partie nach der benachbarten „Bütscheleck“ genoß. Die Aussicht von dem in einer Stunde zu erreichenden „Gurten“ ist zwar ausgedehnter als die von der „Engi“; sie erreicht aber an Reichthum und Schönheit bei Weitem nicht diejenige von der „Bütscheleck“, welche den Wanderer für den dreistündigen Weg vollkommen belohnt. Auf diesem Wege, hinter Zimmerwald auf der Höhe, kommt man an einem Tannenwalde vorbei, welcher sich den fernen Alpen als Vordergrund in der Weise unterbreitet, daß er ein Brustbild derselben wie im Halbrahmen heraushebt. Die reichen Schneeformen auf dem dunklen Tannengrunde bieten ein Bild der Keuschheit und Frische von unbeschreiblicher Wirkung. Aehnliches kann der Wanderer, der seine Standpunkte gut zu wählen versteht, übrigens an manchen Orten der Schweiz genießen. —

Unterdessen war, neben den allgemeinen Unterstützungen für die Flüchtlinge, auch manches Zeichen persönlichen Wohlwollens aus dem Vaterlande in das Exil zu Einem gelangt. Auch über diese näheren Berührungen gebe ich dem Leser Rechenschaft. Sie haben wesentlich mit dazu beigetragen, den Glauben an die Menschen in mir aufrecht zu erhalten. Bringt meine Mittheilung auch nur bei Einem oder dem Anderen dieselbe Wirkung hervor, dann habe ich meinen Zweck erreicht. – Bereits in Frankfurt, als uns Seitens unserer Regierungen die Diäten entzogen wurden, boten mir mehrere Familien in freundlichster Weise freie Wohnung in ihren Häusern an. Vor unserer Abreise nach Stuttgart stellte mir eine wohlhabende Frankfurter Familie, die mich nicht anders als aus dem Parlamente kannte, ihre Kasse zur Verfügung, und von derselben Familie erhielt ich später, auf meiner Durchreise durch Zürich, einen Brief vom 4. Juli 1849, worin es heißt: „Manches Herz kann dem Wunsche nicht widerstehen, daß es ihm doch vergönnt sein möchte, durch irgend eine Handlung, durch irgend ein großes Opfer, welcher Art es auch sei, die Theilnahme am Schicksale Derer auszudrücken, die sich für das Wohl des Vaterlandes aufopferten“, und gegen den

Schluß: „Gönnen Sie uns die Freude, zu Ihrer Erleichterung und Bequemlichkeit in der Fremde Etwas beizutragen, und glauben Sie fest, daß, in welchem Winkel der Erde Sie auch sein mögen, und woher Ihr Hülferuf auch kommen möge, wir stets und immer und unbedingt bereit sein werden, zu thun, was Sie verlangen“. — Kaum in Bern angelangt, als es einen Augenblick zweifelhaft schien, ob wir Parlamentsmitglieder in der Schweiz würden bleiben dürfen, erhielt ich zwei Einladungen von Deutschen in Belgien, eine nach Antwerpen und eine nach Seraing bei Lüttich, worin mir Wohnung und alle mögliche Aus- und Forthülfe angeboten wurde. Der Letztere erbot sich auch, mir eine Summe Geldes zu schicken, und zum Landankauf in Wisconsin mitzuhelfen, sofern ich nach America auswandern wolle. Ich antwortete ihm, daß noch keine Maßregeln gegen uns ergriffen seien, und daß ich die Schweiz, so lange wir daselbst geduldet würden, nur in dem Falle zu verlassen gedenke, wenn sich mir anderwärts eine bestimmte Aussicht auf eignen Erwerb eröffne. Das Geldanerbieten lehnte ich dankbar ab, da ich grade nicht in Noth war. Ich habe seitdem Nichts mehr von ihm erfahren. Ich glaube, mein Brief war etwas schwerfällig. Die jüngste Vergangenheit lastete noch schwer auf mir. Sonst hätte ich vielleicht gedacht, daß eine bestimmte Existenz aufgesucht sein wolle und Einem nicht auf dem Präsentirteller entgegengetragen werde. Gleichviel! gelangen diese Zeilen unter seine Augen, so soll er wissen, daß ich ihm, indem ich Dieses schreibe, in Gedanken herzlich die Hand drücke. — Ein eigenthümliches Mißverständniß sollte mir bald neue Zeichen der Sympathie eintragen. Ich hatte eine vortreffliche Stradevarius-Geige mit zum Parlamente gebracht, war aber während der ganzen Sturm- und Drangperiode nicht zum Spielen gekommen. Sodann hatte ich sie mit in die Schweiz geflüchtet, wo sie mir nun oft in einsamen Stunden zum Troste wurde. In der Nachbarschaft wohnte ein Unternehmer von Tanzvergnügungen, welcher mich zuweilen spielen hörte. Eines Morgens klopft's an meine Thüre, und herein tritt der fragliche Mann, mit der An-

frage, ob ich nicht Lust habe, mich an dem mit seinem Tanzunternehmen verbundenen Orchester zu betheiligen, wofür er mich ordentlich zu bezahlen bereit sei. Die Unterhaltungen dauerten nur 3—4 Stunden; um Mitternacht sei Alles vorbei. Ich hätte mich nun gewiß nicht erniedrigt, wenn ich durch Annahme dieses Anerbietens mir oder Anderen eine kleine Zulage verdient hätte. Aber ich war damals grade mit Abfassung meiner Vertheidigungsschrift für alle Reichsverfassungskämpfer beschäftigt und die Arbeit drängte. Ich antwortete daher dem Manne, daß ich mich zwar bisher nicht vorzugsweise mit Tanzmusik beschäftigt habe, dennoch aber von seinem Anerbieten gerne Gebrauch machen würde, wenn ich nicht eben durch dringende Arbeit vollständig in Anspruch genommen wäre. Wolle er später einmal wieder anfragen, so würden wir uns gewiß einigen. — Dieses kleine Erlebniß erzählte ich dann scherzend bei Tisch, von wo es in veränderter Gestalt Eingang in die heimische Presse fand. Bald darauf war in mehreren deutschen Blättern zu lesen, ich sei genöthigt, mir mein tägliches Brod durch Violin-Unterricht zu verdienen. In Folge Dessen erhielt ich wieder zwei Anerbietungen, eine aus München und eine aus Frankfurt a. M. Von München aus ward mir ein Anlehen angeboten. In dem Schreiben aus Frankfurt hieß es: „Ich hörte dieser Tage, Sie hätten sich entschlossen, Unterricht in der Musik zu geben. Dieses veranlaßt mich zu der Bitte, daß Sie mir vergönnen möchten, einen Theil Ihres Bedarfes übernehmen zu dürfen, und zwar für das laufende Jahr 1850 mit fl. 200 in ¼jährigen Raten, welche ich Ihnen anticipando durch das dortige Banquierhaus M a c c u a r d und Comp. zustellen würde“. Aehnlicher Anerbietungen erhielt ich noch einige aus kleineren deutschen Städten. Ich lehnte alle diese Anerbietungen, im Hinweis auf das dringendere Bedürfniß der großen Masse meiner Leidensgenossen, ab. Daneben regte sich in meinem Innern noch etwas Anderes. Ich war der Meinung, ein junger Mann in meinen Jahren solle unter allen Umständen auf eignen Füßen stehen. Mein Selbstgefühl sträubte sich empfindlich dagegen, von diesem Grundsatze abzuweichen.

Deshalb aber waren diese Beweise edler Uneigennützigkeit an mir nicht verloren. Sie wirkten der Verbitterung gegen mein Vaterland entgegen, welches allmählig wieder seine alte Physiognomie anzunehmen begann, als wenn Nichts vorgefallen wäre, während wir Flüchtlinge durch das Reißen aller Existenztaue und jener zahlreichen zärteren Fäden, welche Einen mit dem Leben verbinden, täglich und stündlich an den großen Bruch erinnert wurden. Unter solchen Umständen waren jene Strahlen freier Liebe von heilsamer Wirkung. Auch sind sie heute noch mehr werth als alles officielle Schaugepränge und ihre wohlthätige Wirkung lebt in meinem Herzen fort und fort. — Ich hatte zwar damals, was ich grade brauchte, aber ich lebte nur von Tag zu Tag, von Hand in Mund. Der geringste Arbeiter mit seinem kosmopolitischen Handwerke konnte zuversichtlicher in die Zukunft schauen, als ich mit meiner an die Scholle gebundenen und in freien Ländern immer mehr überflüssig werdenden Rechtswissenschaft. Die Schriftstellerei war ein erbärmliches Ernährungsmittel. Außer den Leuten vom „Leder", den Soldaten, waren die „von der Feder" am Uebelsten dran. So z. B. glaubte ich mit meiner Vertheidigung der Reichsverfassungskämpfer einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen zu haben. An allen Gerichten waren auf diesen Kampf bezügliche Prozesse anhängig, in allen deutschen Kammern machten sich einschlägige Fragen geltend, auch wird ja der rechtliche Angelpunkt unserer Revolution stets von historisch-politischer Bedeutung bleiben. Der naive Raveaux hatte nicht Lobes genug für meine Arbeit und Heinrich Simon, der doch vor der Revolution zu verschiedenen Malen bewiesen, daß er wisse, wann es Zeit ist, ein Wort zu sprechen, sagte mir, seit den „Vier Fragen" von Jacobi habe er die Empfindung: „Sieh! Das war einmal wieder ein Wort zu seiner Zeit!" nicht mehr so stark gehabt, als nach Durchlesung meiner Brochüre. — Nun, was brachte sie mir ein? Hundertundfünfzig Gulden, und an einem guten Verleger hatte es mir wahrlich nicht gefehlt. Dr. Löwenthal in Frankfurt übernahm bereitwilligst den Verlag und erklärte,

auf jeden Gewinn daran im Voraus mit Vergnügen zu verzichten. Aber was kann der beste Verleger bei mangelnden Käufern? Ueber den Absatz schrieb mir derselbe im folgenden Herbste: „Bei der unseeligen Zerrissenheit der geistigen und materiellen Interessen unseres deutschen Volkes ist es leider eine Unmöglichkeit, daß eine Schrift wie die Ihre und die unter ähnlichen Verhältnissen in Frankreich oder England am ersten Tage ihres Erscheinens drei oder vier größere Auflagen nöthig gemacht hätte, auf einen größeren Absatz als etwa 2000 Exemplare rechnen könnte. Wenigstens wurden von Ihrer Reichsverfassungsschrift nur ungefähr so viele abgesetzt; Jedermann las und pries sie, aber, wie Das so geht, — Zehen lesen und Einer kauft“. — Was die arme demokratische Tagespresse für periodische Beiträge bezahlen konnte, war in Wahrheit nicht so Viel als ein Steinklopfer auf der Chaussee von Genf nach Lausanne verdient. Ja in Folge der ökonomischen Ruinirung und endlichen Unterdrückung einzelner Blätter verlor man manchmal selbst den kläglichen Ertrag mehrmonatlicher Arbeit. Braucht man da zu erröthen, wenn man dennoch Unterstützungen aus Deutschland annahm? Ich habe dem Leser mitgetheilt, welche Anerbietungen ich dankbar abgelehnt. Ich bin ihm jetzt auch schuldig zu sagen, welche ich angenommen. Zuerst habe ich von meinen Trierer Wahlmännern und dann auch von der in Stuttgart eine Zeit lang fortgeführten Diätenkasse für die Reichstagsabgeordneten mehrere Sendungen erhalten. Diese an meine Eigenschaft als Volksvertreter direct anknüpfenden Unterstützungen waren mir minder empfindlich. Hatte ich doch durch die treue Erfüllung der mir dadurch auferlegten Pflichten meine junge Advokatenpraxis verloren, die gewiß die Noth von mir ferne gehalten haben würde. Es war mir bei diesen Unterstützungen, als wenn ich noch wirklich von meiner Kraft zehre. Volle Befriedigung empfand ich auch bei ihnen nicht, ich trage das Gefühl davon nach wie eine Ehrenschuld, die ich dereinst noch einmal an der großen Familie der Bedürftigen vollständig abzutragen gedenke. Diesem Gefühle gesellt sich übrigens die

erleichternde Erinnerung bei, daß ich während des Parlamentes in Frankfurt am Main täglich kaum die Hälfte meiner Diäten brauchte und die andere Hälfte das ganze Jahr hindurch mit vollen Händen bis zum letzten Heller hingab. —

Eines Erlebnisses hätte ich aber beinahe Erwähnung zu thun vergessen, welches doch der Mittheilung werth ist. Eines Tages, zu Ende 1850, erhielt ich nämlich einen anonymen Brief aus dem Großherzogthum Hessen, mit vier Friedrichsd'or und dem Corpszeichen unserer alten „Palatia" auf der Universität Bonn am Rheine, und der Absender dieses Briefes warst Du, Carl .... in .... — Ich weiß es, Du bist nicht desselben politischen Glaubens wie ich, am Allerwenigsten was die Mittel zum Ziele betrifft. Durch Deine Geburt gehörst Du der Aristokratie, durch Dein Vermögen der Bourgeoisie an. Aber Deine Seele ist nicht eng; sie fühlte aus mir Etwas heraus, wie die Wärme einer wirklichen Ueberzeugung. Und da hast Du gesagt : „Dieser alte Corpsbruder ist doch ein ordentlicher Kerl, und es wäre schändlich, wenn er des täglichen Brodes ermangelte!" Und da hast Du Deine Goldstücke zusammengepackt und hast mir sie geschickt. — Hier meine Empfangsanzeige.

Was sagt Ihr aber dazu, Ihr blonden und braunen Jünglinge auf der Pfälzer Kneipe zu Bonn? — Seht! auf den alten Körben Eurer Schläger müssen sich noch Hiebe finden, die uns gegolten; aus diesen alten Commershörnern haben wir dereinst in die Runde getrunken, und wie Ihr jetzt da sitzt, in Hemdärmeln, das Corpsband über die offene Brust, so saßen auch wir. Das sind nun schon sechszehn Jahre her, und — die Schicksale der Menschen sind verschieden. Aber der Bund unserer Jugend hat sich bewährt. So füllt denn Eure Humpen noch einmal bis zum Rande und bringt's der Jugendfreundschaft, die auch unter den heftigsten politischen Stürmen nicht zu Schanden wird. —

Ich war nicht bloß studiosus juris et cameralium in Bonn gewesen, sondern auch Musketier und Unteroffizier des 30. Linien-Regimentes, und später, zufolge Kabinets-Ordre vom 16. October 1845, Seconde-Lieutenant des 30. Landwehr-Regi-

mentes in Trier. Auch hieran wurde ich noch während meines Aufenthaltes in Bern, wenn auch auf andere Weise, als an die Studentenzeit, erinnert. Eines Tages erhielt ich durch meine Aeltern folgenden Ausschnitt aus dem Trierischen Amtsblatte:

„Edictalcitation.

Der im Laufe dieses Jahres vom 1. Bataillon (Trier) 30. Landwehr-Regiments als Deserteur gemeldete Seconde-Lieutenant und Advokat beim hiesigen Landgerichte, Ludwig Simon, 30 Jahre alt, wird hierdurch aufgefordert, binnen drei Monaten und spätestens in dem auf den 25. Februar 1850 um 10 Uhr Vormittags auf hiesiger Hauptwache anberaumten Termine sich einzufinden, widrigenfalls er in contumaciam als Deserteur erachtet und zu einer Geldbuße von 50 — 1000 Thlr. wird verurtheilt werden.

Trier, den 13. October 1849.

Königl. Gericht der 16. Division.“

Es war klar, daß ich dieser Vorladung nicht Folge leisten könne, ohne mich einer langen Vorhaft in der wegen Hochverraths durch die Civilgerichte gegen mich eingeleiteten Untersuchung auszusetzen. Blieb ich dagegen in dem gesetzten Termine aus, so ward ich als Deserteur verurtheilt, und konnte mich nachher den Civilgerichten nicht stellen, ohne mich mehrjähriger Zuchthausstrafe auszusetzen, welche, außer der Geldbuße, dem Deserteur, dessen man habhaft wird, noch außerdem bevorsteht. In dieser zweischneidigen Lage, in die ich mich versetzt sah, kam mir ein wirkliches Unwohlsein zu Statten. In Folge der heftigen Gemüthsbewegungen des verflossenen Jahres hatte mein Leber-, Gallen- und ganzes Verdauungssystem erheblich gelitten, und es zeigten sich schon jetzt die Vorboten eines Uebels, welches einige Monate später als gastrisch-nervöses Fieber ausbrechen, und mich dann, in Folge einer vernachlässigten Reconvalescenz, auf ein ganzes Jahr, gelähmt an Körper und Geist, elend dahinwerfen sollte. Was meinem Zustande am Allerwenigsten zusagte, war eine Reise vor die Gerichtsschranken. Unter diesen Umständen

stellte mir Herr Professor Dr. Vogt, Vater, ein ärztliches Zeugniß dahin aus, daß ich der gedachten Vorladung weder für den Augenblick noch für die nächsten Monate nachkommen könne. Die Unterschrift des Arztes war von einem Berner Notar, die des Notars durch das Staatsschreiberamt und die des Staatsschreibers durch den preußischen Gesandten, Herrn v. Wildenbruch, beglaubigt. Obgleich dieses Zeugniß dem Königlichen Divisionsgerichte vor dem anberaumten Termine vorgelegt wurde, schritt man nichtsdestoweniger zu meiner Verurtheilung als Deserteur. Wie man über das ärztliche Zeugniß weggekommen ist, weiß ich nicht. Doch nicht etwa durch die bloße Erwägung, daß Herr Professor Dr. Vogt der Vater meines Freundes Carl Vogt sei! — Was war denn natürlicher, als daß wir Flüchtlinge den ärztlichen Rath, dessen wir bedurften, bei dem Vater unseres Freundes einholten? —

Diese Verurtheilung als Deserteur hätte ich vielleicht auf andere Weise vermeiden können, wenn ich bei Zeiten die richtige Einsicht gehabt hätte. Noch in Frankfurt a. M. hatte ich nämlich von meinen Herren Kameraden vom 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes folgendes Schreiben erhalten:

„An den Königlichen Lieutenant im 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes, Herrn Ludwig Simon zu Frankfurt.

Ihr gesammtes Verhalten während längerer Zeit berechtigt zu der Ansicht, daß der Wunsch, aus Ihrer bisherigen Stellung eines Preußischen Landwehr-Offiziers zu scheiden, eine Ehrensache für Sie geworden sein müsse.

Die unterzeichneten Mitglieder des Offizier-Corps des 1. Bataillons 30. Landwehr-Regimentes, welchem auch Sie angehören, glauben sich nun verpflichtet, es Ihnen unverholen auszusprechen, daß Sie jene Ansicht vollkommen theilen und eine Willensäußerung in dieser Beziehung von Ihnen gewärtigen.

Trier, den 28. März 1849.

gez. Boltz, Hauptmann, u. s. w. —“.

Das Schreiben ist nicht übel stylisirt. Statt mir beleidigend grade in's Gesicht zu sagen: Wir wollen nicht mehr mit Dir dienen! setzen die Herren zuvorkommend eine Ansicht bei mir voraus und erklären diese höflicher Weise ganz und gar maßgebend für sich. Das Schreiben macht Herrn Advocat-Anwalt Boltz, späterem Regierungsrathe, aus dessen Bureau es, nach der mir bekannten Handschrift, hervorgegangen, alle Ehre. Auch ist gegen die darin ausgesprochene Ansicht eigentlich nicht Viel einzuwenden. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Mit den Einzelstaaten hatten wir in Frankfurt direct Nichts zu schaffen. Für den deutschen Gesammtstaat hatte ich mich aber bereits in meiner allerersten Parlamentsrede öffentlich und rückhaltlos zur demokratischen Republik bekannt. Warum fühlten die Herren nicht schon damals die Ehrenpflicht, mir ihr Mißfallen unverholen auszusprechen? Warum warteten sie erst ab, bis sich die siegreichen Thatsachen nachdrücklich gegen uns erklärt hatten, um dann erst auch ihrerseits eine Erklärung abzugeben? — Das geht mich nun freilich weniger an. Aber mir dünkt, das Wohlgefallen eines Landesherrn an solchen loyalen Acten müsse durch deren Verspätung wesentlich vermindert werden. — Ich hatte damals in Frankfurt barbarisch Viel zu thun. Außer der Vorbereitung zu den Sitzungen lag mir als Vorstand des Centralmärzvereines und in mehreren anderen Beziehungen täglich die Beantwortung von mindestens einem Dutzend Briefe ob; so daß ich nur das dringend Nothwendige aufzuarbeiten vermochte. So blieb das Schreiben damals unhöflicher Weise unbeantwortet. Jetzt aber habe ich die volle Muße, mich über die Sache näher auszusprechen.

Ich bin nicht so radical, daß ich mir ohne Weiteres das Recht beilegte, irgend Jemanden das Wort zu brechen, sei es einem Könige, sei es einem Bettler. Ich habe Sr. Majestät dem Könige von Preußen den Eid der Treue geleistet, nicht bloß als Soldat, sondern schon früher als Auscultator, Referendar und Advocat. — Was habe ich zu meiner Entschuldigung anzuführen? Wer Anderen nicht gestatten will, ihre Handlungen

frei und unabhängig von einem gegebenen Worte zu bestimmen, der darf in dieser Hinsicht auch gegen sich selbst keine Nachsicht üben. Wie vermag ich mich also vor mir selbst zu rechtfertigen? Ich bedarf dieser Rechtfertigung vor mir selbst, ich gestehe es offen, mag man hüben und drüben darüber denken, was man will. Das gilt mir gleich. Ich bedarf ihrer umsomehr, als Treu und Glauben, dieser feinste Gesellschaftsnerv, grade in neuester Zeit, auf den Höhen der Gesellschaft, zum großen Schaden der humanen Entwicklung, die empfindlichsten Schläge erlitten hat. — Man hat wohl gesagt, der Amtseid sei nicht frei. Das ist falsch. Zwar steht der junge Mann, nach langen Studien und großen Opfern, auf einmal vor dem Eide, er weiß nicht wie. Zurücktreten hieße eine bedeutende Einbuße thun. So wird denn der Eid, oft leichtfertig genug, geleistet. Doch kann man nicht sagen, er sei unfrei. Auf diese Weise könnte man mit dem Bedürfniß des materiellen Wohlbefindens jeden Eidbruch rechtfertigen. Andere suchen sich damit aus der moralischen Klemme zu ziehen, daß sie den Interessen ihres Landesherrn besser durch ein liberales als durch ein reactionaires Verhalten zu dienen behaupten. Das kann unter Umständen wahr sein; aber der Eid ist doch meist so gefaßt, daß es schließlich nicht auf unser Ermessen, sondern darauf ankommt, wie der Landesherr selbst seine Interessen versteht. So gäbe es also gar kein Mittel, mit dem Inhalte seiner widerstrebenden Ueberzeugungen aus dem einmal gezogenen Kreise auf befriedigende Weise herauszukommen? Glücklicher Weise bleiben auch die höchsten Gewalten von dem allgemeinen Gange der menschlichen Entwicklung nie ganz unberührt. Diese Berührung pflegt mehr oder minder wirkliche Reformen oder doch Versprechungen von Reformen hervorzurufen. Würden diese Versprechungen stets bei Zeiten erfüllt, so würden gewaltsame Revolutionen vermieden und die Geschicke der Völker in friedlichen Bahnen ihrem Ziele entgegengefördert werden. Man wird kaum irgend eine erhebliche Revolution anzuführen vermögen, welcher nicht solche unerfüllte Reformversprechungen vorhergegangen sind. . . . .

Doch ich halte inne; denn ich gewahre, daß ich auf graden schlichten Wegen nicht zum Abschlusse meines Gedankens gelangen könnte, ohne meinen Herrn Verleger, selbst einem wahrheitliebenden Richter gegenüber, der Gefahr einer Verurtheilung auszusetzen. Umwege stehen mir aber grade in diesem Punkte nicht an. Ich schweige daher lieber. Um so freier mögen sich unsere Gegner aussprechen. So mag Herr v. Gerlach am 9. April 1851 in der ersten preußischen Kammer unumwunden erklären, „ein Versprechen, welches dem Zeitgeiste, einer Art von Gespenst, gegeben sei", brauche nicht gehalten zu werden. Also Völker, große Völker, mit der ganzen Wucht ihrer geistigen und materiellen Interessen sind keine Rechtssubjecte. Rechtssubjecte sind nur Diejenigen, von welchen Minister, Staatsräthe, Oberlandesgerichtspräsidenten und andere Beamte ihre Titel, Orden und hohen Gehälter beziehen! — Wenn nun aber Deine bessere Ueberzeugung sich solchen Aufstellungen widersetzte, wenn es Dir weniger auf Persönliches als vielmehr darauf ankäme, daß der Grundsatz der Treue überall unter den Menschen zur Anwendung komme, in der Höhe wie in der Tiefe, daß nicht bloß von den Völkern, sondern auch gegen dieselben Treue geübt werde; wenn Dein Gefühl sich gegen die einseitige Leistung der Treue gegen eine ihrerseits von der Pflicht der Treue völlig entbundene Gewalt sträubte und empört ausriefe: Das wäre ja Treue zur Treulosigkeit! — dann, mein Freund, sei doppelt auf Deiner Hut; denn Du könntest in die Gefahr kommen, ein Deserteur, ein Hochverräther und ein todeswürdiger Verbrecher zu werden, dessen Namen man von Rechtswegen an den Schandpfahl heftet. —

Im Frühjahr 1850 machte ich noch von Bern aus, in Begleitung Vogt's, einen Abstecher zu Fuß nach Neuschatel, wo sich Loewe seit einiger Zeit niedergelassen hatte, um sich im Französischen auszubilden und sich, wo möglich, eine ärztliche Praxis zu gründen. Die Stadt Neuenburg steigt an einem steilen Abhange des Jura amphitheatralisch empor, ihren Fuß in den Wellen des See's badend, welcher ihren Namen trägt.

Ihre Umgebung ist minder bedeutend als die Landschaften der meisten übrigen Schweizersee'n. Doch macht bei günstigem Wetter der grüne See von ganz anständigem Umfange, der blaue Jura, die Rebenhügel, die saubern Landhäuser und die malerische Stadt mit dem Schlosse einen ganz heiteren Eindruck. Viele Häuser waren völlig geschlossen und unbewohnt. Man sah, es waren Lusthäuser. Hier ist der Sitz des neuenburger Royalismus. Die rege, weltberühmte Uhrenindustrie des Kantons sitzt in den demokratischen Bergen, hauptsächlich in „Locle" und „Lachaux-de-Fonds". Diese Orte bilden die Hauptstütze der neuen Regierung, welche übrigens unzweifelhaft die Mehrheit im Kantone für sich hat, und nur fälschlicher Weise mit der Freiburger Regierung auf eine Linie gestellt worden ist. Am Neuenburger See wird ein vortrefflicher rother Wein gebaut, welcher, um seines reichen Gehaltes an Kohlensäure willen, besonders Unterleibsleidenden empfohlen wird. Der beste wächst zu Cortaillod, in der Nähe von Boudry, der Geburtsstadt Marat's, am Ausflusse der Reuse in den See. Die bemerkenswerthe Aussicht vom benachbarten Chaumont, einem Ausläufer des Jura, welche die ganze Gebirgswelt vom Säntis im Kanton Appenzell bis zum Montblanc in Savoyen umfaßt, ging uns leider, vermöge eines mehrere Tage lange umwölkten Himmels, verloren. Doch genoß ich späterhin dieselbe Aussicht vollständiger vom Weissenstein bei Solothurn. Dagegen sahen wir den Monte-Rosa in Morgenbeleuchtung im Neuschateler Museum, ein kühnes, gewaltiges Bild von Calame, dem Koriphäen der Genfer Landschaftsmaler. — Auch der Zutritt zum Schlosse, welches früher der preußische Gouverneur inne hatte, und welches seit 1848 von der neuen demokratischen Regierung des Kantones bewohnt wird, wurde uns von dieser letzteren freundlich gestattet. Dabei wurde wohl auch des Verhältnisses zu Preußen gedacht. Ja wenn da hinter dem Jura, statt der Franche-Comté, die Provinz Brandenburg oder Pommern läge, dann hätten wahrscheinlich auch wir nicht so harmlos unseren Blick über den gekräuselten See schweifen lassen. Aber bis zu den preußischen Kern-

landen ist gar weit, und Preußen hat nie das Recht gehabt, auch nur einen Soldaten im Kantone zu unterhalten. Auch soll das Land der preußischen Kasse niemals wirkliche Vortheile eingebracht haben. Ueberhaupt ist die ganze Souverainetät über Neuenburg und Valengin wohl nur von moralischem Werthe für die Krone, nicht aber von materiellem Werthe für das Land Preußen. In einer Proclamation vom 5. April 1848 zwar hatte der König von Preußen, bezüglich der stattgefundenen Losreißung Neuenburgs von der Hohenzollern'schen Souverainetät, im Hinblicke auf den damaligen Zustand Europa's, die ihm treugebliebenen Neuenburger ermächtigt, „sich nur durch Rücksichten auf die Lage und das Glück ihres Landes leiten zu lassen, ohne Rücksicht auf die Bande, welche sie an ihn knüpften"; auch die Ernennung bevollmächtigter Commissarien „zur Unterhandlung mit dem eidgenössischen Vororte" in Aussicht gestellt. In einem spätern Schreiben vom Juni 1850 aber spricht der König wieder seinen festen Willen aus, „seine Getreuen nicht zu verlassen", „seine Autorität, sobald die Umstände es gestatteten, wiederherzustellen", und „der Revolution, welche sie bedränge, ein Ende zu machen". In noch weit stärkeren Ausdrücken erklärte sich endlich der König über die demokratische Regierung von Neuenburg und über die Schweiz überhaupt im Monate August 1851 gegenüber der bei der Hechinger Huldigungsfeier erschienenen Neuenburger Deputation. Welchen Verlauf diese Streitfrage in Zukunft nehmen wird, hängt wohl in erster Linie von dem Gange der großen europäischen Ereignisse ab. Dieses Gefühl hat bei den Mitgliedern der Neuenburger Regierung die Wirkung, daß sie nicht bloß für Frankreichs, sondern auch für Deutschlands und des gesammten Auslandes Entwicklung ein einsichtiges Interesse beweisen, welches von dem engen Kantönli-Geiste, auf den man bisweilen anderwärts stößt, vortheilhaft absticht.

Mit Freund Loewe verabredete ich bei dieser Gelegenheit für den bevorstehenden Sommer eine größere Schweizerreise, mit der Absicht, mich nachher in der französischen Schweiz niederzulassen, sowohl um die Einrichtungen und Sitten des

Landes von möglichst vielen Seiten kennen zu lernen, als auch um das Französische besser zu erlernen, als Dies an unseren heimathlichen Gymnasien möglich ist. Beginnt doch der französische Unterricht dort erst im vierten Schuljahre, nachdem man bereits mit Lateinisch und Griechisch vollgepfropft ist, und zwar auch von da ab nur in zwei Stunden wöchentlich auf ein Paar Dutzend lateinische und griechische Stunden. Uebelgesinnte könnten daraus leicht den Verdacht schöpfen, man habe vor den französischen Republikanern, trotz aller Herabsetzung derselben, doch mehr Respect als vor denen Rom's und Griechenland's. Folge davon ist, daß, wenn rheinpreußische Advocaten oder Richter, welche ihre Bildung bloß den preußischen gelehrten Schulen verdanken, einen Artikel aus den Cinq Codes vorlesen, ein fremder Zuhörer eben so gut auf den Gedanken kommen könnte, es seien die chinesischen Kings oder indischen Veda's, welche in der Rheinprovinz gesetzliche Kraft haben.

Bevor ich die Stadt Bern verließ, sollte noch das Schauspiel der Maiwahlen des Jahres 1850 an mir vorübergehen, durch welche die radicale Partei Stämpfli gestürzt und eine Coalition von Conservativen und Patriciern an's Ruder des Cantons gebracht wurde. Der Wahlkampf war heiß und die vereinzelten Auftritte im Berner Oberlande und im St. Immerthale haben bewiesen, daß dieser Regierungswechsel, in Ermangelung der im Cantone tief eingelebten demokratischen Institutionen, nur durch eine gewaltsame Revolution hätte bewirkt werden können. Die Mehrheit, durch welche das radicale Regiment gestürzt wurde, war nicht groß, und es fehlte damals nicht an Stimmen, welche Stämpfli aufforderten, sich, gestützt auf seine entschiedenen Anhänger, gewaltsam an der Spitze der Regierung zu behaupten. Was hätte er dadurch erreicht? Er hätte dem demokratischen Principe, dem er selbst seine Erhebung verdankte, eine tödtliche Wunde versetzt, einem Principe, welches durch die bloße Wirkung des Friedens, welchen es in seinem Schooße trägt, indem es das allgemeine Stimmrecht Aller an die Stelle des Säbels Weniger setzt, mehr Wohlthaten über Ackerbau,

Handel, Wandel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst ausschüttet, als der genialste Dictator, und trüge er die wohlthätigsten Pläne in seinem Kopfe, es jemals vermag. Und woher haben denn die neuen Genie's unserer Tage die Paar Körner politischer und socialer Weisheit, von denen sie soviel Aufhebens machen? Mir dünkt, sie haben dieselben bloß geraubt aus jener großen Saat, welche die allgemeine Intelligenz längst ausgestreut hatte, und sie hätten besser gethan, dieselben auf dem breiten Volksacker liegen zu lassen. Dort wären sie zu einer vielleicht langsameren, dafür aber gesunderen, dauerhafteren und fortwirkenderen Blüthe gelangt, als durch die willkürliche Pflege einer entmannenden Treibhausdictatur. Stämpfli aber war ein aufrichtiger, ehrenhafter Demokrat, der seinen persönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Wohle unterzuordnen wußte. Er stieg ruhig von dem höchsten Posten des Landes hinab und trat als einfacher Advocat in seine Schreibstube zurück. So that Pericles, so hätte in ähnlichem Falle Washington gethan. Die guten Früchte einer solchen Handlungsweise sollten nicht lange auf sich warten lassen. Eine zu lang dauernde Gewalt wird nur zu leicht einseitig und dazu fortgerissen, des Volkes eignes Leben mehr und mehr zu hemmen. Statt dessen erhielt durch den Abtritt Stämpfli's seine eigne Partei sowie das gesammte Volk einen neuen Lebenssporn. Während die Radicalen auf dem politischen, zum Theil auch auf dem öconomischen Felde neue Anläufe nahmen, vertiefte sich die Bewegung im Volke selbst bis zum Schönbrunner Programm mit dem Verlangen nach Progressivsteuer und Vertheilung der Gemeindegüter. Und wenn sich selbst einige Rufe nach jenen social-mystischen Utopieen erhoben, welche nicht von dem freudigen Lichte der Freiheit, sondern von dem schmerzlichen Dunkel der Sklaverei ausgebrütet wurden, so hat's doch damit in der Schweiz keine ernstliche Gefahr. In der demokratischen Schweiz verschwindet Dergleichen vor dem freien Hauche der Wirklichkeit wie das Irrlicht vor dem frischen Morgenwinde. Während die Zeit zu den verlangten öconomischen Reformen noch nicht gekommen scheint, haben dagegen die Radicalen auf

politischem Gebiete ihre Gegner bereits wieder bedeutend zurückgedrängt. Nicht nur hat Stämpfli seinem Rivalen Blösch im eignen Cantone wieder Terrain abgewonnen, sondern er sollte auch alsbald durch das allgemeine Vertrauen der Schweiz zu einem der höchsten Posten der gesammten Eidgenossenschaft berufen werden. Herr Ochsenbein dagegen, zur Zeit der Berner Maiwahlen Bundesrath, welcher durch seine s. g. weiße Demokratie den Ausschlag zu Gunsten der Conservativen gegen Stämpfli gegeben hatte und dadurch, von seinem Sitze im Bundesrathe aus, die künftige Situation seines Heimathcantons Bern zu beherrschen vermeinte, Herr Ochsenbein vermochte bei den letzten Nationalrathswahlen in der gesammten Schweiz auch nicht in einem einzigen Bezirke gewählt zu werden, und da die trefflichen Institutionen der Schweiz dem gekränkten Ehrgeize jede Möglichkeit rauben, sich über den Volkswillen zu erheben, so blieb uns das eigenthümliche Schauspiel vorbehalten, denselben jüngst in die Dienste eines auswärtigen Staatsstreiches treten zu sehen. — Betrachte Dir diese Situation wohl und von allen Seiten, lieber Leser. Während ringsum der Säbel herrscht, gehen in dieser kleinen Schweiz gleichwohl große Dinge vor sich.

Ueber die Persönlichkeiten des Herrn Blösch und Stämpfli erlaube ich mir kein Urtheil, eben so wenig über den speziellen Unterschied ihrer Parteiprogramme. Keinen von Beiden kenne ich persönlich, die tieferen Interessen des Kantons Bern kenne ich nicht genügend. Aber einige äußere Symptome von allgemeinerer Bedeutung, die ich wahrgenommen, erlaube ich mir hier mitzutheilen. Während man unter dem Regiment Stämpfli's kaum Etwas von einem Preßprozesse gehört hatte, kamen dieselben unter der neuen Herrschaft der Conservativen an die Tagesordnung. Auf einer späteren Reise im Jura traf ich in Lachaux-de-Fonds einen fidelen Studenten, Namens Nußbaum, und noch einen Anderen, welche aus ihrem Heimathskantone waren verbannt worden, weil sie „Zin, Zin, Rataplan, vivent les rouges, à bas les blancs“ gesungen hatten, ein

Lied, welches Einem damals in der französischen Schweiz aus jeder Werkstätte, mehr vergnügt als drohend, entgegentönte. Einen unvertilglichen Eindruck hat mir aber folgender Umstand hinterlassen. Als ich gegen das Frühjahr 1851 auf kurzen Besuch wieder nach Bern kam, da fand ich, zum Gedächtnisse des vorigjährigen Wahlsieges der Conservativen, an der Buchhandlung von Huber und Comp. eine mit Epheu umkränzte Tafel mit folgender Inschrift aufgestellt: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird ferner helfen. Hier werden Gaben für die Nothleidenden gesammelt.“ Unterdessen erhielten die zum Tage von Schönbrunn ausziehenden Socialradicalen, welche sich durch ihre eigne Einsicht, statt durch fremde Almosen zu helfen suchten, Prügel im Geiste des Conservatismus. Man muß aber deshalb ja nicht glauben, daß die Conservativen auch ihrerseits sich bloß auf die Hülfe Gottes verlassen. O nein! Die „Patrie“, ein conservatives Berner Blatt, schlug später als Devise für ein zur Betreibung der Nationalrathswahlen niederzusetzendes Comité den Satz vor: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ — Für mich die irdische Herrschaft und die Selbsthülfe, für Dich der Himmel und die christliche Barmherzigkeit! — Das ist der große Parteiunterschied, der durch die ganze Welt geht. Statt allgemeiner, humaner Belebung der Selbstkraft jedes Einzelnen zu steter Kräftigung, Bereicherung und Verschönung des Gesammtlebens — einseitiges, selbstsüchtiges Streben der Einen nach Herrschaft, um die Anderen durch frömmelnde Verdummung der eignen Kraft zu berauben.

3. Reisebericht aus den Urkantonen, aus Graubünden, aus der italienischen Schweiz und aus den Monte-Rosa-Thälern.

— Juli bis Herbst 1850. —

Achtes Kapitel.

Reise mit Loewe und Caspary in die Urkantone, nach Graubünden und Tessin. Reiseplan. Der Suwarow'sche Zug. Besuch bei Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute am Zürcher See. Rappard's mikroscopisches Unternehmen. Frau . . . ., später Frau Loewe. Alpstock und Wirthshauspreise. — In's Linththal. Die Schlacht bei Näfels und die schweizerische Unabhängigkeit. Das Klönthal. Ziegen und „Schabziger." Ueber den Pragel in's Muottathal. Alpenflora und eine russische Laffette. Muotta. Die Urkantone, der Ultramontanismus und die Freiheit. Ankunft Suwarow's über den „Kinzigkulm", Gefechte im Muottathale, Abzug über den Pragel in's Linththal und von da durch das Sernftthal über den Panirer Paß in's Rheinthal. Rückkehr nach Rußland und Tod desselben. Die Revolution von 1789, der Schrecken und die auswärtigen Kriege. Die Revolution von 1848, die Junischlacht und die Wiederauflage des Bonapartismus. Clausewitz'sche Kritik des Uebergangs über den Kinzigkulm. Klausenpaß und Glattalp. Unser Führer und der Sonderbundsfeldzug. Wohlriechende Vergißmeinnicht. Ueber den Urnerboden nach Linththal. Der Canton Glarus. Ueber den Wallensee in's Rheinthal.

Zu Anfang Juli's 1850 traf Loewe von Neuschatel in Bern ein, von wo aus wir zu Dritt unsere verabredete Reise

antraten. Der Dritte war Wilhelm Caspary, ein Schul- und Spielgenosse von mir. Während ich dem Abiturienten-Examen zustrebte, verließ er auf Tertia oder Secunda das Gymnasium, um, dem Wunsche seines Vaters, eines alten Soldaten, gemäß, ebenfalls Soldat zu werden. Ohne eine Kadettenanstalt oder eine Offizierschule zu besuchen, befähigte er sich durch häuslichen Fleiß rasch nacheinander zum Fähndrich- und Offizier-Examen. Nachdem er beide cum laude bestanden und einige Zeit als Seconde-Lieutenant Dienste gethan hatte, trug er auch in einem Concurse um den Besuch der Kriegsschule zu Berlin den Sieg davon, und genoß des höheren kriegswissenschaftlichen Unterrichts, welcher strebsameren Offizieren dort zu Theil wird. Von der Kriegsschule zurückgekehrt ließ er sich dann auf ein Jahr zur Artillerie commandiren, um auch den Dienst in dieser Waffe kennen zu lernen. Bei Ausbruch der Februarrevolution stand er als Bataillons- oder Regimentsadjutant, wenn ich nicht irre, in Münster. Aber wie gewonnen, so zerronnen! Er hatte sich stets litterarisch und philosophisch beschäftigt, und glaubte nun von der neuen Bewegung die Verwirklichung seiner zwar gemäßigten, aber im Verhältniß zum damaligen Zustande Preußens und Deutschlands immerhin vorgeschrittenen Ansichten erwarten zu dürfen. Zu Beginn des Jahres 1849 zum Mitgliede der zweiten preußischen Kammer gewählt, gesellte er sich der Linken zu, welche gerne einen unterrichteten Offizier in ihren Schooß aufnahm. Nach Auflösung der preußischen Kammern sah ich ihn in Frankfurt oder Stuttgart wieder, und bei meiner Ankunft in Bern war Einer der Ersten, auf den ich stieß, mein alter Schul- und Spielgenosse Caspary. Ich glaube, er hatte seinen Abschied genommen. Wie er, nicht durch Geburt oder Protection, sondern durch demokratischen Fleiß emporgekommen war, so war er nun von seinen sämmtlichen, mühsam erworbenen Würden auch demokratisch wieder hinabgefallen. Er hatte sein Vaterland mit der Schweiz vertauscht, nicht weil daheim etwas Besonderes gegen ihn vorlag, sondern aus einem sehr erklärlichen Gefühle allgemeinen Unbehagens. Jetzt lebt er wieder in

Deutschland, nach meinen letzten Nachrichten als Factor eines Braunkohlenbergwerks im Dessauischen. In Bern nannten die Anderen ihn wohl, mit Rücksicht darauf, daß Nichts wirklich Compromittirendes gegen ihn vorlag, scherzweise: „Flüchtling aus Neigung." — Glaube nicht, lieber Wilhelm, daß ich Dies anführe, um mich noch jetzt für jene Prügel zu rächen, welche Du mir vor nun bereits 28 Jahren höchst willkürlicher Weise, kraft des bloßen Rechtes des Stärkern, auf dem Dammwege zwischen dem alten Maximin-Palaste und der Porta nigra zu Trier gabst, weil ich mehr und schönere Bücher unter dem Arme trug, als Du, und Dir auf Deine impertinente Frage: „Was machst Du Kleiner mit all den dicken Büchern?" nicht Rede und Antwort stehen wollte. Nein! das sehe ich als vollständig gesühnt an durch das Entsetzen, welches Dich ergriff, als bald darauf Dein seliger Vater, mit all seinen Decorationen geschmückt, Dich bei dem meinigen zum Gymnasium anmeldete, und Du in einer Ecke der Stube den Geprügelten als den Sohn Deines künftigen Lehrers erkanntest. Ich erwähne des „Flüchtlings aus Neigung" nur als getreuer Memoirenschreiber, welcher nicht unterlassen will, neben den ernsten Blüthen, welche das Exil hervortrieb, auch diejenigen zu zeigen, welche von dem Strahle rosenfarbenen Humors leise geröthet sind.

Caspary machte bloß den ersten Haupttheil unserer Reise mit, worauf wir etwa einen Monat zu verwenden hatten. Für Anfang August dagegen hatten Loewe und ich uns mit Vogt, Mayer und Anderen ein Rendez-vous im Berner Oberlande gegeben, von wo wir eine gemeinschaftliche Reise südwärts über die Berner Alpen in's Wallis und von da, mit Ueberschreitung der Rhone, nach dem Monte-Rosa beabsichtigten. — Die Zwecke, welche wir Drei zu unserer ersten Reise mitbrachten, waren nicht ganz dieselben. Caspary's Hauptzweck war, den berühmten Zug Suwarow's, den er nach verschiedenen militairischen Schriftstellern auf der Karte studirt hatte, nun auch an Ort und Stelle zu verfolgen. Dieser Zug war folgender. Nachdem Suwarow die Franzosen in Italien wiederholt auf's Haupt

geschlagen und über den Appennin aus dem Lande hinausgeworfen hatte, wurde er von dem auf seine Lorbeeren eifersüchtigen Wiener Kriegsrathe nach der Schweiz beordert, um, in Ablösung des an den Rhein beorderten Erzherzogs Karl, gemeinschaftlich mit seinem bei Zürich stehenden Landsmanne Korsakow, die Franzosen unter Massena auch aus der Schweiz hinauszuwerfen. Im September des Jahres 1799 langte Suwarow aus den lombardischen Ebenen mit etwa 24000 Mann, worunter 5000 Kosacken, bei Arbedo in der Nähe von Bellinzona im Kanton Tessin an. Von da nahm er seinen Marsch das Ticinothal aufwärts nach der Höhe des Gotthard. Nach verschiedenen blutigen Kämpfen erzwang er am 24. September den Uebergang über den Gotthard, und warf den französischen General Lecourbe auf der entgegengesetzten Seite in's Reußthal hinab, deren Lauf er nun durch das Urnerloch, über die Teufelsbrücke bis zum Vierwaldstätter-See folgte, die Franzosen in wiederholten siegreichen Gefechten vor sich herdrängend. In Altdorf angelangt fand er alle Boote, die ihn über den See zu bringen vermocht hätten, entfernt, und die Engpässe des Axenbergs am östlichen Ufer des Urner-See's besetzt. Da beschloß der greise Feldherr jenen in der Kriegsgeschichte ewig denkwürdigen Uebergang über den „Kinzigkulm" in's Muottathal, um von da über Schwyz seine Vereinigung mit Korsakow zu bewerkstelligen. Hier erhielt er jedoch die Nachricht, daß Massena den günstigen Moment des Abzuges des Erzherzogs Carl nicht versäumt, und bereits am 25. und 26. September dem General Korsakow den entscheidenden Sieg von Zürich abgerungen hatte. Hierdurch sah er sich zum ersten Male in seinem Leben zum Rückzuge genöthigt. Diesen bewirkte er, von allen Seiten bedrängt, mit beispielloser Tapferkeit über den Pragel nach Glarus, und von da durch das Sernftthal über den steilen Panixer-Paß nach Ilanz im Rheinthale. Hier langte er am 10. October an, und setzte nun seinen Rückzug rheinabwärts unbehindert bis nach Baiern fort, wo er hinter dem Lech Cantonni-

rungsquartiere bezog, um bald darauf nach Rußland zurückzukehren. —

Loewe und ich hatten nun aber keineswegs Lust, uns die Richtung unserer Reise ausschließlich durch die strategischen Rücksichten Suwarow's vorschreiben zu lassen. Der Kanton Appenzell hatte mir Lust nach einem ferneren Stück Urkantone erweckt, und Loewe wünschte durch das Rheinthal aufwärts nach Graubünden und von da durch das Misocco-Thal nach dem Kanton Tessin bis zum Luganer-See vorzubringen. Das ließ sich vereinigen. Man konnte das Stück Urkantone so wählen, daß die Hauptthaten Suwarow's von seiner Ankunft am Vierwaldstätter-See bis zum Rückzuge in's Rheinthal hineinfielen. Dann mußte Caspary vor der Hand darauf verzichten, auch dem Anzuge Suwarow's aus Italien zum Vierwaldstätter-See entgegenzugehen. Vielmehr schlug man sich dann über den Wallensee in's Rheinthal. Nachdem man durch dieses und das Misoccothal bis nach Bellinzona gelangt war, machte man einen Abstecher nach Lugano, und verfolgte dann, nach Bellinzona zurückgekehrt, den ersten Theil des Suwarow'schen Zuges von Arbedo den Ticino aufwärts über den Gotthard. Jenseits des Gotthard angelangt stand sodann Loewe und mir die Verbindung mit den uns erwartenden Freunden im Berner Oberlande über Furca und Grimsel offen. — Diesen Plan brachten wir vollständig zur Ausführung. Viel Zeit hatten wir dabei eben nicht zu verlieren. Wir setzten uns daher in die Post von Bern nach Zürich, und gingen rasch durch Zürich durch, um Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute zu Mariafeld bei Meilen am nördlichen Ufer des Zürichsee's zu besuchen. Sie waren noch mit Bauen und Einrichten beschäftigt. Es war aber drinnen schon hinlänglich wohnlich, um einige Tage bei ihnen zu verweilen. Die Politik war rasch abgethan. Ueber Das, was in Deutschland vor sich ging, waren unsere Ansichten fast ganz dieselben, und was mögliche Anstöße von Außen anbetrifft, so hatten zwar die Pariser Nachwahlen zur Legislative (Deflotte's, Vidal's, Carnot's am 10. März 1850, und Eugene Sue's

am 28. April dess. J.) deutlich bewiesen, daß sich im Volke eine lebhafte Reaction gegen das Gebahren des präsidentschaftlichen Napoleonismus und der royalistischen Legislative vorbereite, welche die arme Republik übel zwischen sich genommen hatten. Auf diese Wahlen hatten aber Legislative und Präsident, durch das Burggrafengesetz vom 31. Mai 1850, keck mit der Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes geantwortet, und das Volk hatte diesen Eingriff in seine Rechte zwar murrend, aber doch ohne Aufstand hingenommen. Also theoretische Opposition bis zur Wahl eines neuen Präsidenten und einer neuen Legislative über zwei Jahre! — Was Dann, Das wissen die Götter.

Das Gut unserer Freunde, welches sie im folgenden Jahre wieder verkauften, war sehr freundlich an den Ufern des See's gelegen, dahinter ein Gärtchen, prächtige Wiesen mit Obstbäumen, weiterhin leise ansteigende Weinberge; nach Vorne der blaue Wasserspiegel des See's mit einer kleinen Bucht, in welcher ein leichter grüner Nachen, welchen die Beiden sich nach besonderen Anweisungen hatten bauen lassen, zu Spazierfahrten bereit lag. Wir stachen häufig in den See und stürzten uns dann in den kühlen Wellenschooß. Dabei erzählte uns eines Tages der Züricher Rechtsanwalt Brändlin, der mit uns badete, Einer seiner Freunde sei einmal von einem großen Fische an der Ferse verwundet worden. Der Fisch habe die Ferse wahrscheinlich für ein lebloses Stück Nahrung genommen. Diese Geschichte erschien mir damals ganz fabelhaft; ich habe aber später, kurz nach meiner Verurtheilung und bildlichen Hinrichtung, einen ähnlichen Anbiß im Genfer See erlitten, grade als wenn die Fische der See'n mit zum vollstreckenden Personal des Meisters Hammel in Köln gehörten. — Rappard beschäftigte sich damals mit einem eigenthümlichen Plane, den er später auch wirklich zur Ausführung brachte. Als vermöglicher Rittergutsbesitzer hatte er sich in seinen Mußestunden viel mit dem Mikroscope beschäftigt, auch wohl unter demselben einzelne Objecte aus dem Thier- und Pflanzenreiche zwischen Glasplättchen der Art einbalsamirt, daß man, indem man diese Präparate

unter dem Mikroscope betrachtete, der Natur bis in ihr innerstes Getriebe hineinsehen konnte. Jetzt, nachdem er den größten Theil seines Vermögens durch die Reaction verloren hatte, beschloß er, durch Verfertigung solcher mikroscopischer Präparate sich einen neuen Erwerbszweig zu gründen. Außer seinem persönlichen Vortheile hoffte er dadurch das Studium der Naturwissenschaften zu befördern, auf welche die politisch gescheiterte Bewegung sich mit vertieftem Eifer geworfen hatte, und von deren befreiender Wirkung er Großes erwartete. In Berlin hatte er eine junge Dame kennen gelernt, welche kürzlich ihren Mann durch den Tod verloren hatte, sich grade mit ähnlichen Arbeiten beschäftigte und dabei eine außergewöhnliche Geschicklichkeit an Tag legte. Diese Dame zog aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes heraus, was ihr geblieben war, und verband sich mit Rappard zur Gründung eines mikroscopischen Institutes in Zürich, welches alsbald seine sauberen Präparate auf den ganzen Continent und selbst bis nach America versenden sollte. Die junge Wittwe war eben von Berlin eingetroffen; sie wohnte in dem benachbarten Dorfe und kam des Mittags auf das Gut zu Tische. — Frau T. trug ihr dunkelblondes Haar kurz, wie ein Mann. Unter einer kräftigen Stirne schauten ein Paar klare blaue Augen hervor; der untere Theil des Gesichtes, hauptsächlich der Mund, waren von bestimmtem, ja scharfem Schnitte. In der Anregung aber waren die Augen nicht ohne schwimmenden Glanz und die Mundformen konnten sogar weich werden. Das ganze Aeußere deutete Etwas von jener Mischung von Kraft und Hingebungsfähigkeit an, welche einen Hauptreiz nicht nur des Weibes, sondern des Menschen überhaupt ausmacht. Soll doch der charakteristische Ausdruck Alexanders des Großen grade in einer Verbindung des Männlichen, Löwenartigen mit dem Weichen, fast weiblich Freundlichen bestanden haben. Sie sprach und bewegte sich frei, doch gemessen, und schien sich ihre Schranken nicht in Gemäßheit der Vorurtheile der Welt, sondern nach Maßgabe des eignen Schönheitsbedürfnisses zu ziehen. Nach unsrer Abreise von Mariafeld sprachen wir Drei

wohl öfters von dieser neuen Erscheinung, welche wir Alle als eine nicht gewöhnliche erkannten. Bei aller gebührenden Achtung für dieselbe machten wir allerlei Combinationen und warfen das Rößlein munterer Reiselaune bald hierhin bald dorthin, Loewe nicht ausgenommen. Er ahnte wohl damals noch nicht, daß, kaum daß ein Jahr verflossen, dieses Weib und er selbst gegenseitig eine solche Gewalt über einander gewonnen haben würden, daß er nicht nur seine bisherige Ehe, mit aller möglichen Schonung, wie sich von selbst versteht, lösen, sondern auch das liebe Europa gegen America vertauschen werde, um dort der neuen Familie eine neue Existenz zu gründen. Verloren bist Du uns deshalb nicht, lieber Freund! Aber ganz ohne Abzug an sonstigen Freiheiten und Richtungen gehen solche liebenswürdige Staatsstreiche der Weiber gegen uns Männer doch niemals von Statten. — Vor unserer Abreise schenkte mir Heinrich, in Anbetracht des Umstandes, daß ich meinen Reisestock verloren hatte, seinen Alpstock, den ich von nun an bis an's Ende unserer Reise mit Ehren führte. Der Alpstock ist ein einfacher, glattrunder, etwa 6 Fuß langer Stock mit eiserner Spitze. Man stützt ihn nicht gegen die Abgründe, — wiche der Schnee oder das Erdreich, so läge man Unten, — vielmehr nach der entgegengesetzten, gefahrlosen Seite, um das Gewicht des Körpers auf ihn nach Innen zu legen. Ebenso stellt man ihn beim Bergabsteigen nicht vor sich her, sondern legt das Gewicht des Körpers auf ihn nach rückwärts, um die bergabwärts treibende Wucht zu vermindern. Führer und andere Eingeborene rutschen auf diese Weise oft ganze Schneefelder mit reißender Geschwindigkeit hinab. Wer aber den Alpstock nicht ordentlich zu handhaben versteht, dem wird er mehr ein Hinderniß als eine Hülfe. Auch ist er durchweg überflüssig, und ich habe später die schwierigsten Höhen der Schweiz mit einem einfachen Stocke erstiegen. Meine Kasse befand sich dabei weit besser, da der überall mitgeführte Alpstock überall die höchsten Preise bezahlt. Auf die Preise erschien uns im Verlaufe unserer Reise noch ein anderer Umstand von Einfluß. Caspary und ich behaupteten nämlich, daß ein Paar

freundliche Worte und Scherze, in aller Sittsamkeit zwischen Küche und Speisezimmer oder in einer Fensternische mit den Mädchen des Hauses gewechselt, oft einen ermäßigenden Einfluß auf die Preise übten; welchem jedoch unser würdiger Freund Loewe Fälle entgegensetzen zu können glaubte, in welchen unsere sogenannten Preisermäßigungsbestrebungen, sei es als Anlaß zu Zeitversäumniß, sei es als Luxusartikel, bei Aufstellung der Rechnung mit in Anrechnung gekommen seien. Wir vermochten uns über diese Meinungsverschiedenheit nicht schlüssig zu machen; fernere Erfahrungen thun Noth, und junge Leute, ja auch bejahrtere verheirathete Männer, werden sich unter obwaltenden Umständen unschwer entschließen, zur Aufklärung dieses Theils der Reisewissenschaft, durch Anstellung neuer belehrender Erfahrungen, das Ihrige beizutragen.

Von Mariafeld ging's im Flug über den blauen See, zwischen den lachenden grünen Ufern vorbei, die Schneeberge vor uns, nach Schmerikon. Von dort pilgerten wir den Linthcanal entlang nach Wesen, wo wir naß bis auf die Haut und verhöhnt von linthaufwärts fahrenden Schiffern, deren Anerbieten, uns mitzunehmen, wir abgelehnt hatten, des Abends anlangten. Am anderen Morgen schlugen wir uns südlich in das Linththal des Cantons Glarus. Halbwegs zwischen Wesen und Glarus, am Fuße des jähen „Rautispitzes" liegt „Näfels", wo Dich der Geist der Urcantone aus den Blättern der schweizerischen Unabhängigkeitsgeschichte urkräftig anweht. Bei Näfels hatte am 9. April 1388 jene berühmte Schlacht Statt, durch welche die Glarner gegen Oestreich ihre Unabhängigkeit erfochten. In Folge des Rütli-Bundes der drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden und des dem Tell abgezwungenen Apfelschusses waren die Vögte bereits aus diesen drei Landen vertrieben, und die errungene Unabhängigkeit durch die Siege am Morgarten (1315) und bei Sempach (1386) mannhaft aufrecht erhalten worden. Diesen beiden Siegen reihten die dem Bunde beigetretenen Glarner den von „Näfels" an und behaupteten dadurch ihre unabhängige Verbindung mit den Brudercantonen. Durch den Sieg der Ap-

penzeller gegen Erzherzog Friedrich und den Abt von St. Gallen am „Stoß“ (1405) wurde ein gleicher Erfolg für diesen Canton erzielt. Unterdessen waren auch bereits die Berner, nachdem sie dem burgundischen Adel bei Laupen eine derbe Lection ertheilt hatten (1339), dem Bunde beigetreten, welcher nun aus einem Angegriffenen bald zum Angreifer wurde und den Herzögen von Oestreich zuletzt sogar das Stammland Habsburg im Aargau wegnahm und gegen alle Versuche der Wiedereroberung bis auf den heutigen Tag behauptete. — Heute noch wallfahrten die Glarner jedes Jahr am zweiten Donnerstage des Monates April nach „Näfels“ zur Gedächtnißfeier jener Schlacht, und auf den benachbarten „Rautifeldern“ stehen heute noch eilf Steine mit der Jahreszahl 1388 an den Stellen, wo die eilf Angriffe Statt hatten. Bei dem sechsten, da wo alles Volk unter das Landesbanner zusammentrat, wird dann die Historie des großen Sieges mit namentlicher Anführung aller Derer, „die sich für das Land gewagt“, vorgelesen, und nach der Messe für die Väter pflegt sich das Volk, wie billig, der Freude zu überlassen. — Von Näfels gingen wir dem Laufe der Linth nur noch bis „Nettstall“ am Fuße des „Wiggis“ entgegen. Dort öffnet sich zwischen der zackigen Felswand des „Wiggis“ und dem riesigen „Glärnisch“ mit seinen sieben schwarzen, schneegesprenkelten Gipfeln das romantische Klönthal, durch welches die wilde „Löntsch“, in einer Reihe wildgeberdiger Wasserfälle, zwischen großartiger Felsumgebung hinabbraust, um sich unten mit der Linth zu vereinigen. In dieses Thal lenkten wir ein. Gleich im Anfang begegnete uns daselbst eine Ziegenheerde. Größer und schöner habe ich in meinem Leben keine gesehen; es waren gewiß an fünfhundert Stück. Ihr Schellengeläute klang uns schon aus großer Ferne laut entgegen, und als sie an uns vorbeizog, wollte der Zug gar kein Ende nehmen. Derselbe bot das mannichfaltigste Leben dar, Thiere, schwarz wie der Teufel mit weißen, und weiße wie Schnee mit röthlichen Augen, dazwischen alle möglichen Schattirungen in Braun, Grau und Gelb, mit und ohne Flecken, welche, je nach ihrer Lage, den Thieren

oft einen gar schlauen, täppischen oder possierlichen Ausdruck geben. Hier setzen ein Paar munter und launig in albernen Sprüngen zur Seite, dort sperren zwei quer die Straße, indem sie mit ihren impertinent gewölbten Häuptern von Grund aus gegeneinander ausholen und ihre senkrechten, scharf umgebogenen Hörner kampflustig kreuzen; hier tragen Zwei verständig oder gar mit maßvoller Salbung ihre langen Bärte vor sich her; dort lassen wieder Andere ihre Häupter bedenklich hängen und scheinen des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen. Alle aber sind von ganz anderem Schlage als die Ziegen in den Städten und Ebenen. Sie haben Etwas von den Gemsen, und im Canton Uri erzählten mir später die Bauern, daß die Ziegen im Gebirge oft derart verwilderten, daß kein anderes Mittel bleibe, sich ihrer zu bemächtigen, als sie, wie die Gemsen, zu schießen. Auch lieferten deren Felle fast eben so gute Handschuhe als die der Gemsen. — Im Canton Glarus ist die Ziegenzucht in besonderer Aufnahme. Man verfertigt daselbst auch den bekannten „grünen Kräuterkäse“, welcher bis in die fernsten Gegenden, selbst bis nach America versendet wird. Im Lande selbst heißt er „Schabzige r“. Das Wort „Ziger“ kommt aber nicht von „Ziege“, sondern bedeutet jede geronnene Flüssigkeit, „Schabziger“ also einen Käse, welcher geschabt wird. Die Milch erhält durch den häufig hier wachsenden Steinklee, den die Thiere mit Vorliebe wegnaschen, einen besonders aromatischen Geschmack, und bei der Käsebereitung selbst wird dann noch verriebener Steinklee im Verhältniß von drei Pfund Kleepulver zu hundert Pfund Molken hinzugefügt, wodurch die grüne Farbe und ein erhöhtes Kräuterarom gewonnen werden. — Nach zweistündigem Ansteigen durch die wildromantische Schlucht erweitert sich das Thal zu grünen, blumigen Matten, in deren Mitte der Klönsee sich eine Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite ausdehnt. Den Hintergrund schließt der „Pragel“, über welchen man in den Canton Schwyz gelangt. Hier war Friede, von der übrigen Welt rings abgeschlossen durch hohe Berge. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und

schüttete tiefere Goldlichter über die grünen Matten. Der See war ruhig und schlug nur seltenen, melancholischen Schlages an die stillen, einsamen Ufer. In einer Bucht lag ein kleiner Nachen. Eine einfache Inschrift im Felsen des Glärnisch, am unteren Ende des See's, neben einem Wasserfall, erinnert an Salomon Geßner, den Idyllendichter, der von Zürich aus im Sommer häufig hierher kam und wochenlang in einer Sennhütte lebte. Schweigsam wanderten wir den See aufwärts bis „Vornau", ein an dessen oberem Ende einsam gelegenes Wirthshaus, wo wir Abendbrod nahmen, den „Schabziger" kosteten und uns in leidlichen Betten zum Uebergange über den Pragel stärkten. Unser nächster Reiseplan war folgender. Indem wir bei Nettstall in das Klönthal einlenkten, hatten wir nicht die Absicht, auf den übrigen Theil des Linththals zu verzichten. Vielmehr beschlossen wir dasselbe durch das Klönthal, über den Pragel, durch das Muotta- und Bisithal, über die Glattalp und den Urnerboden im Bogen so zu umgehen, daß Caspary die zweite Hälfte des Suwarow'schen Zuges studiren könne, und wir darnach in das obere Linththal, gegen seinen Schluß hin, wieder einlenkten. Von da stand uns dann der Weg linthabwärts zurück nach Wesen und über den Wallenstadter See hinüber nach dem Rheinthale offen. Des anderen Morgens überstiegen wir daher den 5160 Fuß über das Meer sich erhebenden „Pragel". Im Hinansteigen kamen wir wohl über eine prächtige grüne Matte, hatten auch ein Paar schöne Rückblicke auf das Klönthal mit dem See; im Uebrigen aber ist der Pragel ohne alle Aussicht, steinig, sumpfig, beschwerlich und langweilig. Auf der Höhe fanden wir noch ziemliche Strecken Schnee's, über welche unser Weg führte. Aber grade da war uns noch eine Freude vorbehalten, ein erfrischendes Lächeln der unvergleichlichen Alpenflora. Wenn im Thale längst der Sommer eingetreten ist, wenn dämmrige Schwüle über dem Schmelze der Matten zittert, dann herrscht auf den Alpen noch immer der junge Frühling. Wir fanden große doppelte Butterblumen mit schön geschlossenen Kelchen, wie gelbe Rosen; üppige Büschel himmelblauer Vergißmein-

nicht; die glockenförmige Gentiane (gentiana acaulis); vor Allen aber die kleine an niedrigem Stengel (gentiana verna), dieses reizende Sternblümchen vom schönsten Transmarinblau mit schneeweißem Aeuglein inmitten des Blau's. In ganzen Familien wuchs sie urfrisch am Rande des frisch geschmolzenen Schnee's empor. Ich kenne kein schöneres, erquickenderes Blau als das dieser kleinen Gentiane, und wenn ich manchmal müde, durstig oder gelangweilt an einem Schneefelde vorbeikam, an dessen Rande sie ihr lenziges Antlitz erhob, dann fühlte ich mich stets neu gestärkt, als ob die nährende Kraft des schneegetränkten Bodens, welcher diese Farbenfrische entquillt, labend in meine eignen Adern gedrungen wäre. — In der Sennhütte auf der Höhe traten wir gegen einen feinen, aber eindringlichen Regen unter, welcher sich unterdessen eingestellt hatte. Ueber der prasselnden Flamme hing ein pechschwarzer rußiger Kessel mit schneeweißer Milch. Wir rückten an's Feuer, um unsere Kleider einigermaßen abzutrocknen. Doch fehlte es an Stühlen. Da zogen Caspary und ich aus einem Winkel ein eigenthümliches Gestell hervor, um uns desselben als Bank zu bedienen. Unser Erstaunen war nicht gering, als wir darin eine aus dem ersten besten Holze roh zusammengezimmerte Laffette erkannten. Der Senne erklärte auf Befragen: „Ja, das Gestell sei schon gar alt, älter als er selbst. Das rühre noch von der Zeit her, da der Russ und der Franzos im Lande gewesen." Es war kein Zweifel, wir hatten die Laffette einer russischen Bergkanone vor uns, eine Hinterlassenschaft des alten Suwarow. Caspary betrachtete sie mit einem Interesse, das an Inbrunst gränzte und trennte sich nicht ohne wiederholte Rückblicke von derselben. Wir stiegen auf der andern Seite des Pragel in den Kanton Schwyz hinab und langten gegen Abend in Muotta an, wo wir in dem Wirthshause neben der Kirche ein ganz leidliches Unterkommen fanden. Das war nicht ganz unerheblich; denn wir blieben zwei Tage dort eingeregnet. Dies hatte zur Folge, daß wir uns im Innern des Hauses etwas näher umsahen. Alle Stuben hingen voll Heiligenbilder. Im Speisezimmer hing zwar auch General

Dufour mit seinem Stabe zu Pferde. Aber hinter der Thüre schaute ein älteres Bild, den Schwur der Urkantone darstellend, an dem alten Bunde festzuhalten, so hervor, als wenn es bloß den günstigen Augenblick abwarte, die Helden des neuen Bundes wieder hinauszuschmeißen. Ein ganz eigenthümliches Machwerk war der katholische Hauskalender. Darin wurden die Helden des rechten Glaubens den Helden des falschen Glaubens in Bild und Wort gegenübergestellt. Auf der einen Seite sah man alle möglichen Märtyrer der katholischen Kirche, von den ältesten Zeiten bis auf den in der Pariser Junischlacht gebliebenen Erzbischof Affre, in geistlichen Gewändern von ergebenem Faltenwurfe, in demüthiger Stellung, sei es knieend, sei es über den Todesblock gebeugt; auch Nonnen voll entsagungsseeliger Sanftmuth. Auf der andern Seite dagegen waren Ronge, Tzersky und Andere dargestellt im knappen modernen Frack mit hochfrisirten Haaren, wie sie sich lächelnd mit koketten Fräuleins unterhielten, oder dieselben gar am Arme führten und sich im Reden süßlich zu ihnen hinabbeugten. Diese Holzschnitte waren überaus komisch anzusehen. Der dazu gehörige Text war entsprechend. Dazwischen befanden sich von Zeit zu Zeit besondere Betrachtungen, „Exempel“ genannt, welche gleichsam als Ruhestationen zwischen die lange Geschichtserzählung von den Helden des rechten und falschen Glaubens eingeschoben waren. Des dritten Exempels erinnere ich mich noch im Allgemeinen. Es lautete ungefähr so: „Wie Schiffer auf hoher See, wenn sie von allem Lande abgeschnitten sind, sich oft schon auf große Entfernungen vom Dufte der Gewürzinseln angeweht fühlen, so bringen häufig zu Solchen, welche der irdischen Welt völlig entsagt haben, köstliche Düfte aus jener Welt, welche sie zu den gottseeligsten Thaten begeistern.“ Das ist schon ganz gut. Die geistlichen Herren aber, die wir auf unserer Reise in den Urcantonen sahen, schienen sich keineswegs von jenseitigem Gewürzduft zu nähren; vielmehr deuteten blühende Wangen, gemüthliche Bäuchlein und dralle Waden häufig auf diesseitige Ochsen- und Schweineställe von bester Einrichtung und Zucht hin. Das sind ohne Zweifel sehr

nützliche Anstalten; nur muß man auch den anderen Leuten es zu gute halten, wenn sie lieber von rosenrothem Schinken und gebratenem Ochsenfleisch als von Gewürzduft leben. — Caspary hatte die Phantasie, zwölf- bis vierzehnjährige Knaben nach der Geschichte Tell's auszufragen. Sie wußten auch nicht die Spur davon, Nichts von dem Vogt, Nichts von dem Bogenschützen, Nichts von Hut, Nichts von Apfel. Fernere Fragen ergaben, daß sie dagegen um so reichlicher über die Mutter Gottes und alle Heiligen unterrichtet waren. Dabei ward man doch etwas irre an dem Satz, daß die Freiheit vorzugsweise in den Bergen wohne. Was vorzugsweise in den Bergen wohnt, ist nicht die Freiheit, sondern die Eigenthümlichkeit, oder wenn man will, die Freiheit, so zu sein, meist auch die Kraft, so zu bleiben, wie man einmal ist. Das liegt auch in der Natur der Sache, in der abschließenden und abhärtenden Kraft der Berge. Aber diese sich behauptende Eigenthümlichkeit ist deshalb noch lange nicht die innere Freiheit. Es ist wahr, die Unabhängigkeit nach Außen ist die erste Bedingung einer gesunden inneren Entwicklung, und wir wollen den Urcantonen nicht vergessen, daß sie die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit sind. Aber die alte Schweiz enthielt in ihrem Inneren eine Menge rechtloser Existenzen, Einzelexistenzen und ganze Landschaften, und dieser ultramontane Knabe „Unabhängigkeit“ hätte ohne die befreiende Berührung der protestantischen Ebene, der größeren Städte und der übrigen Welt ein ganz sonderbarer Bursche werden können. Noch jetzt ist in den katholischen Urcantonen der Einfluß der Geistlichkeit bedeutend; aber die Ländchen erfreuen sich, seit der Niederlage des Sonderbundes, voller demokratischer Freiheit; ja meist besteht auch noch die alte „Landsgemeinde“, d. i. die Urversammlung sämmtlicher stimmberechtigter Bürger, welche, ohne Vermittlung von gewählten Vertretern, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes direct entscheidet. So lange nun die Geistlichkeit diese freien Einrichtungen selbst unangetastet läßt und sich derselben bloß bedient, um, wie jeder Andere, ihren Einfluß geltend zu machen, kann man, vom demo-

kratischen Standpunkte aus, eigentlich Nichts dawider haben. Mag man ihrem Einflusse auf demselben Wege entgegenwirken; ihn gewaltsam zurückdrängen, hieße den obersten Grundsatz der Freiheit verläugnen.

Wir frugen die Bauern nach den Russen und Franzosen. Es gab noch genug alte Leute, welche Alles mit erlebt hatten. Es war ja erst 50 Jahre her. Sie erzählten uns, wie in einer Nacht des Monates September des Jahres 1799 (vom 27. zum 28. September) plötzlich ganz fremde Soldaten zu Tausenden, Männer und Pferde, vom Kinzigkulm (6275 F. ü. d. M.) in ihr Thal hinabgestiegen seien. Das Thal sei von allen Nahrungsmitteln entblößt gewesen. Was nicht schon von den Franzosen aufgezehrt oder weggenommen gewesen sei, das hätten die Bewohner auf die Alpen geflüchtet gehabt. Die Russen seien meist genöthigt gewesen, sich von Wurzeln und Baumrinden zu nähren, und den Pferden habe man Fichtenzweige vorgeworfen. — In unserem Wirthshause fanden wir auch gedruckte Beschreibungen aller Einzelnheiten des Suwarow'schen Aufenthaltes im Muottathale. Hier erhielt er zuerst die Nachricht von der bereits am 25. und 26. Sept. erfolgten Niederlage Korsakow's bei Zürich. Er wollte die Nachricht nicht glauben und war so wüthend, daß er den Bauer, welcher sie überbracht hatte, als Spion oder Verräther hängen lassen wollte, was zu verhindern nur dem inständigen Einschreiten der Priorin des Klosters gelang. Als sich die Nachricht bestätigte, hielt der sonst stets auf eigene Faust handelnde Feldherr hinter der Kirche des Ortes den ersten Kriegsrath seines Lebens. Von allen Seiten war er umzingelt. Eine Abtheilung von Lecourbe's Heerhaufen, die er auf der Gotthardstraße bis zum Vierwaldstätter-See vor sich hergeworfen hatte, war ihm bei seinem Uebergange über den Kinzigkulm auf den Fersen gefolgt. Mortier und Massena hatten den westlichen Eingang des Thales bei Ibach und Schwyz besetzt, und waren noch durch Lecourbe verstärkt worden, der mit dem Reste seiner Heeresabtheilung über Brunnen zu ihnen gestoßen war. Molitor's Vorhut wehrte den östlichen Ausgang über

den Pragel. Diese wurde geworfen und der Uebergang über den Pragel erzwungen, jedoch nicht ohne daß vorher die blutigsten Kämpfe im Thale Statt gefunden hätten. — Trotz des schlechten Wetters gab es doch hie und da ein Paar freie Stunden, welche wir dazu benutzten, die Umgebung in Augenschein zu nehmen. Der schönste Theil des Muottathales ist die Strecke von Muotta bis Schwyz. In einer Längenausdehnung von 3 Stunden dehnen sich dort zwischen waldigen Bergen, von denen mehrere Wasserfälle hinuntertoben, grüne Wiesen, bald in schmalen Streifen, bald in breiteren Matten, ihrer ganzen Länge nach von der wilden Muotta durchbraust, welche dem Vierwaldstättersee zueilt, mit dem sie bei „Brunnen" ihre Gewässer vereinigt. Einzelne Ausläufer der Berge stellen sich quer in's Thal hinein, sei es als bloße Abhügelung, einladend zum Hinterhalt, sei es als vollständige Querhöhe, geeignet zu burgähnlicher Vertheidigung. Etwa zwei Stunden von Muotta, eine Stunde vor Schwyz, führt ein kühnes Brücklein über das finster verengte Thal vom rechten auf das linke Ufer der tief unten brausenden Muotta. An diesen verschiedenen Punkten, vornehmlich am „Bühl", am „Mattligütsch" und an der „Brücke" wüthete der Kampf mit besonderer Heftigkeit. Dem General Rosenberg war die Aufgabe geworden, mit der russischen Nachhut die von Schwyz her drängenden Franzosen zurückzuhalten, um dem russischen Hauptheere den Uebergang über den Pragel zu ermöglichen. Einmal führte die russische Infanterie eine Scheinflucht aus. Als aber die Franzosen siegestoll hinterdrein stürmten, brachen hinter einer Abhügelung im Hinterhalt aufgestellte Kosacken hervor und richteten in Vereinigung mit den wieder Front machenden Flüchtigen ein furchtbares Blutbad unter den Franzosen an. Nun war die Reihe zur Flucht an diesen letzteren. Sie zogen sich nacheinander auf den „Bühl", auf den „Mattligütsch" zurück. Auf beiden Höhen hatte man grobes Geschütz vortrefflich aufgestellt. Die Russen hatten nur ihre erbärmlichen Bergkanonen, die sie auf den Rücken ihrer Pferde über den Kinzigkulm mitgebracht hatten. Aber trotzdem war kein Aufhalt. Die Russen nahmen Alles mit

dem Bajonett, unter dem furchtbaren Feuer der französischen Artillerie. Die von ihnen also erstürmten Höhen sind zum Theil so steil, daß wir, unbehelligt wie wir waren, sie nicht ohne Schwierigkeit mit unseren Stöcken zu erklettern vermochten. Man mußte staunen ob solcher Tapferkeit. Bis zu der Brücke warf Rosenberg die Flüchtigen, das Bajonett in den Lenden, zurück. Um den Besitz der Brücke wurde lange mit großer Erbitterung gekämpft. Sie wurde mehrmals genommen und wiedergenommen. Bei dem heftigen Vor- und Rückdrängen auf derselben fielen viele Hunderte, Feind und Freund, tief hinab in die wilde Muotta, so daß das Wasser aufstaute. Das Blut beider Völker färbte weithin den Fluß, welcher die Leichen der Getödteten mit sich fortführte. Ueber den Pragel gelangte Suwarow glücklich in das Linththal, wo er drei bis vier Tage mit seinem tapferen Heere ausruhte. Am 5. October stieg er, von dem überlegenen Feinde, welcher den Ausgang des Linththals bei Näfels ebenfalls besetzt hielt, fortwährend gehetzt, durch das Sernftthal den 7410 Fuß hohen Panixer Paß hinan, wo, in Folge der bereits vorgerückten Jahreszeit, zwei Fuß tiefer Schnee lag. Manche erlagen den feindlichen Geschossen, Viele gaben vor Ermattung ihren Geist am Wege auf, Andere stürzten auf den schlüpfrigen Pfaden in die Abgründe. Die Leichen der Gebliebenen dienten viele Monate lang den wilden Thieren zur Nahrung und das gebleichte Gebein manches Tapfern soll noch heute in den Spalten und Schluchten des Jäzstockes zu erkennen sein. Am 10. Octob. erreichte er das Rheinthal, nachdem er durch Kampf, Hunger und Witterung etwa ein Drittheil seiner Mannschaft, den größten Theil ihrer Pferde und alles Geschütz verloren hatte. Mit dem Reste seines Heeres marschirte er nun rheinabwärts nach Baiern, wo er hinter dem Lech Cantonnirungsquartiere bezog, um bald darauf in sein Vaterland zurückzukehren. Durch Eifersucht von seinen italienischen Lorbeeren entfernt, nach beispiellosen Kriegsthaten in den wilden Gebirgen der Schweiz, Kriegsthaten, deren Erfolglosigkeit wahrlich nicht ihm zur Last fiel, ward der greise Held von seinem Kaiser mit Verweisen wegen eines unbedeutenden

Dienstfehlers empfangen, und hauchte, sechszehn Tage nach seiner Rückkehr, am 18. Mai 1800, im 71. Lebensjahre, seinen kräftigen Geist aus. Thiers, in seiner Geschichte der französischen Revolution, sagt von Suwarow: „Er hatte eine große Kraft des Charakters, affectirte und bis zur Narrheit getriebene Sonderbarkeiten (— er ritt wohl gelegentlich im bloßen Hemde an der Front vorbei —) und keinerlei Combinationsgenie. Er war ein wahrer Barbar, glücklicher Weise unfähig, die Anwendung seiner Kräfte richtig zu berechnen. Seine Armee war von bemerkenswerther Tapferkeit, die selbst Etwas vom Fanatismus hatte, aber ohne alle militairische Bildung. Die Bedeutung der Artillerie, Cavallerie und Ingenieurkunst war darin auf Null reducirt, die Soldaten wußten nur vom Bajonett Gebrauch zu machen.“ — Bis auf einen gewissen Punkt ist Das heute noch wahr, aber auch nur bis auf einen gewissen Punkt. Diese Herren Kosacken, welche mit ihren Pferden die schwierigsten Pässe von fünf, sechs und sieben Tausend Fuß ü. d. M. übersteigen, indem sie absitzen und auf den Rücken ihrer Pferde das Geschütz fortschaffen, welche sich sodann in tief eingeschnittenen Thälern in den Hinterhalt legen, unvorsichtige Infanteristen zusammenhauen und Gefechte entscheiden, scheinen mir denn doch nicht so ohne alle Bedeutung. Die Intelligenz ist sicher nicht zu reich ausgestreut in der russischen Armee, und wenn einem russischen Corps begegnete, was, nach Xenophon, im J. 401 v. Chr. den 10,000 Griechen auf ihrem berühmten Rückzuge aus Asien durch den treulosen Tissaphernes widerfuhr, daß ihm nämlich mit einem Male seine sämmtlichen Führer weggemordet würden, so möchte es diesem Corps wohl schwer werden, sofort aus seinen eigenen Reihen eine neue Generalität erstehen zu lassen, wie solche ohne Weiteres aus den Reihen der gebildeten Griechen erstand. Für manche Armee des Westens dagegen möchte Dergleichen gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch ist es gar nicht einmal nöthig, den Fanatismus der Russen unter Suwarow auf die Heiligkeit irgend einer gescheidten oder dummen Ueberzeugung zurückzuführen. In wildfremdem Lande, zwischen

himmelhohen Bergen, wo man Nichts zu essen hat als Wurzeln und Baumrinden, erklärt er sich einfach aus der Werthlosigkeit des Lebens. Aber diese rohen Massen haben doch erstaunliche Erfolge errungen, und was den alten Suwarow selbst anbetrifft, so haben die französischen Generale, welche ihm im Felde gegenübergestanden, doch ganz anders geurtheilt, als der geistreiche Geschichtschreiber hinter seinem Schreibtische von Mahagoniholz. Ich weiß nicht mehr genau, ist es Lecourbe oder Massena, aber Einer von beiden soll gesagt haben, daß er für den einen Rückzug Suwarow's aus der Urschweiz seine sämmtlichen Schlachten gäbe.

Trotzdem war es nur ein Rückzug. Sieger blieb Massena, jedoch vereinzelter Sieger der sonst allerwärts unterlegenen Republik, so daß der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte wohl fragen konnte: Was habt Ihr in weniger als zwei Jahren aus diesem Frankreich gemacht, welches ich Euch als Siegerin auf allen Schlachtfeldern hinterlassen hatte? Damit war denn der 18. Brumaire vor der Thüre. „Dieses Frankreich“ — sagt Thiers — „nachdem es alle Charaktere angenommen hatte, den monarchischen, den republikanischen, den demokratischen, nahm endlich den militairischen Charakter an, weil es inmitten dieses unablässigen Kampfes mit Europa einer soliden und kräftigen Constituirung bedurfte.“ — Gegenüber dieser „Nothwendigkeit“ und den ihr entsprechenden Eingriffen Frankreichs in die Selbstständigkeit der übrigen Völker hatten ohne Zweifel auch die Russen, als Theilnehmer an dem Proteste dieser Völker gegen solches Vorgehen, ihre Berechtigung. Doch wollen wir dabei nicht vergessen, daß es das Ausland war, welches durch den Herzog von Braunschweig und dessen bramarbasirendes Manifest vom 25. Juli 1792 sich die ersten Eingriffe in die selbstständige Entwicklung Frankreichs erlaubte, und dadurch nicht nur den Schrecken im Innern, sondern auch jene fieberhafte Ueberschätzung der Kräfte nach Außen hervorrief. Wenn das Vaterland so gefährlich bedroht ist, wie durch dies übermüthige Manifest, dann kann man keine inneren Feinde im Rücken gebrauchen (September-

gräuel); wenn Alles, was rüstige Arme hat, gegen den auswärtigen Feind ziehen muß, dann kann man nichts Neues produciren, sondern muß das Vorhandene, von den Reichen Besessene consumiren (Confiscation, Assignate und Maximum); wenn die Unabhängigkeit des ganzen Landes bedroht ist, dann kann man auf die innere Freiheit eine Zeit lang verzichten, um dem Auslande unter Bonaparte's Führung zu zeigen, was ein heißblütiges, auf das Aeußerste getriebenes Volk vermag. Dabei überschätzte freilich Bonaparte ebensowohl seine Kräfte als der Herzog von Braunschweig die seinen überschätzt hatte. Ja! fände hüben und drüben stets eine richtige Schätzung der Kräfte Statt, so stände man dem Frieden der Welt um Vieles näher! — Die Februarrevolution des Jahres 1848 hatte keinen directen äußeren Druck zu erdulden. So hatte sie auch keinen Schrecken, sondern hielt dem gestürzten Königthume freundlich den Wagenschlag, damit es wohlbehalten entkomme. Auch erklärte sie gleich in den ersten Tagen durch den Mund Lamartine's, daß sie in die selbstständige Entwicklung der übrigen Völker nicht willkürlich eingreifen werde. Keine auswärtigen Kriege; dagegen die Junischlacht. Der Irrthum in Berechnung der Kräfte, welcher in der ersten Revolution zwischen Frankreich und dem Auslande stattgefunden hatte, griff im Jahre 1848 auf zwei Seiten im Innern Platz. Die Arbeiter überschätzten nicht nur die Kraft der Theorieen Louis Blanc's, sondern auch die Kraft ihrer Arme; und die verblendete Bourgeoisie, indem sie selbst die billigsten Reformen hartnäckig verweigerte und dadurch die Katastrophe hervorrief, sollte alsbald erfahren, daß auch sie ihre Kräfte bedeutend überschätzt habe. Von ihrer Armee, den Arbeitern, getrennt, verfiel sie einer unbarmherzigen Reaction bis zur Wiederauflage des Bonapartismus, welcher den Streitenden das gewaltsame Compromiß seines Staatsstreiches auferlegte. Der Bonapartismus hat Etwas gelernt und verfällt nicht geradezu in die alten Fehler. Das ist wahr. Aber wird seine Berechnung der Kräfte stets eine fehlerlose sein? — Die Anerkennung, deren man sich von Seiten der auswärtigen Mächte

erfreut, gründet sich wesentlich auf die Voraussetzung, daß man einen Volksinstinct dauernd zurückdrängen werde, der wohl recht thöricht und zurückdrängenswürdig sein mag, aber doch eine Hauptstütze des neuen Regimentes bildet. Das fühlt man selbst; wie möchte man sonst die in Uniformen gekleideten Bauern den wahren Adel des Landes nennen? Und drängt man diesen Instinct wirklich zurück, so muß man den inneren Ansprüchen gerecht werden, d. h. man muß den Arbeitern und Bauern Dasjenige geben, in dessen Besitz die Bourgeoisie fortwährend von Einem geschützt zu werden hofft. Man stützt sich ja auf beide Klassen. Das ist eine verwickelte Rechnung, bei der man wohl auch gelegentlich in die Brüche gerathen könnte. Ja, hat man nicht eigentlich schon mit einem Bruche angefangen, wenn auch nur mit einem . . . bruche? —

Einen Hauptpunkt über den Suwarow'schen Zug in das Muottathal wünschte Caspary noch aufzuklären. Klausewitz sowie schweizerische Militairschriftsteller behaupten nämlich, Suwarow hätte als Eingangspaß vom Vierwaldstättersee aus in das Muottathal, statt des „Kinzigkulms", besser den „Klausenpaß" gewählt, welcher letztere das rechts von Altdorf einmündende Schächenthal östlich schließt, und von dem auf der entgegengesetzten Seite östlich fortlaufenden Urnerboden trennt. Es ist wahr, der Kinzigkulm ward bisher nur von Jägern, Hirten und Viehtreibern betreten. Der Pfad ist so eng, daß die Russen Mann für Mann marschiren mußten. Die Vorhut hatte bereits Muotta erreicht, als die letzten Russen Altdorf kaum verlassen hatten. Der Marsch dauerte 14 Stunden und die Russen erlitten an Kriegszeug und Mannschaft gewaltigen Verlust. Aber auch der Klausenpaß ist ein beschwerlicher, steiniger, nasser, selten ganz schneefreier Weg, und nur um 100 Fuß niedriger als der Kinzigkulm. Das Entscheidende aber ist, daß man nach Ueberschreitung des Klausenpasses erst den Urner Boden, keineswegs aber das Muottathal erreicht hat. Um dieses letztere zu erreichen, muß man nach Ueberschreitung des Klausen erst links die „Glattalp" hinansteigen, nach deren Uebersteigung man auf der

anderen Seite zuerst in das „Bisi“= und dann in das Muotta=thal des Kantons Schwyz gelangt. Diesen Weg haben wir, Caspary zu Liebe, in umgekehrter Ordnung gemacht. Von Muotta aus schlugen wir uns in südöstlicher Richtung, dem Laufe des Flusses entgegen in das Bisithal, durch grüne Matten, wilde Felspartieen und finstere Wälder ansteigend. Gegen das Ende des Bisithales, da wo zahllose Quellen von allen Seiten hervorsprudeln, stiegen wir zu einer Sennhütte empor, aus der wir uns einen Führer mitnahmen, der uns glücklich über die Glattalp brachte. Von einem Wege war bald gar nicht mehr die Rede. Wir gingen etwa zwei Stunden im Schnee bis an die Kniee. Unser Führer war ein frischer, rüstiger und dienst=fertiger junger Bursche, der den Sonderbundskrieg auf Seiten der Ultramontanen mitgemacht hatte. Darüber führten wir mit ihm ganz interessante Gespräche. An einzelnen Stellen aber hätte ein Fehltritt hingereicht, um zerschmettert im Abgrunde anzulangen. Da verging uns das Reden. Unser Führer ging dann voraus, um die Haltbarkeit des Schnee's festzustellen, und reichte wohl auch bei den schwindeligsten Stellen dem Einen oder Anderen die Hand. Darnach setzten wir unsere Gespräche wieder lebendig fort. Er erzählte uns, die Geistlichen hätten ihnen ge=predigt, man wolle ihnen ihren Gott, ihren Glauben und ihr Gewissen rauben. Davon sei aber Nichts wahr geworden, ob=gleich die Gegner Herr geworden. Dagegen müsse man jetzt die Kriegskosten bezahlen und auch er müsse jährlich einige Franken dazu beitragen. Auf die Eidgenossen, die er im Sonderbunde bekriegt hatte, war er gar nicht wüthend, dagegen klang ein halb=scheuer, aber doch vernehmlicher Ton des Mißvergnügens gegen die wahrheitswidrigen Aufhetzereien der Geistlichkeit durch seine sämmtlichen Erzählungen. Wir fanden uns natürlich durchaus nicht vermüßigt, sein Mißvergnügen von dieser schwarzen Firma abzuleiten, welche aus dem Vertriebe jenseitigen Gewürzduftes für diesseitige Herrschaft und Nahrung ein einträgliches Ge=werbe macht. Auf der Höhe genossen wir einer wilden Alpen=ansicht. Vor uns lagen die Schneegipfel der „Clariden“, des

„Scheerhorns“, dessen abgerissene Spitzen einer Scheere ähnlich sind, und die „Windgelle“. Zu unseren Füßen sproßte am Rande des frisch weggeschmolzenen Schnee's die helle Unschuld mit himmelblauen Aeuglein empor. Es waren Vergißmeinnicht, welche wir in prächtigen Büscheln hier antrafen. Dabei machte mich Loewe auf Etwas aufmerksam, was ich bisher noch nicht wußte, daß nämlich das Vergißmeinnicht auf den Alpen einen zwar nur feinen, aber unverkennbaren Geruch hat. Das ist, was dem Vergißmeinnicht eigentlich noch fehlte. Die Erinnerung ist ja auch ein Duft, der Duft der Seele, und so freute ich mich, daß auch die Blume der Erinnerung im reinen Aether der Alpen nicht ohne Duft sei. Nachdem wir uns gewiß 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhoben hatten, stiegen wir auf der andern Seite nach dem „Urnerboden“ hinab. Unten führt nun rechts der Weg über den Klausenpaß in das Schächenthal bis zum Vierwaldstättersee, links über den 1 Stunde langen, ¼ Stunde breiten Urnerboden nach dem Orte „Linththal“ im oberen Linththale. Wir hatten vollständig genug an der Glattalp, und hielten uns, auch ohne noch außerdem den „Klausen“ passirt zu haben, hinlänglich zu dem Urtheile berechtigt, daß Suwarow, indem er die Ueberschreitung des „Kinzigkulms“ jener des „Klausen“ und der „Glattalp“ vorzog, durch die Urner „Gewürzkrämer“ vortrefflich unterrichtet gewesen sei.

In der am oberen Ende des Urnerbodens gelegenen Sennwirthschaft „zur Rose“ stärkten wir uns an Brod und Wein, entließen unseren vergnügten Führer noch vergnügter mit gebührendem Trinkgelde und pilgerten dann die grüne Alp des Urnerbodens, eine der höchsten der Schweiz, abwärts zwischen Gebirg und Wald dem Linththale zu. Schon dämmerte der Abend heran und das satte Vieh weidete träumerisch und mit seltenem Glockenschlage hin und her. Nach etwa neunstündigem angestrengtem Marsche langten wir mit eingebrochener Nacht in Linththal an. Des anderen Morgens fühlten wir uns durch den langen Marsch im hohen Schnee alle drei so gerädert, daß wir uns dem mehr südlich, auf der Gränze von Glarus, Uri und Grau-

bünden gelegenen „Tödi“ nicht weiter zu nähern beschlossen, sondern nördlich linthabwärts dem Wallenstädter See zuwanderten, und dabei das Sernftthal, durch welches Suwarow das Rheinthal erreicht hatte, links liegen ließen. Wir waren müde und bei Näfels standen ja keine rothen Hosen, die uns die bequeme Landstraße gesperrt hätten. Die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Glarus, welche wir Abends vorher überschritten hatten, ist zugleich die Gränze zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen einfachem Hirten- und regem Gewerbsleben. Der ganze Canton Glarus hat nur zwei katholische Ortschaften, Näfels und Oberurnen, dagegen ansehnliche Fabriken, besonders Kattundruckereien und Färbereien, welche die ausgezeichnetsten Türkischrothstoffe bereiten und ihre Producte selbst über See in Handel bringen. Auf unserem Wege begegneten uns viele Kinder, welche aus den Fabriken zum Mittagbrode gingen, und uns nicht anbettelten, sondern auf unser Befragen antworteten, daß sie täglich 5 Batzen verdienten. Neben den Fabriken treiben die Glarner übrigens auch Viehzucht und häufig macht sich die Bereitung des „Schabzigers“ durch dessen scharfen Geruch bemerkbar. Das Linththal bietet eine Reihenfolge reizender, frischer Landschaften, zwischen hohen, bald kahlen, bald bewaldeten Bergen, hinter denen sich von Zeit zu Zeit helle Schneegipfel erheben. Südlich wird es geschlossen durch die reiche Schnee- und Gletscherwelt des gewaltigen Tödi, dessen schwellende Schneeformen, je nach den Windungen des Thales, sich bald verstecken, bald leuchtend hervortreten.

Neuntes Kapitel.

Bad im Wallensee. Von Wesen über den Wallensee nach Wallenstadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und dessen heiße Quellen. Die Taminaschlucht. Stimmung der deutschen Bourgeoisie. — Zur Geschichte Graubündens. Mischung der Sprachen und Glaubensbekenntnisse. Das Romanische. Das Rheinthal bis zum Ursprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutsche Romantik bis Thusis. Die »Via mala«. — Zur Befreiungsgeschichte des Schamser Thals. Der Ursprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Misoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Misocco. Der Buffalorobach. Der Canton Tessin und die italienischen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Tessiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenstraßen.

Nachdem wir in Wesen übernachtet hatten, standen wir Morgens in aller Frühe auf, um vor dem Frühstück und der Abfahrt des Dampfbootes noch ein Morgenbad im Wallensee zu nehmen. Ich habe, vor und nach, so ziemlich in allen Schweizersee'n, vom Bodensee bis zum Genfersee, vom Luganer bis zum Neuenburger See gebadet, ja selbst in dem an 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Oeschinensee, dicht am Fuße der Blümli'salp. Mit Ausnahme dieses letzteren habe ich aber von keinem aller dieser See'n eine so nachdrückliche Wirkung empfangen als von dem Wallensee. Kein Wunder! die Gletschernymphen kommen von allen Seiten die steilen Felsen wie mit einem Sprunge hinabgesprungen. Drum sind die Fluthen so frisch. Sie haben durchaus nichts Verführerisches. Aber im Verlaufe wurde das Bad mir zur wahren Herzstärkung, und ich fühlte mich durch dasselbe den ganzen Tag hindurch erquickt und gekräftigt. Nach dem Frühstücke bestiegen wir das Dampfboot nach Wallenstadt. Es war Sonntag und ein prächtiger Morgen. Auf dem Schiffe befanden sich Bursche aus den umliegenden Cantonen, welche zu einem Sängerfeste nach Wallenstadt gingen und gar freiheitsstolz und sangesfroh drein schauten. Das Schiff hatte geflaggt und man löste von Zeit zu Zeit Böller. Ueber dem schroffen Ufergebirge schwamm ein azurblaüer Himmel und reiche Goldlichter fielen an den Felswänden hinab in das Becken

des trotzigen See's. Es wehte Dich an wie Sieg und Glück, durch welche noch der Trotz des Kampfes hindurchklänge. In Wallenstadt verließen wir unsere Sänger, welche festlich empfangen wurden, und pilgerten hinüber in's Rheinthal nach „Ragatz“.

Ragatz ist berühmt durch die heißen Quellen von Pfäffers. Ueber das 30 Grad warme Wasser, welches nur unbedeutende Theile von Eisen, Bitter-, Thon- und Kieselerde enthält, sagt ein Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster (Basel 1550), was folgt: „Es ist das Wasser gantz lauter, kompt ab Goldt und Kupffer, und hat gar kein geschmack. Es geht an im Frühling, und endet sich im Winter, es wächst mit den Kreutern und stirbt mit ihnen. Es ist ein stark Bad. Ettliche Krankheiten enden sich in 9 oder 10 Tagen, ettliche in 12 oder 15, nach Herte der Complexion, nach reuhe und grobe der Leuten, fleiß und unfleiß des Bads. Es nimpt hinweg ein jegliche Contractur oder Krümmen, und verfallen Glieder oder Läme, so von Zorn oder Wein entspringt, alles Zittern der Henden und Beinen, die Gesücht der Glieder, so man Arteriam nennt, alle müde der Glieder, oder so sie schweinen, alt verjaret Feber, die Süchten, so sich auf die Geelsucht neigen, den Gries und reißenden Stein, gebresten der Nieren und Blatern, alle verborgne Krankheiten, so zwischen Haut oder Fleisch verborgen oder öffentlich liegen, als der Mager, Raud, Schüpen, Kretze und alle dergleichen unfletigkeit. Item alle offne Schäden, so unter den Knyen an Schenklen entspringen, den Krebs, Fistel, sampt den Brustgeschweren. Alle Wunden so geheilt werden zu frü, ohn recht natürlich gezogen Fleisch, alle ubelgeheilte Wunden, alle ubelgeheilte Beinbrüch, die verrenkten Glieder, und so mit Foltern verderbt seind, alle ungeheilte Stich und Schütz, alles gestanden und versessen Blut, von fallen, stoßen oder schlegen, alle erfrorne Glieder. Item dies Bad ist gut zu vertreiben schmertzen des Haupts, sterkt die Gedechtnuss, das Gesicht und Gehör, eröffnet die Verstopfung des Hirns und der Nerven, als da sind die fallend Sucht, der Schlag, der Krampf.“ — Nun, lieber Leser, wenn Du nicht wenigstens eine Krankheit besitzest, für welche

dieses Bad gut ist, so ist es Deine eigene Schuld. — Das alte Badehaus, welches 200—300 Personen aufnehmen kann, erreicht man von Ragatz aus in 45 Minuten durch einen rechts bergan durch die wildromantische Taminaschlucht führenden Fahrweg. Gleich daneben, auf der Höhe, ist der Ursprung der Quellen. Theils wegen dieser Nähe, theils wegen der billigeren Preise wird das alte Badehaus von Manchen dem großen Bad- und Gasthause in Ragatz, welches das Wasser durch eine 12,500 F. lange Röhrenleitung erhält, vorgezogen. Das alte Badehaus aber ist vermöge seiner zwischen hohe Felsen eingeklemmten Lage dumpf und dunstig, während der „Hof Ragatz" sich durch gesunde freie Lage und bequeme Bad- und Gasthof-Einrichtungen empfiehlt. Die Wanderung durch die Taminaschlucht aufwärts zum alten Badehause bietet eine Reihe schöner Felslandschaften. Beiderseits hohe schroffe Felswände von mannichfaltiger, kräftiger Gestaltung, gekrönt von finsterem Nadel- und hellerem Laubholz. Herab stürzen wilde kleine Wasserfälle. Unten hat eben noch die Tamina Platz, welche, dem Rheine zu, über Stock und Stein toll hinabbraust. In ihrem Bette liegen die Kreuz und die Quer hindernde Felsblöcke, welche das grollende Bergwasser entweder in kühnem Anschusse überspringt oder in ungeduldig schäumenden Umwegen umgeht. Gräser und Blumen an den Uferabhängen schauen frisch drein, als hätten sie ihr Vergnügen daran. Nur mit Noth gewann man den linken Uferfelsen auch noch einen schmalen Fahrweg ab. Oben, gegen das Badehaus zu, verengt sich die Schlucht der Art, daß sie selbst im höchsten Sommer der Sonne nur von 10 bis 4 Uhr Zutritt gestattet. In meiner Vorstellung reihte sich die Taminaschlucht zunächst an den Wallenstadter See an. Hier Sturm und Drang zwischen engschroffen Hindernissen abwärts dem Thale zu; dort trotzige Sammlung in jähem breitem Becken, welche erst im Züricher See in heiteren Gleichmuth übergeht. Ganz denselben Charakter wie in der Taminaschlucht findet man wieder in der "Via mala". Die Tamina ist freilich kein Rhein; die Höhen und Tiefen der Via mala sind schwindelnder, überhaupt Alles dort großar-

nützliche Anstalten; nur muß man auch den anderen Leuten es zu gute halten, wenn sie lieber von rosenrothem Schinken und gebratenem Ochsenfleisch als von Gewürzduft leben. — Caspary hatte die Phantasie, zwölf- bis vierzehnjährige Knaben nach der Geschichte Tell's auszufragen. Sie wußten auch nicht die Spur davon, Nichts von dem Vogt, Nichts von dem Bogenschützen, Nichts von Hut, Nichts von Apfel. Fernere Fragen ergaben, daß sie dagegen um so reichlicher über die Mutter Gottes und alle Heiligen unterrichtet waren. Dabei ward man doch etwas irre an dem Satz, daß die Freiheit vorzugsweise in den Bergen wohne. Was vorzugsweise in den Bergen wohnt, ist nicht die Freiheit, sondern die Eigenthümlichkeit, oder wenn man will, die Freiheit, so zu sein, meist auch die Kraft, so zu bleiben, wie man einmal ist. Das liegt auch in der Natur der Sache, in der abschließenden und abhärtenden Kraft der Berge. Aber diese sich behauptende Eigenthümlichkeit ist deshalb noch lange nicht die innere Freiheit. Es ist wahr, die Unabhängigkeit nach Außen ist die erste Bedingung einer gesunden inneren Entwicklung, und wir wollen den Urcantonen nicht vergessen, daß sie die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit sind. Aber die alte Schweiz enthielt in ihrem Inneren eine Menge rechtloser Existenzen, Einzelexistenzen und ganze Landschaften, und dieser ultramontane Knabe „Unabhängigkeit" hätte ohne die befreiende Berührung der protestantischen Ebene, der größeren Städte und der übrigen Welt ein ganz sonderbarer Bursche werden können. Noch jetzt ist in den katholischen Urcantonen der Einfluß der Geistlichkeit bedeutend; aber die Ländchen erfreuen sich, seit der Niederlage des Sonderbundes, voller demokratischer Freiheit; ja meist besteht auch noch die alte „Landsgemeinde", d. i. die Urversammlung sämmtlicher stimmberechtigter Bürger, welche, ohne Vermittlung von gewählten Vertretern, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes direct entscheidet. So lange nun die Geistlichkeit diese freien Einrichtungen selbst unangetastet läßt und sich derselben bloß bedient, um, wie jeder Andere, ihren Einfluß geltend zu machen, kann man, vom demo-

kratischen Standpunkte aus, eigentlich Nichts dawider haben. Mag man ihrem Einflusse auf demselben Wege entgegenwirken; ihn gewaltsam zurückdrängen, hieße den obersten Grundsatz der Freiheit verläugnen.

Wir frugen die Bauern nach den Russen und Franzosen. Es gab noch genug alte Leute, welche Alles mit erlebt hatten. Es war ja erst 50 Jahre her. Sie erzählten uns, wie in einer Nacht des Monates September des Jahres 1799 (vom 27. zum 28. September) plötzlich ganz fremde Soldaten zu Tausenden, Männer und Pferde, vom Kinzigkulm (6275 F. ü. d. M.) in ihr Thal hinabgestiegen seien. Das Thal sei von allen Nahrungsmitteln entblößt gewesen. Was nicht schon von den Franzosen aufgezehrt oder weggenommen gewesen sei, das hätten die Bewohner auf die Alpen geflüchtet gehabt. Die Russen seien meist genöthigt gewesen, sich von Wurzeln und Baumrinden zu nähren, und den Pferden habe man Fichtenzweige vorgeworfen. — In unserem Wirthshause fanden wir auch gedruckte Beschreibungen aller Einzelnheiten des Suwarow'schen Aufenthaltes im Muottathale. Hier erhielt er zuerst die Nachricht von der bereits am 25. und 26. Sept. erfolgten Niederlage Korsakow's bei Zürich. Er wollte die Nachricht nicht glauben und war so wüthend, daß er den Bauer, welcher sie überbracht hatte, als Spion oder Verräther hängen lassen wollte, was zu verhindern nur dem inständigen Einschreiten der Priorin des Klosters gelang. Als sich die Nachricht bestätigte, hielt der sonst stets auf eigene Faust handelnde Feldherr hinter der Kirche des Ortes den ersten Kriegsrath seines Lebens. Von allen Seiten war er umzingelt. Eine Abtheilung von Lecourbe's Heerhaufen, die er auf der Gotthardstraße bis zum Vierwaldstätter-See vor sich hergeworfen hatte, war ihm bei seinem Uebergange über den Kinzigkulm auf den Fersen gefolgt. Mortier und Massena hatten den westlichen Eingang des Thales bei Ibach und Schwyz besetzt, und waren noch durch Lecourbe verstärkt worden, der mit dem Reste seiner Heeresabtheilung über Brunnen zu ihnen gestoßen war. Molitor's Vorhut wehrte den östlichen Ausgang über

den Pragel. Diese wurde geworfen und der Uebergang über den Pragel erzwungen, jedoch nicht ohne daß vorher die blutigsten Kämpfe im Thale Statt gefunden hätten. — Trotz des schlechten Wetters gab es doch hie und da ein Paar freie Stunden, welche wir dazu benutzten, die Umgebung in Augenschein zu nehmen. Der schönste Theil des Muottathales ist die Strecke von Muotta bis Schwyz. In einer Längenausdehnung von 3 Stunden dehnen sich dort zwischen waldigen Bergen, von denen mehrere Wasserfälle hinuntertoben, grüne Wiesen, bald in schmalen Streifen, bald in breiteren Matten, ihrer ganzen Länge nach von der wilden Muotta durchbraust, welche dem Vierwaldstättersee zueilt, mit dem sie bei „Brunnen“ ihre Gewässer vereinigt. Einzelne Ausläufer der Berge stellen sich quer in's Thal hinein, sei es als bloße Abhügelung, einladend zum Hinterhalt, sei es als vollständige Querhöhe, geeignet zu burgähnlicher Vertheidigung. Etwa zwei Stunden von Muotta, eine Stunde vor Schwyz, führt ein kühnes Brücklein über das finster verengte Thal vom rechten auf das linke Ufer der tief unten brausenden Muotta. An diesen verschiedenen Punkten, vornehmlich am „Bühl“, am „Mattligütsch“ und an der „Brücke“ wüthete der Kampf mit besonderer Heftigkeit. Dem General Rosenberg war die Aufgabe geworden, mit der russischen Nachhut die von Schwyz her drängenden Franzosen zurückzuhalten, um dem russischen Hauptheere den Uebergang über den Pragel zu ermöglichen. Einmal führte die russische Infanterie eine Scheinflucht aus. Als aber die Franzosen siegestoll hinterdrein stürmten, brachen hinter einer Abhügelung im Hinterhalt aufgestellte Kosacken hervor und richteten in Vereinigung mit den wieder Front machenden Flüchtigen ein furchtbares Blutbad unter den Franzosen an. Nun war die Reihe zur Flucht an diesen letzteren. Sie zogen sich nacheinander auf den „Bühl“, auf den „Mattligütsch“ zurück. Auf beiden Höhen hatte man grobes Geschütz vortrefflich aufgestellt. Die Russen hatten nur ihre erbärmlichen Bergkanonen, die sie auf den Rücken ihrer Pferde über den Kinzigkulm mitgebracht hatten. Aber trotzdem war kein Aufhalt. Die Russen nahmen Alles mit

dem Bajonett, unter dem furchtbaren Feuer der französischen Artillerie. Die von ihnen also erstürmten Höhen sind zum Theil so steil, daß wir, unbehelligt wie wir waren, sie nicht ohne Schwierigkeit mit unseren Stöcken zu erklettern vermochten. Man mußte staunen ob solcher Tapferkeit. Bis zu der Brücke warf Rosenberg die Flüchtigen, das Bajonett in den Lenden, zurück. Um den Besitz der Brücke wurde lange mit großer Erbitterung gekämpft. Sie wurde mehrmals genommen und wiedergenommen. Bei dem heftigen Vor- und Rückdrängen auf derselben fielen viele Hunderte, Feind und Freund, tief hinab in die wilde Muotta, so daß das Wasser aufstaute. Das Blut beider Völker färbte weithin den Fluß, welcher die Leichen der Getödteten mit sich fortführte. Ueber den Pragel gelangte Suwarow glücklich in das Linththal, wo er drei bis vier Tage mit seinem tapferen Heere ausruhte. Am 5. October stieg er, von dem überlegenen Feinde, welcher den Ausgang des Linththals bei Näfels ebenfalls besetzt hielt, fortwährend gehetzt, durch das Sernftthal den 7410 Fuß hohen Panixer Paß hinan, wo, in Folge der bereits vorgerückten Jahreszeit, zwei Fuß tiefer Schnee lag. Manche erlagen den feindlichen Geschossen, Viele gaben vor Ermattung ihren Geist am Wege auf, Andere stürzten auf den schlüpfrigen Pfaden in die Abgründe. Die Leichen der Gebliebenen dienten viele Monate lang den wilden Thieren zur Nahrung und das gebleichte Gebein manches Tapfern soll noch heute in den Spalten und Schluchten des Jäzstockes zu erkennen sein. Am 10. Octob. erreichte er das Rheinthal, nachdem er durch Kampf, Hunger und Witterung etwa ein Dritttheil seiner Mannschaft, den größten Theil ihrer Pferde und alles Geschütz verloren hatte. Mit dem Reste seines Heeres marschirte er nun rheinabwärts nach Baiern, wo er hinter dem Lech Cantonnirungsquartiere bezog, um bald darauf in sein Vaterland zurückzukehren. Durch Eifersucht von seinen italienischen Lorbeeren entfernt, nach beispiellosen Kriegsthaten in den wilden Gebirgen der Schweiz, Kriegsthaten, deren Erfolglosigkeit wahrlich nicht ihm zur Last fiel, ward der greise Held von seinem Kaiser mit Verweisen wegen eines unbedeutenden

Dienstfehlers empfangen, und hauchte, sechszehn Tage nach seiner Rückkehr, am 18. Mai 1800, im 71. Lebensjahre, seinen kräftigen Geist aus. Thiers, in seiner Geschichte der französischen Revolution, sagt von Suwarow: „Er hatte eine große Kraft des Charakters, affectirte und bis zur Narrheit getriebene Sonderbarkeiten (— er ritt wohl gelegentlich im bloßen Hemde an der Front vorbei —) und keinerlei Combinationsgenie. Er war ein wahrer Barbar, glücklicher Weise unfähig, die Anwendung seiner Kräfte richtig zu berechnen. Seine Armee war von bemerkenswerther Tapferkeit, die selbst Etwas vom Fanatismus hatte, aber ohne alle militairische Bildung. Die Bedeutung der Artillerie, Cavallerie und Ingenieurkunst war darin auf Null reducirt, die Soldaten wußten nur vom Bajonett Gebrauch zu machen.“ — Bis auf einen gewissen Punkt ist Das heute noch wahr, aber auch nur bis auf einen gewissen Punkt. Diese Herren Kosacken, welche mit ihren Pferden die schwierigsten Pässe von fünf, sechs und sieben Tausend Fuß ü. d. M. übersteigen, indem sie absitzen und auf den Rücken ihrer Pferde das Geschütz fortschaffen, welche sich sodann in tief eingeschnittenen Thälern in den Hinterhalt legen, unvorsichtige Infanteristen zusammenhauen und Gefechte entscheiden, scheinen mir denn doch nicht so ohne alle Bedeutung. Die Intelligenz ist sicher nicht zu reich ausgestreut in der russischen Armee, und wenn einem russischen Corps begegnete, was, nach Xenophon, im J. 401 v. Chr. den 10,000 Griechen auf ihrem berühmten Rückzuge aus Asien durch den treulosen Tissaphernes widerfuhr, daß ihm nämlich mit einem Male seine sämmtlichen Führer weggemordet würden, so möchte es diesem Corps wohl schwer werden, sofort aus seinen eigenen Reihen eine neue Generalität erstehen zu lassen, wie solche ohne Weiteres aus den Reihen der gebildeten Griechen erstand. Für manche Armee des Westens dagegen möchte Dergleichen gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch ist es gar nicht einmal nöthig, den Fanatismus der Russen unter Suwarow auf die Heiligkeit irgend einer gescheidten oder dummen Ueberzeugung zurückzuführen. In wildfremdem Lande, zwischen

himmelhohen Bergen, wo man Nichts zu essen hat als Wurzeln und Baumrinden, erklärt er sich einfach aus der Werthlosigkeit des Lebens. Aber diese rohen Massen haben doch erstaunliche Erfolge errungen, und was den alten Suwarow selbst anbetrifft, so haben die französischen Generale, welche ihm im Felde gegenübergestanden, doch ganz anders geurtheilt, als der geistreiche Geschichtschreiber hinter seinem Schreibtische von Mahagoniholz. Ich weiß nicht mehr genau, ist es Lecourbe oder Massena, aber Einer von beiden soll gesagt haben, daß er für den einen Rückzug Suwarow's aus der Urschweiz seine sämmtlichen Schlachten gäbe.

Trotzdem war es nur ein Rückzug. Sieger blieb Massena, jedoch vereinzelter Sieger der sonst allerwärts unterlegenen Republik, so daß der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte wohl fragen konnte : Was habt Ihr in weniger als zwei Jahren aus diesem Frankreich gemacht, welches ich Euch als Siegerin auf allen Schlachtfeldern hinterlassen hatte? Damit war denn der 18. Brumaire vor der Thüre. „Dieses Frankreich“ — sagt Thiers — „nachdem es alle Charaktere angenommen hatte, den monarchischen, den republikanischen, den demokratischen, nahm endlich den militairischen Charakter an, weil es inmitten dieses unablässigen Kampfes mit Europa einer soliden und kräftigen Constituirung bedurfte.“ — Gegenüber dieser „Nothwendigkeit“ und den ihr entsprechenden Eingriffen Frankreichs in die Selbstständigkeit der übrigen Völker hatten ohne Zweifel auch die Russen, als Theilnehmer an dem Proteste dieser Völker gegen solches Vorgehen, ihre Berechtigung. Doch wollen wir dabei nicht vergessen, daß es das Ausland war, welches durch den Herzog von Braunschweig und dessen bramarbasirendes Manifest vom 25. Juli 1792 sich die ersten Eingriffe in die selbstständige Entwicklung Frankreichs erlaubte, und dadurch nicht nur den Schrecken im Innern, sondern auch jene fieberhafte Ueberschätzung der Kräfte nach Außen hervorrief. Wenn das Vaterland so gefährlich bedroht ist, wie durch dies übermüthige Manifest, dann kann man keine inneren Feinde im Rücken gebrauchen (September-

gräuel); wenn Alles, was rüstige Arme hat, gegen den auswärtigen Feind ziehen muß, dann kann man nichts Neues produciren, sondern muß das Vorhandene, von den Reichen Besessene consumiren (Confiscation, Assignate und Maximum); wenn die Unabhängigkeit des ganzen Landes bedroht ist, dann kann man auf die innere Freiheit eine Zeit lang verzichten, um dem Auslande unter Bonaparte's Führung zu zeigen, was ein heißblütiges, auf das Aeußerste getriebenes Volk vermag. Dabei überschätzte freilich Bonaparte ebensowohl seine Kräfte als der Herzog von Braunschweig die seinen überschätzt hatte. Ja! fände hüben und drüben stets eine richtige Schätzung der Kräfte Statt, so stände man dem Frieden der Welt um Vieles näher! — Die Februarrevolution des Jahres 1848 hatte keinen directen äußeren Druck zu erdulden. So hatte sie auch keinen Schrecken, sondern hielt dem gestürzten Königthume freundlich den Wagenschlag, damit es wohlbehalten entkomme. Auch erklärte sie gleich in den ersten Tagen durch den Mund Lamartine's, daß sie in die selbstständige Entwicklung der übrigen Völker nicht willkürlich eingreifen werde. Keine auswärtigen Kriege; dagegen die Junischlacht. Der Irrthum in Berechnung der Kräfte, welcher in der ersten Revolution zwischen Frankreich und dem Auslande stattgefunden hatte, griff im Jahre 1848 auf zwei Seiten im Innern Platz. Die Arbeiter überschätzten nicht nur die Kraft der Theorieen Louis Blanc's, sondern auch die Kraft ihrer Arme; und die verblendete Bourgeoisie, indem sie selbst die billigsten Reformen hartnäckig verweigerte und dadurch die Katastrophe hervorrief, sollte alsbald erfahren, daß auch sie ihre Kräfte bedeutend überschätzt habe. Von ihrer Armee, den Arbeitern, getrennt, verfiel sie einer unbarmherzigen Reaction bis zur Wiederauflage des Bonapartismus, welcher den Streitenden das gewaltsame Compromiß seines Staatsstreiches auferlegte. Der Bonapartismus hat Etwas gelernt und verfällt nicht geradezu in die alten Fehler. Das ist wahr. Aber wird seine Berechnung der Kräfte stets eine fehlerlose sein? — Die Anerkennung, deren man sich von Seiten der auswärtigen Mächte

erfreut, gründet sich wesentlich auf die Voraussetzung, daß man einen Volksinstinct dauernd zurückdrängen werde, der wohl recht thöricht und zurückdrängenswürdig sein mag, aber doch eine Hauptstütze des neuen Regimentes bildet. Das fühlt man selbst; wie möchte man sonst die in Uniformen gekleideten Bauern den wahren Adel des Landes nennen? Und drängt man diesen Instinct wirklich zurück, so muß man den inneren Ansprüchen gerecht werden, d. h. man muß den Arbeitern und Bauern Dasjenige geben, in dessen Besitz die Bourgeoisie fortwährend von Einem geschützt zu werden hofft. Man stützt sich ja auf beide Klassen. Das ist eine verwickelte Rechnung, bei der man wohl auch gelegentlich in die Brüche gerathen könnte. Ja, hat man nicht eigentlich schon mit einem Bruche angefangen, wenn auch nur mit einem . . . bruche? —

Einen Hauptpunkt über den Suwarow'schen Zug in das Muottathal wünschte Caspary noch aufzuklären. Klausewitz sowie schweizerische Militairschriftsteller behaupten nämlich, Suwarow hätte als Eingangspaß vom Vierwaldstättersee aus in das Muottathal, statt des „Kinzigkulms“, besser den „Klausenpaß“ gewählt, welcher letztere das rechts von Altdorf einmündende Schächenthal östlich schließt, und von dem auf der entgegengesetzten Seite östlich fortlaufenden Urnerboden trennt. Es ist wahr, der Kinzigkulm ward bisher nur von Jägern, Hirten und Viehtreibern betreten. Der Pfad ist so eng, daß die Russen Mann für Mann marschiren mußten. Die Vorhut hatte bereits Muotta erreicht, als die letzten Russen Altdorf kaum verlassen hatten. Der Marsch dauerte 14 Stunden und die Russen erlitten an Kriegszeug und Mannschaft gewaltigen Verlust. Aber auch der Klausenpaß ist ein beschwerlicher, steiniger, nasser, selten ganz schneefreier Weg, und nur um 100 Fuß niedriger als der Kinzigkulm. Das Entscheidende aber ist, daß man nach Ueberschreitung des Klausenpasses erst den Urner Boden, keineswegs aber das Muottathal erreicht hat. Um dieses letztere zu erreichen, muß man nach Ueberschreitung des Klausen erst links die „Glattalp“ hinansteigen, nach deren Uebersteigung man auf der

anderen Seite zuerst in das „Bisi“- und dann in das Muotta-thal des Kantons Schwyz gelangt. Diesen Weg haben wir, Caspary zu Liebe, in umgekehrter Ordnung gemacht. Von Muotta aus schlugen wir uns in südöstlicher Richtung, dem Laufe des Flusses entgegen in das Bisithal, durch grüne Matten, wilde Felspartieen und finstere Wälder ansteigend. Gegen das Ende des Bisithales, da wo zahllose Quellen von allen Seiten hervorsprudeln, stiegen wir zu einer Sennhütte empor, aus der wir uns einen Führer mitnahmen, der uns glücklich über die Glattalp brachte. Von einem Wege war bald gar nicht mehr die Rede. Wir gingen etwa zwei Stunden im Schnee bis an die Kniee. Unser Führer war ein frischer, rüstiger und dienst-fertiger junger Bursche, der den Sonderbundskrieg auf Seiten der Ultramontanen mitgemacht hatte. Darüber führten wir mit ihm ganz interessante Gespräche. An einzelnen Stellen aber hätte ein Fehltritt hingereicht, um zerschmettert im Abgrunde anzulangen. Da verging uns das Reden. Unser Führer ging dann voraus, um die Haltbarkeit des Schnee's festzustellen, und reichte wohl auch bei den schwindeligsten Stellen dem Einen oder Anderen die Hand. Darnach setzten wir unsere Gespräche wieder lebendig fort. Er erzählte uns, die Geistlichen hätten ihnen ge-predigt, man wolle ihnen ihren Gott, ihren Glauben und ihr Gewissen rauben. Davon sei aber Nichts wahr geworden, ob-gleich die Gegner Herr geworden. Dagegen müsse man jetzt die Kriegskosten bezahlen und auch er müsse jährlich einige Franken dazu beitragen. Auf die Eidgenossen, die er im Sonderbunde bekriegt hatte, war er gar nicht wüthend, dagegen klang ein halb-scheuer, aber doch vernehmlicher Ton des Mißvergnügens gegen die wahrheitswidrigen Aufhetzereien der Geistlichkeit durch seine sämmtlichen Erzählungen. Wir fanden uns natürlich durchaus nicht vermüßigt, sein Mißvergnügen von dieser schwarzen Firma abzuleiten, welche aus dem Vertriebe jenseitigen Gewürzduftes für diesseitige Herrschaft und Nahrung ein einträgliches Ge-werbe macht. Auf der Höhe genossen wir einer wilden Alpen-ansicht. Vor uns lagen die Schneegipfel der „Clariden“, des

„Scheerhorns“, dessen abgerissene Spitzen einer Scheere ähnlich sind, und die „Windgelle“. Zu unseren Füßen sproßte am Rande des frisch weggeschmolzenen Schnee's die helle Unschuld mit himmelblauen Aeuglein empor. Es waren Vergißmeinnicht, welche wir in prächtigen Büscheln hier antrafen. Dabei machte mich Loewe auf Etwas aufmerksam, was ich bisher noch nicht wußte, daß nämlich das Vergißmeinnicht auf den Alpen einen zwar nur feinen, aber unverkennbaren Geruch hat. Das ist, was dem Vergißmeinnicht eigentlich noch fehlte. Die Erinnerung ist ja auch ein Duft, der Duft der Seele, und so freute ich mich, daß auch die Blume der Erinnerung im reinen Aether der Alpen nicht ohne Duft sei. Nachdem wir uns gewiß 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhoben hatten, stiegen wir auf der andern Seite nach dem „Urnerboden“ hinab. Unten führt nun rechts der Weg über den Klausenpaß in das Schächenthal bis zum Vierwaldstättersee, links über den 1 Stunde langen, ¼ Stunde breiten Urnerboden nach dem Orte „Linththal“ im oberen Linththale. Wir hatten vollständig genug an der Glattalp, und hielten uns, auch ohne noch außerdem den „Klausen“ passirt zu haben, hinlänglich zu dem Urtheile berechtigt, daß Suwarow, indem er die Ueberschreitung des „Kinzigkulms“ jener des „Klausen“ und der „Glattalp“ vorzog, durch die Urner „Gewürzkrämer“ vortrefflich unterrichtet gewesen sei.

In der am oberen Ende des Urnerbodens gelegenen Sennwirthschaft „zur Rose“ stärkten wir uns an Brod und Wein, entließen unseren vergnügten Führer noch vergnügter mit gebührendem Trinkgelde und pilgerten dann die grüne Alp des Urnerbodens, eine der höchsten der Schweiz, abwärts zwischen Gebirg und Wald dem Linththale zu. Schon dämmerte der Abend heran und das satte Vieh weidete träumerisch und mit seltenem Glockenschlage hin und her. Nach etwa neunstündigem angestrengtem Marsche langten wir mit eingebrochener Nacht in Linththal an. Des anderen Morgens fühlten wir uns durch den langen Marsch im hohen Schnee alle drei so gerädert, daß wir uns dem mehr südlich, auf der Gränze von Glarus, Uri und Grau-

bünden gelegenen „Tödi" nicht weiter zu nähern beschlossen, sondern nördlich linthabwärts dem Wallenstädter See zuwanderten, und dabei das Sernftthal, durch welches Suwarow das Rheinthal erreicht hatte, links liegen ließen. Wir waren müde und bei Näfels standen ja keine rothen Hosen, die uns die bequeme Landstraße gesperrt hätten. Die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Glarus, welche wir Abends vorher überschritten hatten, ist zugleich die Gränze zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen einfachem Hirten- und regem Gewerbsleben. Der ganze Canton Glarus hat nur zwei katholische Ortschaften, Näfels und Oberurnen, dagegen ansehnliche Fabriken, besonders Kattundruckereien und Färbereien, welche die ausgezeichnetsten Türkischrothstoffe bereiten und ihre Producte selbst über See in Handel bringen. Auf unserem Wege begegneten uns viele Kinder, welche aus den Fabriken zum Mittagbrode gingen, und uns nicht anbettelten, sondern auf unser Befragen antworteten, daß sie täglich 5 Batzen verdienten. Neben den Fabriken treiben die Glarner übrigens auch Viehzucht und häufig macht sich die Bereitung des „Schabzigers" durch dessen scharfen Geruch bemerkbar. Das Linththal bietet eine Reihenfolge reizender, frischer Landschaften, zwischen hohen, bald kahlen, bald bewaldeten Bergen, hinter denen sich von Zeit zu Zeit helle Schneegipfel erheben. Südlich wird es geschlossen durch die reiche Schnee- und Gletscherwelt des gewaltigen Tödi, dessen schwellende Schneeformen, je nach den Windungen des Thales, sich bald verstecken, bald leuchtend hervortreten.

Neuntes Kapitel.

Bad im Wallensee. Von Wesen über den Wallensee nach Wallenstadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und dessen heiße Quellen. Die Taminaschlucht. Stimmung der deutschen Bourgeoisie. — Zur Geschichte Graubündens. Mischung der Sprachen und Glaubensbekenntnisse. Das Romanische. Das Rheinthal bis zum Ursprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutsche Romantik bis Thusis. Die »Via mala«. — Zur Befreiungsgeschichte des Schamser Thals. Der Ursprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Misoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Misocco. Der Buffalorobach. Der Canton Tessin und die italienischen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Tessiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenstraßen.

Nachdem wir in Wesen übernachtet hatten, standen wir Morgens in aller Frühe auf, um vor dem Frühstück und der Abfahrt des Dampfbootes noch ein Morgenbad im Wallensee zu nehmen. Ich habe, vor und nach, so ziemlich in allen Schweizersee'n, vom Bodensee bis zum Genfersee, vom Luganer bis zum Neuenburger See gebadet, ja selbst in dem an 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Oeschinensee, dicht am Fuße der Blümli'salp. Mit Ausnahme dieses letzteren habe ich aber von keinem aller dieser See'n eine so nachdrückliche Wirkung empfangen als von dem Wallensee. Kein Wunder! die Gletschernymphen kommen von allen Seiten die steilen Felsen wie mit einem Sprunge hinabgesprungen. Drum sind die Fluthen so frisch. Sie haben durchaus nichts Verführerisches. Aber im Verlaufe wurde das Bad mir zur wahren Herzstärkung, und ich fühlte mich durch dasselbe den ganzen Tag hindurch erquickt und gekräftigt. Nach dem Frühstücke bestiegen wir das Dampfboot nach Wallenstadt. Es war Sonntag und ein prächtiger Morgen. Auf dem Schiffe befanden sich Bursche aus den umliegenden Cantonen, welche zu einem Sängerfeste nach Wallenstadt gingen und gar freiheitsstolz und sangesfroh drein schauten. Das Schiff hatte geflaggt und man löste von Zeit zu Zeit Böller. Ueber dem schroffen Ufergebirge schwamm ein azurblauer Himmel und reiche Goldlichter fielen an den Felswänden hinab in das Becken

des trotzigen See's. Es wehte Dich an wie Sieg und Glück, durch welche noch der Trotz des Kampfes hindurchklänge. In Wallenstadt verließen wir unsere Sänger, welche festlich empfangen wurden, und pilgerten hinüber in's Rheinthal nach „Ragatz“.

Ragatz ist berühmt durch die heißen Quellen von Pfäffers. Ueber das 30 Grad warme Wasser, welches nur unbedeutende Theile von Eisen, Bitter-, Thon- und Kieselerde enthält, sagt ein Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster (Basel 1550), was folgt: „Es ist das Wasser gantz lauter, kompt ab Goldt und Kupffer, und hat gar kein geschmack. Es geht an im Frühling, und endet sich im Winter, es wächst mit den Kreutern und stirbt mit ihnen. Es ist ein stark Bad. Ettliche Krankheiten enden sich in 9 oder 10 Tagen, ettliche in 12 oder 15, nach Herte der Complexion, nach reuhe und grobe der Leuten, fleiß und unfleiß des Bads. Es nimpt hinweg ein jegliche Contractur oder Krümmen, und verfallen Glieder oder Läme, so von Zorn oder Wein entspringt, alles Zittern der Henden und Beinen, die Gesücht der Glieder, so man Arteriam nennt, alle müde der Glieder, oder so sie schweinen, alt verjaret Feber, die Süchten, so sich auf die Geelsucht neigen, den Gries und reißenden Stein, gebresten der Nieren und Blatern, alle verborgne Krankheiten, so zwischen Haut oder Fleisch verborgen oder öffentlich liegen, als der Mager, Raud, Schüpen, Kretze und alle dergleichen unfletigkeit. Item alle offne Schäden, so unter den Knyen an Schenklen entspringen, den Krebs, Fistel, sampt den Brustgeschweren. Alle Wunden so geheilt werden zu frü, ohn recht natürlich gezogen Fleisch, alle ubelgeheilte Wunden, alle ubelgeheilte Beinbrüch, die verrenkten Glieder, und so mit Foltern verderbt seind, alle ungeheilte Stich und Schütz, alles gestanden und versessen Blut, von fallen, stoßen oder schlegen, alle erfrorne Glieder. Item dies Bad ist gut zu vertreiben schmertzen des Haupts, sterkt die Gedechtnuss, das Gesicht und Gehör, eröffnet die Verstopfung des Hirns und der Nerven, als da sind die fallend Sucht, der Schlag, der Krampf.“ — Nun, lieber Leser, wenn Du nicht wenigstens eine Krankheit besitzest, für welche

dieses Bad gut ist, so ist es Deine eigene Schuld. — Das alte Badehaus, welches 200—300 Personen aufnehmen kann, erreicht man von Ragatz aus in 45 Minuten durch einen rechts bergan durch die wildromantische Taminaschlucht führenden Fahrweg. Gleich daneben, auf der Höhe, ist der Ursprung der Quellen. Theils wegen dieser Nähe, theils wegen der billigeren Preise wird das alte Badehaus von Manchen dem großen Bad- und Gasthause in Ragatz, welches das Wasser durch eine 12,500 F. lange Röhrenleitung erhält, vorgezogen. Das alte Badehaus aber ist vermöge seiner zwischen hohe Felsen eingeklemmten Lage dumpf und dunstig, während der „Hof Ragatz" sich durch gesunde freie Lage und bequeme Bad- und Gasthof-Einrichtungen empfiehlt. Die Wanderung durch die Taminaschlucht aufwärts zum alten Badehause bietet eine Reihe schöner Felslandschaften. Beiderseits hohe schroffe Felswände von mannichfaltiger, kräftiger Gestaltung, gekrönt von finsterem Nadel- und hellerem Laubholz. Herab stürzen wilde kleine Wasserfälle. Unten hat eben noch die Tamina Platz, welche, dem Rheine zu, über Stock und Stein toll hinabbraust. In ihrem Bette liegen die Kreuz und die Quer hindernde Felsblöcke, welche das grollende Bergwasser entweder in kühnem Anschusse überspringt oder in ungeduldig schäumenden Umwegen umgeht. Gräser und Blumen an den Uferabhängen schauen frisch drein, als hätten sie ihr Vergnügen daran. Nur mit Noth gewann man den linken Uferfelsen auch noch einen schmalen Fahrweg ab. Oben, gegen das Badehaus zu, verengt sich die Schlucht der Art, daß sie selbst im höchsten Sommer der Sonne nur von 10 bis 4 Uhr Zutritt gestattet. In meiner Vorstellung reihte sich die Taminaschlucht zunächst an den Wallenstadter See an. Hier Sturm und Drang zwischen engschroffen Hindernissen abwärts dem Thale zu; dort trotzige Sammlung in jähem breitem Becken, welche erst im Züricher See in heiteren Gleichmuth übergeht. Ganz denselben Charakter wie in der Taminaschlucht findet man wieder in der "Via mala". Die Tamina ist freilich kein Rhein; die Höhen und Tiefen der Via mala sind schwindelnder, überhaupt Alles dort großar-

tiger. Aber einen würdigen Vorgeschmack von der „Via mala“ gibt die Taminaschlucht. Hinter dem alten Badehause wird dieselbe zu einer förmlichen langgestreckten Höhle, über welcher sich die beiden Felswände der Art zusammenbiegen, daß man das Himmelsblau nur durch eine kleine Oeffnung oben erblickt, durch welche „die Sonn Summerszeiten zu Mittag ein Stund ungefehrlich scheinen mag, aber dennoch ganz dunkel da unten ist, daß man auch umb den Mittag eines Lichts in den engen Gemachen bedarf.“ So sagt Sebastian Münster und so ist's. Die frostige Höhle wird unten von der Tamina durchbraust, welche in deren Höhlen und Nischen unheimliche Echos wachruft. Gegen das Ende der Grotte auf dem rechten Taminaufer, etwa 40 Fuß über derselben, strömen aus einer Felsenöffnung die heißen Quellen. Man hat deren jetzt mehrere gefaßt, doch fließt noch immer ein gut Theil davon in das frostige Gletscherwasser. Dieselben sollen vor nun etwa 600 Jahren von einem Jäger entdeckt worden sein. Früher gelangte man zu denselben nur durch lange Seile von Oben und badete in dem Felsenbecken am Ursprung. „Und saßen da in der Dunkelheit, wie die Seelen in S. Patricii Fegfeuer. Aber viel Menschen seynd auch Schwindels halber wieder ungebadet hinweg gezogen, da sie gesehen haben die jähe Tiefe, so hat man hinab hat steigen müssen zum Bad.“ Jetzt führt ein schmaler, schlüpfriger, 1500 Fuß langer Brettersteg, der mit eisernen Stangen und Klammern an die hohe schwarze Felswand befestigt ist, 30 bis 40 Fuß über dem Bette der Tamina, auf deren rechtem Ufer zur Quellenhöhle, in welcher das heiße Wasser sich sammelt. Trittst Du aus der finsteren, feuchtfrostigen Schlucht wieder hervor, so wirst Du das liebewarme Tageslicht mit doppelter Inbrunst begrüßen und gern einen kurzen Spaziergang durch die grünen Wälder und lustigen Matten machen, inmitten deren Dorf und Kloster Pfäffers sich freundlich erheben. Bedarfst Du noch einer größeren Brusterweiterung, dann besteige den nur 10 Minuten vom Dorfe entfernten Taborberg, von wo Du einer prächtigen Aussicht über das Rheinthal mit stolzem Hintergrunde von der „Falkniß“ bis zu den sieben Churfürsten genießest. Vor

dieser befreienden Weite wird sich jede Nachempfindung der Enge alsbald verlieren.

In Pfäffers und Ragatz sahen wir wieder Deutsche, Einzelne und Familien. Der Verkehr mit ihnen lieferte uns schätzbare Beiträge zur Stimmung der deutschen Bourgeoisie. Dieselbe sah zwar nicht ohne Schrecken, wie die Freiheit, mit welcher sie in eine constitutionelle Vorbehaltsehe zu treten beabsichtigt hatte, nunmehr durch heißblütige Junker und versessene Büreaukraten mehr und mehr mit Gewalt bedroht wurde. Aber durch all' den Schrecken klang fortwährend die Hoffnung hindurch, es werde doch wohl nicht zum Aeußersten kommen. Ich bezeichnete diese Stimmung damals durch drei Worte aus dem Don Juan, welche der blonde Octavio in die Erzählung der Donna Anna über den nächtlichen Angriff auf ihre Ehre, recitative hineinsingt. Wie die Erzählung brennender und brennender wird, unterbricht er sie durch die Worte: „Schrecklich, doch weiter!“ — Das war und ist noch heute vielfach die Stimmung der Bourgeoisie. „Schrecklich, doch weiter!“ Das lasse sie sich aber ein für alle Mal gesagt sein: Zu ihrer constitutionellen Vorbehaltsehe kommt's in Deutschland nun und nimmermehr. Dieses halbe Verhältniß ist in England und Frankreich doch nur durch ganzes Handeln der Bourgeoisie im entscheidenden Momente möglich geworden. Die deutsche Bourgeoisie hat diesen Moment unwiederbringlich versäumt. Ihr bleibt nur noch die Wahl zwischen dem Scheinconstitutionalismus mit monarchischem Uebergewicht, fast ohne eigene Bedeutung, — und der Demokratie mit allgemeiner Freiheit und derjenigen Bedeutung, welche auch innerhalb der politischen Gleichberechtigung jeder Kraft gesichert ist. Was die Kosten anbetrifft, so weiß die Monarchie von der Einkommensteuer nach Befinden eben so gut Gebrauch zu machen, als die Demokratie, und die Bourgeoisie bezahlt heute schon den Scheinconstitutionalismus eben so hoch, als sie jemals die Freiheit bezahlt haben würde. „Schrecklich, doch weiter!“ — aber wohlverstanden! es geht mit Dem, was Ihr zuletzt doch wünscht, wie mit den Sybillinischen Büchern. —

Ragatz und Pfäffers liegen noch im Canton St. Gallen, da wo er seine Südspitze in's Graubündner Land vorstreckt. Bald hinter Ragatz rheinaufwärts schreitet man über die untere Zoll- oder Tardisbrücke auf das linke Ufer des Rheins und befindet sich dann auf Graubündner Boden. Die Aussicht von dieser Brücke ist bemerkenswerth, ohne daß jedoch der Rhein zu deren Schönheit beitrüge. Sein Bett liegt im Sommer beiderseits weithin trocken und ist von Sand und Kiesel bedeckt. Um späterhin zwischen fruchtbaren Fluren und Rebenhügeln in behaglicher Breite dahinzufließen, muß man sich eben erst durch manche Sandwüste hindurcharbeiten.

Sind die deutschen Urcantone die Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit, so ist der Canton Graubünden die Stammwiege der alten Rhätier. Die Rhätier oder Rasennen bildeten einen Theil des altitalischen Stammes der Etrusker und wurden, etwa im zweiten Jahrhundert nach der Gründung Roms, durch die damals in Oberitalien (Gallia cisalpina) sich festsetzenden Celten nordwärts in die Schweiz hinausgedrängt. Dort mußten sie sich vor den Helvetiern, einem anderen Arme des einbrechenden Celtenstromes, in die Gebirge zurückziehen, während die Helvetier von den Ebenen Besitz nahmen. Beide, Helvetier und Rhätier, wurden sodann von den Römern unterworfen, die Ersteren 58, die Letzteren 15 Jahre vor Christus. Während im Gefolge der Völkerwanderung die Allemannen den nördlichen, jetzt deutsch redenden, die Burgunder den westlichen, jetzt französisch redenden Theil der Schweiz in Besitz nahmen, waren es hauptsächlich Ostgothen, welche nach Graubünden vordrangen. Doch vermochte die Woge der Völkerwanderung die altitalischen Keime nicht gänzlich aus den rhätischen Gebirgen hinauszuspülen. Noch heute wird im Canton Graubünden, neben der deutschen und italienischen, die romanische Sprache in verschiedenen Dialecten, je nach der größeren oder geringeren Beimischung fremder Elemente, gesprochen. Der ladinische Dialect im „Engadin" und „Münsterthale" mag dem Latein der römischen Bauern, wie Livius es beschreibt, nicht unähnlich sein. Der romanische oder chur-

welsche Dialect wird hauptsächlich in den Thälern von Disentis, Oberhalbstein und Schams gesprochen. In den Thälern südlich der Alpen, hinter den Orten „Splügen“ und „Hinterrhein“, wird italienisch gesprochen. Der Rest, etwa ⅓ der Gesammtbevölkerung, spricht Deutsch und zwar das beste Deutsch in der ganzen Schweiz, unserem Hochdeutsch am nächsten kommend. Die ganze romanische Literatur besteht aus wenigen Büchern meist religiösen Inhaltes, Bibel, Liturgie, Gebetbüchern, Katechismus und Legenden. Das Deutsche, seit etwa einem Jahrzehent überall, selbst in den ganz romanischen Thälern, Unterrichtssprache, gewinnt der romanischen Mundart immer mehr Boden ab, und so wird diese letztere wohl nach und nach völlig aussterben, wie in Tyrol, wo man jetzt nur noch in zwei Thälern romanisch spricht, während dies vor Zeiten im größten Theile des Landes stattfand.

Nach Auflösung des großen Frankenreichs bis zum Jahre 1268 war Graubünden den schwäbischen Herzogen unterthan; dann wurde es unmittelbares Glied des deutschen Reiches und Sitz eines zahlreichen Adels, dessen Bedrückungen nach einander zu verschiedenen Bünden des Volkes führten, aus welchen die Freiheit des Landes hervorging: 1396 zu dem „Bunde des Gotteshauses,“ an dessen Spitze die Kirche von Chur stand; 1424 zu dem „oberen“ oder „grauen Bunde“; 1428 zu dem „Bunde der Zehngerichte“. Der hauptsächlichste dieser drei Bünde, so zu sagen der „Rütlibund“ der Graubündener, von welchem das Land auch seinen Namen trägt, war der „obere“ oder „graue Bund“. Um die Mitte des Monats März 1424 wurde derselbe zu Truns im Vorderrheinthale unter einem alten Ahorn neben der St. Anna-Kapelle, mittelst Erhebung der Hände und Leistung folgenden Eidschwurs geschlossen: „Gute getreue Freunde und liebe Eidgenossen zu sein und zu bleiben, so lange Grund und Grat stehen: mit Gut, Land und Leuten sich einander beizustehen zum Schirm des Rechts, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs. Einen jeden Herrn, geistlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich, und alle Bundesglieder

bei ihren Rechten und Besitzungen zu schirmen. In Krieg und Frieden einander beizustehen, das Recht bei dem Gericht zu suchen, nicht auf eigne Faust; alle Gewalt abzuwehren, und jeden Ungehorsamen, welcher den Spruch des Gerichts nicht ehren wolle, zu strafen.“ Aus diesen einzelnen Verbindungen erwuchsen 1474 die drei ewigen Bünde in Hohenrhätien, welche sich alsbald der Eidgenossenschaft anschlossen und von jener Zeit ab „Graubünden“ heißen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, aus Chur unter deutschen Lauten zu scheiden und in dem benachbarten Ems von romanischer Zunge begrüßt zu werden. Dasselbe widerfährt Dir von Reichenau nach Bonaduz; in umgekehrter Weise von dem romanischen Kazis nach dem deutschen Thusis; ja das Dorf Andeer spricht beide Sprachen, im unteren Dorfe deutsch, im oberen romanisch. Hinter den deutschen Dörfern Splügen und Hinterrhein beginnt sodann das Italienische und herrscht durchweg weiter nach Süden. Die deutsch redenden Ortschaften sind meist reformirt, die romanisch redenden meist katholisch; doch gibt es auch viele romanische Ortschaften, welche dem reformirten Glaubensbekenntnisse huldigen, z. B. Zillis und Schams. Der italienisch redende Theil des Cantons ist durchweg katholisch.

Wie in Sprache, Glaubensbekenntniß und Volkscharakter das Verschiedenartigste neben einander liegt, so ist's auch mit dem Charakter der Landschaft. Milde Romantik wechselt mit wilder Großartigkeit, an demselben Gebirge befinden sich diesseits einödige Thäler und Schluchten mit langem Winter und ewigem Eise, jenseits üppige Kastanienwälder unter italienischem Himmel. — Der Rhein tritt erst von „Reichenau“ an, 2 Stunden oberhalb Chur, als einfacher Strom auf. Dort vereinigen nämlich der Vorder- und Hinterrhein ihre Gewässer. Der Erstere kommt rechter Hand über Dissentis vom St. Gotthard, der Letztere linker Hand über Thusis von der Adulagruppe her. Der Vorderrhein ist zwar wasserreicher, wird aber von dem wilder fluthenden Hinterrhein scharf zurückgedrängt. In dem jetzt der Familie **Planta** gehörigen Schlosse von Reichenau befand sich zu Ende

des vorigen Jahrhunderts eine berühmte Erziehungsanstalt, an welcher unter Anderen auch Zschokke Lehrer war. Hier klopfte im October 1793 ein junger Mann an, welcher sich Chabaud nannte, sein Ränzlein auf dem Rücken und einen Empfehlungsbrief an Herrn Jost, den Director der Anstalt, in der Hand. Er bat um eine Anstellung als Lehrer der französischen Sprache und Mathematik, welche ihm auch gewährt wurde. Dieser junge Mann war kein Anderer, als der vor dem republikanischen Heere flüchtige Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philippe. Er soll acht Monate hier unterrichtet haben. Im Besitze prinzlicher Empfehlungsbriefe und Wechsel mag er sich wohl in der Arbeit nicht übernommen haben. Hier erfuhr er, daß sein Vater, der revolutionaire Prinz, ein Opfer der Guillotine geworden, nachdem derselbe noch kurz vorher, unter dem Murren und Schaudern der Republikaner, kurzweg für den Tod seines königlichen Verwandten gestimmt hatte. Hier erfuhr er, daß seine Mutter nach Madagascar verbannt worden. Eine reiche Schule des Unglücks! Was hat der zukünftige König darin gelernt? Nachdem er durch seine enge, verhärtete Bourgeois-Politik das Volk zu einer neuen Revolution gedrängt hatte, da zeigte dieses, daß es Mehr gelernt habe, als sein königlicher Beschränker, — die Großmuth und Milde gegen den besiegten Feind. — Das Hinterrheinthal von Reichenau bis Thusis führt den besonderen Namen „Domleschger Thal“ (Vallis domestica), wohl im Hinblick auf seine starke Bevölkerung. Die Rheinschlucht von Thusis bis Zillis bildet die s. g. „Via mala“; darnach nimmt das Rheinthal den besonderen Namen „Schamser Thal“ (Vallis sexamniensis) an, von den sechs Bächen, welche von den Gebirgen rechts und links in dasselbe hinabfallen. Aus dem Schamser Thal tritt man durch die Roflaschlucht in das „Rheinwaldthal“, an dessen Ende der Hinterrhein entspringt. Beim Uebergang über den „Bernhardin“ bleibt dieses Ende, der „Sprung“, will sagen Ursprung des Rheins, rechter Hand liegen, und man steigt südlich, dem Laufe der auf der Höhe des

Bernhardin aus einem kleinen Alpensee hervorströmenden Moësa nach, jäh hinab in's Misoccothal.

Das Rheinthal von Ragatz über Chur bis Reichenau und von da links aufwärts dem Hinterrhein entgegen bis zur Via mala ist mit wenig Unterbrechung fruchtbar, stellenweise so fruchtbar, daß der erste Ort hinter Reichenau in dem stark-bevölkerten Domleschger Thal den erfreulichen Namen Bonaduz (Pan-a-töts, Brod für Alle) führt. Wo aber der Rhein ist, da darf auch die Romantik nicht fehlen.

An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und hehr!

Von Ragatz bis Chur, noch mehr aber von Chur bis zur Via mala, erheben auf Hügeln und Felsvorsprüngen zahlreiche Burgen ihre Häupter.

Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber her.

Die verlassenen Trümmer schauen melancholisch in das befreite Land hinab und tragen nicht Wenig zur romantischen Verschönerung der fruchtbaren, oft lieblichen Landschaft bei, auch ohne die politische Romantik der gnädigen Herren und Ritter, welche darin vor Zeiten untereinander faustrechteten und den Bauer der Früchte seines sauren Schweißes beraubten. Das schneebedeckte Haupt des „Galanda“ aber überschaut das ganze Thal von dem Südende des Cantons St. Gallen bis nach Thusis. Der hat das Alles gesehen, das Faustrecht und die Ritter und den geplagten Bauer, und die Geburt der bündnerischen Freiheit, und den prinzlichen Flüchtling, und sein ewiger Schnee leuchtet kühl und klar über all dem Menschengetriebe.

Gegen Thusis zu wird der Rhein immer schwärzer. Dort öffnet sich nämlich rechter Hand, die hochgethürmte Spitze des Piz Beverin im Hintergrunde, ein wildes Thal, aus welchem die von schwarzem Mergelschiefer verdunkelte Nolla hervorströmt, ihren finsteren Charakter in den jugendlichen Rhein hineinringend. Linker Hand auf einem jähen Fels, 596 Fuß über dem Rhein, erheben sich die Trümmer der Burg „Hohenrhätien“ (Rhaetia alta), der ältesten aller Schweizerburgen, der Sage nach von

dem Helden Rhaetus, dem Führer der vor den Galliern flüchtigen Etrusker, 587 v. Chr. erbaut. Seit mehr als zweitausend Jahren bewacht sie nun schon das „verlorne Loch". Diesen Namen trägt nämlich die Stelle, vor welcher wir jetzt stehen. Das Rheinthal scheint hier völlig geschlossen und keinerlei Ausgang zu gestatten. So war's auch früher. Das „verlorne Loch" war früher unzugänglich. Mit Noth bricht sich der junge Rhein einen Durchgang durch eine tiefeingeschnittene Oeffnung, die man erst erblickt, wenn man näher getreten. Bei dem Bau der neuen Straße aber, im Jahre 1822, wurde ein Stollen, 10—14 Fuß hoch und 15—18 Fuß breit, durch das feste Gestein des „verlornen Loches" gesprengt, und das Felsgewölbe, in welchem die Bohrlöcher noch heute erkennbar sind, mit riesiger Anstrengung weithin fortgeführt. Durch diesen Stollen gelangt man zur „Via mala". Die den steilen Felswänden fernerhin abgewonnene Straße ist meist durch Mauerwerk geschützt. Wohl erinnert man sich an die Taminaschlucht bei Pfäffers. Aber diese tritt weit zurück vor der finsteren, wilden Großartigkeit der Via mala. In einer Höhe von 1500 Fuß sind durch irgend ein Naturereigniß die Felsen vom Scheitel bis zur Sohle senkrecht gespalten, an mehreren Stellen mit ihren finsteren Wänden nur 30 Fuß voneinander klaffend. Du stehst auf der Straße zwischen schwindelnder Höhe und schwindelnder Tiefe. Jäh und himmelhoch thürmt sich's über Dir auf, und tief unten, 200—500 Fuß unter der Straße, fließt der Rhein, zu einem schmalen Bächlein zusammengepreßt, mit vertieftem Zorne, oft völlig unsichtbar und unhörbar. Ein Blick rückwärts durch die finstere, engschroffe Schlucht, vorbei an dem öden Thurm der zweitausend Jahre alten Burg in das heitere sonnige Domleschger Thal erweckt ein Sehnen wie aus dem Tartarus in's Elysium. Drei waghalsige Brücken springen über den Abgrund. An der mittleren steigen die Felswände so senkrecht empor, daß ihr Abstand am Scheitel derselbe sein wird, wie an der Sohle. Der Rhein, tief unter Dir, ist kaum noch zu erkennen. Kleinere Steine, über die Brustwehr dieser Brücke geworfen, fallen 5—6 Secunden, ehe sie

die Tiefe erreichen. Größere Felsstücke erreichen das Wasser gar nicht, sondern bleiben, von den Felswänden eingeklemmt, in der Schwebe. So eng ist der Abgrund. Das Blaue des Himmels hoch oben ist nur in einem schmalen Streifen zu erkennen. Jahrhundertalte Tannen oben am Rande nehmen sich aus wie Däumlinge, aber ihre grünen Fingerlein zeichnen sich deutlich gegen das Blau des Himmels ab. Auf Abbildungen der Via mala pflegt unten, an einer der Brücken, ein Wanderer zu stehen, winzig wie ein Liliputaner, hinaufschauend und sich stützend auf einen Wanderstab, dünn wie ein Pferdehaar. So ist's Recht. So fühlt man sich vor so gewaltigen Naturereignissen, welche für die ewige Mutter nicht mehr sind, als für uns ein tieferes Athemholen oder eine Zornesthräne, welche die Wange hinabrollt. Das stört nicht im Mindesten die ewige Harmonie ihrer erhabenen Gesetze. Ja, sagte man uns nicht in den Schulen, daß im bloßen Verhältniß zu unserer Erde diese ganze Gebirgs- und Gletscherwelt nicht Mehr sei, als ein Staub auf einem Schulglobus? Das nahm man so hin; aber wenn Du inmitten dieser zahllosen Riesen stehst, wenn sie mit ihren gewaltigen Leibern auf Dich hinabdrücken, dann bedarf die Phantasie ihrer Flügel, um zu derjenigen Rundung zu gelangen, vor der sie nur als Staubkorn erscheinen. Und wenn dann die Nacht kommt und die Myriaden Sterne sicherklar auf Dich hinabblicken, dann kann man vor dieser großen Harmonie schon auf einige Zeit das Bischen Pygmäen-Willkür vergessen, was die Herren der Schöpfung untereinander üben und erdulden, und man begreift, warum vorzugsweise Naturforscher, welche fortwährend diese hehren Gesetze vor Augen haben, sich meist eines überlegenen Humors erfreuen. Und treiben wir's zu toll, so zieht eben die große Mutter unsere Atome wieder ein und macht was Gescheidteres draus, was besser in ihre Ordnung paßt. Ich denke deshalb gewiß nicht klein vom Menschen. O nein! auch in ihm lebt ein Funke jener großen Harmonie. Den kann er entwickeln, und auch er soll streben, durch die Kraft harmonischen Selbstgefühls jede Störung zur Nichtigkeit des Staubes hinabzuzwingen.—

Es gibt Blasirte, welche durch Vielsehen ein anarchisches Chaos von Eindrücken in sich angesammelt und darüber die Fähigkeit zum harmonischen Genusse des Einzelnen, und wäre es noch so großartig, völlig eingebüßt haben. Solche werden sich dann auch hier, nachdem der Augenschein an die Stelle der Beschreibung getreten, enttäuscht erklären. Da hilft nun weiter kein Bemüh'n. Ueberhaupt ist, selbst abgesehen von äußerer Trübung, die Fassungskraft der Spiegel verschieden, der Seelen- wie anderer Spiegel. Das Maulthier, was dort über die Brücke geht, hat wohl von der ganzen Via mala kaum Etwas gesehen. Deshalb ist sie nicht minder da.

Auf uns machte sie einen gewaltigen Eindruck. Um so wohler ward uns beim Anblick der grünen Matten mit sauberen Wohnhäusern, welche sich, nach zweistündiger Wanderung durch die unwirthbare Schlucht, auf Einmal wieder aufthaten. Ganze Massen von nigritilla alpina, welche hier üppig unter dem Grase wuchsen, strömten den köstlichsten Vanillegeruch aus und erinnerten uns daran, wie hoch wir uns über dem Meere befanden. Auch in diesem Thale — dem Schamser Thale — fehlt es nicht an Burgen. An eine derselben, die Burg Fardün oder La-Turr, deren Trümmer sich rechts auf der Höhe, am linken Rheinufer zeigen, schließt sich die besondere Befreiungsgeschichte des Schamser Thales an. Der Vogt, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort hauste, trat eines Tags in die Hütte eines Bauern und spuckte in den heißen Brei, der eben zum Mittagessen aufgetragen war. Schnell ergriff ihn der Bauer, Johann Caldar, an der Gurgel, beugte seinen Kopf in den heißen Brei mit den Worten: „Da, friß selbst den Brei, den Du Dir gewürzt hast," und erwürgte ihn. In Folge Dessen entledigte das Thal sich seiner sämmtlichen Zwingherren. Man hatte sich lange genug in Gesetzgebung und Verwaltung hineinspucken lassen. Aber in seinen Brei wollte sich der Bauer nicht spucken lassen; den wollte er demokratisch nach eigenem Geschmacke genießen, und nicht versetzt durch einen Willkürspuck. Erst der Körper, dann der Geist!

Keine Kraft ohne Materie! — Ein in das Schamser Thal einmündendes Nebenthal, das Ferrerathal, eines der großartigsten und wildesten Alpenthäler, ließen wir links liegen, und verließen alsbald das Hauptthal selbst durch dessen südlichen Ausgang, die Roflaschlucht. Durch diese gelangt man endlich in das „Rheinwaldthal.“ Wir befinden uns hier 4430 Fuß über dem Meere. Rings ödschroffes Gebirg, hie und da ein verkrüppelter Schlag wettergehärteter Tannen. Am westlichen Ende des Rheinwaldthales steigt von der Adulagruppe der Rheinwaldgletscher hinab. Er schließt das Thal. Aus ihm quillt der junge Rhein hervor, schon hier an seiner Wiege von „Paradies“ und „Hölle“ umgeben. Beide zeigen sich am rechten Ufer, erst das „Paradies“, ein mit Pflanzenerde bekleideter Fels, auf dem im Sommer die schönsten Alpenblumen prangen, dann die „Hölle“, eine wilde rohe Felsenmasse, an deren Fuß der junge Rhein bereits einen steilen erbsündlichen Fall macht. Vom gegenüberliegenden Ufer schaut die sonnige „Zapportalp“, auf welcher Ziegen grasen, versöhnlich hinüber.

Aber diese kleineren Gegensätze verschwinden vor dem großen Gegensatze, welcher uns bei dem Uebergange über den Bernhardin überrascht. Wir kommen aus einer stellenweise durch grüne Matten gemilderten, jedoch im Ganzen einödigen, wilden Welt mit winterlichen Schluchten voll ewigen Eises, und gelangen nun auf der Südseite des Bernhardin vermittelst der zu den italienischen See'n jäh abstürzenden Straße, plötzlich wie durch Zauber in den holden Süden. Drum rasch über die Höhe an dem Lago moësola vorbei, jedoch nicht ohne einen Rückblick auf das tiefe Rheinthal mit seinen Gletschern und Gebirgsstöcken, auch nicht ohne einen Blick zu Deinen Füßen, besonders an dem kleinen Alpensee, von wo eine Menge seltener Alpenblumen Dich anlächeln, darunter rosenhelle Aurikel, Vergißmeinnicht, allerlei Sonnen- und Sternblümchen von tiefem und heiterem Gelb, auch wieder ganze Beete tiefblauer Gentianen; — aber dann rasch hinab in's Misoccothal. Dort erwarten Dich schwere Maiskolben und rankende Reben, und braungebrannte Feldarbeiter mit glän-

zendschwarzen Augen suchen unter dem Laube der Kastanien- und Maulbeerbäume oder unter dem breiten Blatte der Feige Schutz gegen die Schwüle des Mittags. Sieh da das reizende Misocco mit den viergethürmten Trümmern seines alten Schlosses. Rings von den Felsabhängen stürzen kleine Bäche. Ihre vom Winde verwehten Wasserfälle gleichen weißen Schweifen flüchtiger Stuten. Und welch ein Himmel, welch ein Pflanzenwuchs! Ein süßes Etwas dringt mährchenhaft durch Deine Glieder. Wir sind im holden Süden.

Vor der Revolution besuchte mein Freund und Namensvetter Heinrich auf einer Reise durch die Schweiz und Italien auch das Misoccothal. Die Burg von Misocco gefiel ihm, und er kam auf den Gedanken, seinen Wirth zu fragen, ob die Burg wohl feil sei? Warum nicht? war die Antwort. In das an den Gemeinderath zu richtende Kaufgesuch müsse er jedoch die Verpflichtung mitaufnehmen, an der gewünschten Burg niemals Fortificationen anzulegen. Wer hätte damals gedacht, daß dieses der Tyrannei verdächtige Mitglied eines preußischen Oberlandesgerichtes nach wenigen Jahren als verfolgter Freiheitsmann an die Thore Graubündens klopfen würde, um sich ein einfaches, demokratisches Bürgerrecht zu erwerben! — Man sieht, die Graubündener halten darauf, daß ihre Burgen in dem romantischen Zustande verbleiben, in welchen ihre Väter dieselben bei Verjagung ihrer Tyrannen versetzt haben. Besser noch als die Vorsicht im Vertrage aber ist Dies, daß man in seinem urdemokratischen Staatsleben keinerlei gefährliche Centralisation aufkommen läßt, und daß jeder großjährige Graubündener eine gute Flinte hat, um etwaige neue Tyrannen zum Lande hinaus zu jagen, wie man die alten hinausgejagt hat.

Einige Stunden vor Bellinzona überraschte uns der Wasserfall des Buffalorobachs. So Etwas hatte ich bisher noch nicht gesehen, selbst nicht im Berner Oberlande. Der wird nicht vom Winde verweht. Wie ein krystallener Kanonenschuß schießt er hervor und stellt seinen fast ungetheilten Strahl in gewaltigem Bogen bis dicht an die Straße. Rechts und links liegen

große Felsblöcke, die er, beim Wachsthum der Bergwasser, spielend hinabgeschleudert hat. Dann zeigt sich Bellinzona mit seinen Mauern und Zinnen, welche von drei gewaltigen Schlössern überragt werden, überraschend, großartig und herrschsam über das Thal. Schon das ganze Misoccothal, welches der Canton Graubünden auf der Südseite des Bernhardin, verlangsam wie einen Arm, nach den See'n hinabstreckt, gehört zur italienischen Schweiz. Aber den Canton Tessin betrittst Du erst bei Lumino, kurz vor Bellinzona.

Wer die Olivenwälder Liguriens, die Orangen- und Citronenhaine Nizza's und Mentone's, wer den Palmwald von Bordighera gesehen, der wird nicht sagen, daß der Canton Tessin alle Reize Italiens vereinige. Aber einen Vorgeschmack von Italien gibt er, besonders wenn Du von Bellinzona südwärts über den Monte Cenere nach Lugano wanderst. Der Weg erhebt sich steil bis zur Höhe von 1720 Fuß über das Meer. Auf dem Gipfel bietet sich rechter Hand westwärts eine schöne Aussicht auf den nördlichen Theil des Lago maggiore. Wohl regte sich bei dessen Anblick die Sehnsucht nach den großartigen Gegensätzen seiner Ufer und den Reizen der Borromeischen Inseln. Aber Freund Wiesner, den wir in Bellinzona getroffen hatten, hatte uns erzählt, daß er zwar in dem schweizerischen Magadino unbehinderten Zutritt zum Schiffe erhalten, im Verlaufe der Fahrt aber, da wo westlich das piemontesische, östlich das lombardische Ufer beginnt, wegen Mangels ausreichender Papiere wieder zurückgewiesen und höflich auf Schweizerboden zurückgesetzt worden sei. Auch nach dem auf der Ostseite des Luganer See's sich ausbreitenden Comer-See, der südliche Ueppigkeit mit schweizerischer Frische vereinigen soll, hatten wir eine nicht geringe Sehnsucht Da dieser jedoch ganz auf östreichischem Gebiete liegt und wir vom Lago Maggiore nur das nördliche Schweizerufer hätten besuchen können, so wußten wir uns auf den Luganer See, der, mit Ausnahme von ein Paar Endchen, ein voller Schweizer ist, zu beschränken. Hinsichtlich der Borromeischen Inseln machten wir's, wie der Fuchs mit den

Trauben, und stellten uns die Isola bella nicht nach Jean Paul als den „geschmückten Thron des Frühlings“ sondern nach Anderen als bloße Künstelei vor, etwa wie einen Zuckerbäcker-Aufsatz in größerem Maßstabe.

Auch bietet das Hinabsteigen nach Lugano Trost für Entbehrungen. Durch südlich besonnte Kastanienwälder und üppige Weingärten, italienisch an Ahorn, Ulmen und Pappeln gezogen, geht's abwärts, immer abwärts, dann um die Ecke und vor Dir liegt, tiefblau aufschmachtend, der schöne Luganer See. Die umliegenden Berge spiegeln sich wohlig in seinen Fluthen und rechts an seinem Ufer erhebt sich leuchtend die Stadt Lugano. Alles mahnt hier an Hesperien, die Handwerker, welche auf offener Straße ihre Arbeit verrichten, die kühlen Vorhänge statt der Thüren an den Kaffeehäusern, die zahlreichen weißen Landhäuser der Umgebung, welche aus hellen Weingärten hervorblicken, hie und da eine sinnige Cypresse, — der Schlag der Welle, der azurne Himmel, — bis zur sternbesä'ten italienischen Nacht.

Trotz der schon früh Morgens anhebenden großen Hitze versäumten wir doch nicht, den benachbarten Monte Salvadore zu besteigen, welcher seine bewaldete Pyramide 2862 Fuß über das Meer erhebt, und mit seinem Vorgebirge Arbostora sich weit in den See hinein erstreckt. Man warnte uns vor dort vorkommenden Vipern, und so mußte man darauf achten, nicht etwa auf eine solche Bestie zu treten, die etwa ihr giftiges Leibchen quer über den besonnten Weg gelegt hätte. Die Aussicht von Oben belohnt reichlich für den zweistündigen heißen Weg. Südlich zu Deinen Füßen der reizende See mit seinen zahlreichen Buchten, nordwärts eine lange Reihe von Schneeriesen von den Graubündener Alpen bis zu dem gewaltigen Monte-Rosa. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, so aus dem warmen Süden in die Schnee- und Gletscherwelt hinaufzublicken. Dasselbe Element, was dort als zackiges Eis emporragt, ist hier zu Deinen Füßen als blaue Fluth voll weichen schwimmenden Glanzes ausgegossen. Südwestlich thut sich die lombardische Ebene auf. Die Kuppel des Mailänder Domes, welche von

dort zwischen dem Monte Generoso und dem Monte Riva hindurchschimmern soll, konnten wir nicht unterscheiden. Die Atmosphäre war nicht ganz klar. Unten wieder angelangt vermochten wir dem Reize des See's nicht zu widerstehen. Wir nahmen ein Boot, stachen hinein und badeten. Welch ein Unterschied von dem Bade im Wallenstadter-See! Dort nackte, schroffe Felswände, hier milde Ufer mit südlichem Pflanzenwuchs und marmorweißen Villen; dort wildschäumende Wogen, hier sanftschmeichelnde Fluthen. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich mich nach den weichwarmen Umarmungen des verführerischen Luganer See's in demselben Maaße ermattet fühlte, in welchem ich mich nach den frischkräftigen des trotzigen Wallensee's gestärkt gefühlt hatte.

Von Lugano kehrten wir nach Bellinzona zurück. Die drei malerischen Schlösser waren früher die Sitze der drei Landvögte von Uri, Schwyz und Unterwalden, welche von hier aus ihre ehemaligen italienischen Unterthanen, jetzige gleichberechtigte Eidgenossen, mit großer Willkür und Härte beherrschten. Nach Unterdrückung eines im Jahre 1755 im Livinenthal ausgebrochenen Aufstandes wurden die Leiter hingerichtet und ihre Köpfe an den Kastanienbäumen aufgehängt. Die Franzosen machten diesem Unterthanenverhältniß 1798 ein Ende. 1814 hätten die Urcantone zwar gerne die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, aber der Wiener Congreß bestätigte das Bestehen des Cantons Tessin, in welchem die acht italienischen Vogteien der zwölf alten Schweizercantone zur Selbstständigkeit eines eigenen Staatslebens vereinigt waren. Hier bestätigt sich, was ich oben über die Urcantone als Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit gesagt habe. Zur eigenen Unabhängigkeit muß eben noch die Gerechtigkeit gegen Andere hinzukommen; damit hat man erst den Menschen, wie er sein soll, und die Grundlage zum schönen Menschen.

Bellinzona ist heute, abwechselnd mit Lugano und Locarno, Sitz der tessinischen Cantonalregierung. Jeder der übrigen Schweizercantone hat seinen festen Regierungssitz. Von diesen

drei Hauptstädten des Cantons Tessin vermochte aber bis Jetzt keine der anderen den Vorrang zu gönnen. Ueberhaupt sollen besonders die Untertessiner von Neid-, Streit- und selbst Rachsucht nicht frei sein. Erwägt man dazu die vielfachen Einwirkungen des benachbarten Italiens unter piemontesischer und östreichischer Herrschaft von revolutionairer wie von reactionairer Seite, so kann man die wohlthätige Kraft der demokratischen Institutionen nicht genug bewundern, durch welche diese heißblütige junge Republik, nachdem sie sich an den festen Mittelpunkt der Eidgenossenschaft einmal angelehnt hat, sich den Segen der Freiheit bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermochte. Im Jahre 1848, als die Fahne eines freien unabhängigen Italiens in Mailand wehte, schlug wohl der nationale Pulsschlag über die Gränze des Cantons hinüber. Bis zu welchem Maaße, wäre schwer zu sagen. Gewiß aber ist, daß man heute recht froh ist, im Schooße der freien Eidgenossenschaft fortleben zu können.

Bellinzona füllt den ganzen Raum zwischen Berg und Fluß aus, so daß der einzige Weg auf- und abwärts durch seine Thore führt. Als Verbindungspaß zwischen den italienischen See'n und den Straßen über den Bernhardin und Gotthard galt sie dereinst in militairischer Beziehung als der Schlüssel aus der Lombardei nach Deutschland, und ist noch heute als Handelsstadt nicht ohne Bedeutung.

Bereits die Römer hatten verschiedene Straßen aus Italien in's Rheinthal angelegt, über den Julier und Septimer sowie über den Splügen. Auch der Bernhardinopaß war schon den Römern bekannt. In's Rhonethal gelangten sie mehr westlich über den großen Bernhard. Die heutigen trefflichen Kunststraßen über die Alpen wurden erst in unserem Jahrhundert erbaut. Wandere jetzt mit uns zurück nach Arbedo, welches kurz vor Bellinzona, an der Vereinigung der Moësa und des Ticino gelegen ist. Dort, lieber Leser, kann ich Dir von diesen neueren Bauten am Besten sagen, was ich weiß. Rechter Hand kommt die Bernhardinstraße herab, welche wir vor Kurzem rheinauf- und moësaabwärts gekommen sind.

Als wir noch in Splügen, dem Hauptorte des Rheinwaldthales, Front nach Süden, standen, lag links die Splügenstraße nach dem Comer See, rechts die Bernhardinstraße nach Bellinzona, und von da nach dem Lago maggiore und dem Luganer See vor uns. Beide wurden in den zwanziger Jahren erbaut, die Splügenstraße durch die östreichische Regierung über ausschließlich östreichisches Gebiet, um den Verkehr aus der Lombardei nach der Schweiz und Deutschland nicht an ihre Rivalin, die Bernhardinstraße zu verlieren, welche ihrerseits die sardinischen Staaten mit der Schweiz und Deutschland, unabhängig von östreichischem Gebiete, verbindet. Die Bernhardinstraße wurde auf gemeinschaftliche Kosten der bündnerischen und sardinischen Regierung erbaut. Die letztere streckte jedoch beinahe den ganzen Kostenbetrag, in der wohlerwogenen Berechnung der Vortheile einer ununterbrochenen Verbindung des Hafens von Genua und der Hauptstadt Turin mit der Schweiz und dem westlichen Deutschland, vor. Diese Unabhängigkeit der Bernhardinstraße von östreichischem Gebiete kam auch uns Flüchtlingen zu Statten. Du mußt übrigens den Bernhardin weder mit dem großen noch mit dem kleinen St. Bernhard verwechseln, lieber Leser. Das sind drei verschiedene Päffe. Wenn Du Dich nach Genf stellst, die Front südöstlich gegen den Montblanc, so führt rechts von dem Könige der europäischen Berge der kleine, links von ihm der große St. Bernhard in die piemontesische Ebene. Der Bernhardin dagegen verbindet, wie wir eben erfahren haben, mehr östlich den Lago maggiore und den Luganer See mit dem Rheinthale. Ueber den kleinen St. Bernhard soll Hannibal aus Spanien durch das südliche Frankreich in den zweiten punischen Krieg gezogen sein; über den großen St. Bernhard zog bekanntlich Napoleon vor der Schlacht von Marengo, — zwei große Männer, deren letzterer sich durch ein Uebermaß rücksichtslos geübter Fürstensouveränetät schließlich zu Falle gebracht hat. Ueber den Bernhardin dagegen kamen jüngst der letzte Präsident eines durch übermäßige Sanftmuth körperlos gewordenen Parlamentes, ein preußischer Offizier, „Flüchtling aus Neigung“, und

ein preußischer Landwehrdeserteur. — Jetzt stelle Dich wieder mit mir nach Arbedo. Die links aufwärts führende Gotthardstraße, welche uns mit dem Vierwaldstätter-See und dem späteren Rheinthale bei Basel verbindet, war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts von allen Alpenpässen wohl die besuchteste. An 16,000 Menschen und 9000 Pferde sollen damals jährlich diesen Weg genommen haben, um aus Italien nach der Schweiz und zurück zu gelangen. Auch der alte Suwarow mit seinen tapferen Russen zog diesen Weg. Jedoch war derselbe damals nur ein Saumpfad, dessen Lauf man jetzt noch genau unterscheiden kann. Dieser Saumpfad mußte natürlich vor den breiten und bequemen Straßen über die übrigen Alpen zurücktreten. Der früher so bedeutende Verkehr verschwand fast ganz, so daß die Regierungen der Cantone Uri und Tessin, um die Anwohner der Straße nicht gänzlich verarmen zu lassen, im Jahre 1820 den Bau der neuen Gotthardstraße begannen und 1832 vollendeten. Dieselbe steht den übrigen Alpenstraßen gegenwärtig in Nichts nach. — Auch westlich, in's Rhonethal, führt jetzt eine treffliche Kunststraße, vom Lago maggiore über den Simplon in's Wallis, die s. g. Simplonstraße. Zu dieser soll Napoleon den ersten Plan nach dem schwierigen Uebergang über den großen St. Bernhard gefaßt haben. Bald nach der Schlacht von Marengo begann der Bau; in sechs Jahren war er vollendet. Diese war also die erste der großen Alpenstraßen. Die Kosten (18 Millionen Franken) wurden nur zur Hälfte von Frankreich, welchem damals der jetzige Kanton Wallis angehörte, zur anderen Hälfte von der damaligen cisalpinischen Republik bestritten. Die Idee zu dieser ersten großartigen Unterwerfung der Alpen unter die Herrschaft des Menschengeistes gebührt also dem Unternehmungsgeiste Napoleon's. Doch haben wir gesehen, daß die kleine Schweiz auf dem einmal gebrochenen Wege rüstig und ohne ein Opfer zu scheuen, fortgeschritten ist. Mit welchen Hindernissen hatte man nicht an der Via mala zu kämpfen! Und die auf der entgegengesetzten Seite von S. Bernardino bis Misocco auf dreistündiger Wegestrecke um 2700 Fuß absoluter Höhe

jäh abfallende Straße ist durch zahlreiche Windungen gleichwohl so zweckmäßig angelegt, daß der Postillon mit Hemmschuh und bloß zwei Pferden fast unablässig abwärts traben kann. Wie ein gewundenes Seil, bald rechts bald links einbiegend, liegt die Straße vor dem Beschauer. Die auf der Gotthardstraße zu besiegenden Schwierigkeiten waren nicht geringer. In der Schlucht des Dazio grande auf dem südlichen Gotthardabhang vor Airolo windet sich die Straße, meist auf Bogengänge und Terrassen gestützt und dreimal den Tessin überschreitend, so mühevoll nachdrücklich und sicher durch die größten Hindernisse und Schwierigkeiten empor, daß man nicht umhin kann, dem Baumeister laut seinen Beifall zu klatschen, als stände er vor Einem. Von Airolo steigt dieselbe dann noch in 46 Windungen über mehrere Brücken und durch zahlreiche Stollen zur Höhe des Gotthard empor. Auf dem entgegengesetzten nördlichen Abhang des Gotthard im Reußthale reiht sich das „Urnerloch“ würdig an das „verlorne Loch“ der Via mala an. In diesem durch den festen Fels gesprengten, 180 Fuß langen, 14 Fuß hohen und 16 Fuß breiten Durchbruch, können sich zwei Wagen füglich ausweichen. Der alte Ruhm des Urner wie des verlornen Lochs tritt allerdings vor den neueren Eisenbahnstollen in den Hintergrund. Immerhin bleiben's bemerkenswerthe Bauten. Auch der Bau der hinter dem Urnerloch durch das schauerliche Krachenthal nach dem Vierwaldstätter-See abstürzenden Gotthardstraße ist bewundernswerth. Einzelne Stellen der Gotthard- wie der Bernhardinstraße mußten gegen den Lauinensturz durch besondere Vorrichtungen, Nischen oder Blenden für den Wanderer, Dachwerk oder Gallerieen für Wagen und Pferde geschützt werden.

Unwillkürlich erinnerte ich mich bei'm Anblick dieser großartigen Bauwerke an die Worte Raveaux's vor dem alten Bette der Kander zu Thierachern, daß in der Schweiz nicht leicht Etwas unterbleibe, was vom öffentlichen Wohle erheischt werde. Seitdem hatte ich die Linthcorrectionen, mancherlei Brücken, Dämme und Kanäle, hatte ich die prächtigen Schulhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten der Städte Zürich, Aarau und Bern

gesehen; noch kürzlich war mir das stattliche Cantonalschulgebäude in Chur, auch gleich vor der Stadt die neue Kaserne aufgefallen; das sind die Paläste der Schweizer; jetzt stand ich vor diesen großartigen Straßen, durch welche man selbst die Region des ewigen Schnee's dem Gesetze des Verkehrs unterworfen hat; — und ich mußte mit Raveaux gestehen: „Die Schweiz ist ein kleines Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; sie hat weder Silber- noch Goldbergwerke, und wenig fruchtbare Ebene; doch unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen Wohle erheischt wird.“ — Aber hinzufügen muß ich, daß ihr Dies in solchem Maße wohl kaum möglich sein würde, wenn sie nicht von drei Ausgabeposten, welche in anderen Staaten oft zwei Drittel des Büdjets wegzehren, gänzlich befreit wäre: Von der Staatsschuld, von dem stehenden Heere und von den Civillisten.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Süden in die Urschweiz. Die Gotthardstraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erste Theil des Suwarow'schen Marsches. Der Gotthardberg. Das Urserntbal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldstätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzstad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der sterbende Löwe zu Luzern.

Wir kamen aus deutscher Romantik durch die „Via mala“ in den holden Süden, an die italienischen See'n; jetzt steigen wir aus dem holden Süden den St. Gotthard hinan, und gelangen auf dessen nördlicher Seite hinab an den Vierwaldstätter-See, in das Urland der Kraft und Frische. S'ist wahr, im holden Süden sind alle Töne wärmer und tiefer, die Sonnenauf- und Untergänge, die Augen und die Gesichtsfarbe der Menschen,

das Laub der Bäume bis zur Farbe der Blumen und Schmetterlinge. Aber daneben ist auch viel Schwüles, melancholisch Träges, ja Ausgebranntes; kahle Berge ohne Matten und Schnee, die erst in der Morgen- und Abendbeleuchtung zu leben beginnen; heißes verdorrtes Erdreich ohne Wasser und Graswuchs; staubige Straßen mit schmachtenden Faullenzern; schwüle drückende Luft; — so daß sich mir in Wahrheit die Brust erweiterte, als ich wieder reine Bergluft einathmete, als ich wieder Schnee sah, als es wieder rings von kühlen Quellen rauschte und rieselte, als die Berge wieder vom lustigen Jodeln der Hirten erschallten. Ade Du schöne „Riviera" mit Deinen Kastanien- und Maulbeerbäumen; mit Deinen armdicken weithinrankenden Reben und Deinen breitblättrigen Feigen! Ade ihr Kirchen und Kapellen, und nun aufwärts durch die malerischen Felslandschaften des Livinenthals, zunächst bis zum Fall der Piumegna bei Faido, dem Hauptorte dieses Thales. Von dieser Italienerinn war uns, nachdem wir bereits so mannichfache Wasserfälle gesehen, durch unser Reisehandbuch ein ganz neues Schauspiel verheißen worden. Der Bach scheine in eine schüsselförmige Felsvertiefung zu stürzen und steige dann in einem Bogen wieder auf, einer Marabutfeder der gewaltigsten Art vergleichbar. Aber die arme Piumegna litt sichtlich an Wassermangel. Nur als dünner Strahl lechzte sie hinab und konnte nicht daran denken, uns auch noch durch die Ausspreitung stolzen Krystallgefieders zu überraschen. Drum aufwärts nach Airolo. Doch halt! Da scheint uns ja das Felsenthor des Platifer den Weg zu versperren. Dieses trennt urplötzlich das Klima Italiens von dem Deutschlands. Die südliche Vegetation hört gänzlich auf, und es beginnt die Felsenschlucht des »Dazio grande«, so genannt von dem darin befindlichen Zoll- und Wirthshause (2870 F. ü. d. M.), eine der malerischsten und großartigsten Strecken der ganzen Gotthardstraße. Dieselbe ist zwar nicht so engschroff als die Via mala und hat weder deren Höhe noch Tiefe. Aber auch hier rücken die Felsen in wildromantischer Schroffheit nahe zusammen, und zwar in wiederholtem Zickzack,

so daß der Ticino, kaum daß er einen Sturz vollbracht, sich durch eine neu vorgeschobene Felswand gehemmt sieht und sich durch wiederholtes Sturmlaufen seinen Durchgang erzwingen muß. Ja ich muß gestehen, daß ich einen so schäumenden Drang und Sturm im ganzen Hinterrheinthale nicht bemerkt habe. Der Wassersturz ist vom gewaltigsten Nachdrucke und daneben ächzt die Straße auf Bogengängen und Terrassen über die brandenden Wogen so hartnäckig empor, daß das Ganze zugleich den Eindruck der nachdrücklichsten Ausdauer macht. Du mußt aber auch wissen, lieber Leser, daß dieser hitzige Südländer viel steiler abstürzt als unser deutscher Rhein. Wir kamen das Hinterrheinthal ziemlich allmählig herangestiegen. Hinterrhein, der höchste Ort des Rheinwaldthales, von wo man zur Quelle des Rheins gelangt, liegt nur 4800 Fuß über dem Meer. Das bedingt für die lange Strecke des Rheinlaufs nur einen mäßigen Fall. Der südliche, vom Laufe der Moësa begleitete Abhang des Bernhardin dagegen stürzte auf die kurze Strecke von der Höhe bis zum Lago maggiore bereits 5888 Fuß ab, und dieser Letztere liegt dann noch 696 Fuß über dem Meere.

Auf einem ähnlichen Abhange stürzt der Ticino abwärts, nur daß der Gotthard noch um einige hundert Fuß höher ist als der Bernhardin und die Moësa eben kein Ticino. Wir Deutsche brauchen deshalb nicht eifersüchtig zu sein auf diesen stürmischen und doch ausdauernden Italiener. Bringt er doch seine Kraft vom deutschen Gotthard! — Auch vollbringt die ganz deutsche Reuß auf dem entgegengesetzten Abhange des Gotthards nichts Geringeres. Der Vierwaldstätter-See liegt zwar noch um 654 Fuß höher als der Lago maggiore (1350 F. ü. d. M.), aber der Lauf der Reuß bis zum Vierwaldstätter-See scheint mir auch kürzer als der des Ticino bis zum Lago maggiore. Jedenfalls sind Sturm, Drang und Nachdruck dort eben so gewaltig als hier. Sodann beweist uns ja auch der Rhein selbst, nach der Höhe und Tiefe der Via mala, und nachdem er seine ursprünglichen Kräfte gesammelt, durch die gewaltige That bei Schaffhausen, daß er, um zu seinem Ziele zu gelangen, im ent-

scheidenden Momente auch einer Kühnheit, Raschheit und Größe des Entschlusses fähig ist, wie sie in Europa ihres Gleichen suchen.

Vom »Dazio grande« steigt die Straße über Airolo bis zur Höhe des Gotthards noch um 3938 Fuß. Hinter Airolo kommt man durch eine zweite Felsschlucht, das schauerliche, von Lauinen häufig bedrohte Val Tremola (Trümmelnthal). Der Tremolit findet sich hier häufig in den Felsen, selbst in den Seitenmauern und in den Steinen auf der Straße. Besonders hier soll die Straße im Winter und Frühling durch Schneestürme und Lauinen gefährdet sein. Der Schnee soll sich oft an 40 Fuß anhäufen. Es wird sogar vor allem Geräusch, dem Schellen der Pferde und Sprechen, gewarnt, um die bösen Lauinen nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, und es ist wahr, daß, trotz der ziemlich geschützten Anlage der Straße, selten ein Jahr vergeht, ohne daß man von verunglückten Menschen läse. Ich muß aber gestehen, daß ich vom Val Tremola kein eigenes Bild habe. Loewe und ich schnitten hinter Airolo die Windungen der Straße vermittelst Einschlagens von Seitenwegen wiederholt ab. Dabei verirrten wir uns zuletzt in den zahlreichen Schluchten des Gotthards, so daß wir uns schließlich nur im Hinblick auf den Stand der Sonne wieder zurechtfanden. Wir kamen durch uns völlig unbekannte Thäler, mußten wiederholt Schuhe und Strümpfe ausziehen, um durch wilde Wasser zu waten, dann gings über verschneite und vergletscherte Höhen, bis wir das "Hospiz" glücklich erreichten, dessen Keller wir mit einem brennenden Durste in den Rücken und die linke Flanke fielen. So mochte General Schweikowsky die das Hospiz vertheidigenden Franzosen in Rücken und linke Flanke genommen haben. Darüber, lieber Leser, oder vielmehr über den ganzen ersten Theil des Suwarow'schen Zuges bin ich Dir jetzt Rechenschaft schuldig.

Nachdem Suwarow seine Truppen unten im Thale bei Arbedo gesammelt hatte, begann der Marsch gotthardaufwärts. Gleich rechts von Biasca führt bereits ein Pfad durch das

Blegnothal über den Luckmanier in das Vorderrheinthal im Canton Graubünden. Später vor Airolo führt ein zweiter Pfad rechts das Val Priora hinauf und dann das Medelser Thal hinab ebenfalls in's Vorderrheinthal. Aus dem Vorderrheinthale aber führen verschiedene Päsſe links hinüber in das Reußthal auf den entgegengesetzten Gotthardabhang: 1) über die Gemmeralp (6174 F. ü. d. M.) und dann das Oberalpthal abwärts nach Andermatt; 2) durch das Strimser Thal über den Krispalt und den Kreuzlipaß und dann das Maderanenthal abwärts nach Amstäg. Das sind lauter schmale, schwierige und von allen Wechselfällen der Gebirgswelt umgebene Saumpfade. Aber dadurch ließ sich der eiserne Wille des alten Suwarow nicht beirren. Man begreift die Wichtigkeit dieser Verbindungen, wodurch russische Seitendetachements in den Rücken der den Uebergang über den Gotthard wehrenden Franzosen entsendet werden konnten, um zum Siege der auf der Hauptstraße vordringenden Hauptcolonne mitzuwirken. Und so sehen wir später wirklich sowohl bei Andermatt als auch bei Amstäg die Franzosen durch feindliche Seitendetachements in den Rücken genommen. Ich kann jedoch nicht dafür stehen, ob nicht eines derselben aus Oestreichern bestand, die sich bereits im Vorderrheinthale befanden. Jedenfalls war es ein mit dem Suwarow'schen Hauptmarsche combinirtes Manoeuvre. Außer diesen beiden Seitendetachements entsendete aber Suwarow kurz vor Airolo noch ein drittes durch das Soraccia- oder Canariathal, welches auf völlig ungebahnten Wegen den Franzosen bereits auf der Gotthardhöhe in den Rücken und die Flanke fiel und dadurch zum Siege der Hauptcolonne unter Suwarow über den die Höhe vertheidigenden General Lecourbe entscheidend mitwirkte. Dieses dritte Detachement befehligte General Schweikowsky. Angesichts dieser eben so einsichtsvollen als kühnen Combinationen nimmt man billig Anstand, das Urtheil des Herrn Thiers zu unterschreiben, wonach Suwarow ein jeden Combinationsgenie's entblößter Barbar gewesen. Dagegen ist es wahr, daß an die auf der Hauptstraße vordringende Hauptcolonne fast

kein anderes Commando gegeben wurde, als : Tambour! zur Bajonettattaque. Nur durch eine erstaunliche Tapferkeit und Todesverachtung war es möglich, diesen steilen Gotthard mit seinen zahlreichen Schluchten und Defilée's mit dem Bayonett zu nehmen. Und wohlverstanden, die alte Straße, welche Suwarow marschirte, war nicht die breite, bequeme neue. Ein schmaler armseliger verhinderlicher Weg, zeigt sich die alte Straße noch heute wiederholt zu Seiten der neuen. Während Lecourbe die Höhe des Passes besetzt hatte, war General Gudin mit einer Abtheilung am Südabhange des Gotthard vorgeschoben, welche sich nur unter hartnäckigen Gefechten vor der russischen Uebermacht zurückzog. An einer Stelle wurde das wohlgezielte Feuer der Franzosen so mörderisch, daß die russischen Grenadiere längere Zeit stutzten. Da ließ der alte Suwarow eine Gruft graben, legte sich hinein und erklärte, er werde sich da begraben lassen, wo „seine Kinder“ zurückwichen. Mit neuem Muthe drangen darauf die Russen vor, warfen die Franzosen nach und nach aus jeder Stellung und wurden schließlich, unterstützt durch das glückliche Eingreifen Schweikowsky's, völlig Meister des Gotthardpasses. Bei der obersten Straßenwindung erinnert die mit großen Buchstaben in den Felsen gegrabene Inschrift „Suwarow Victor“ an diese beispiellose Kriegsthat.

Nahe dem Gipfel des Passes befinden sich zwei See'n, der Stella-See, aus welchem der Ticino nach dem Lago maggiore, und der Lucendro-See, aus welchem die Reuß nach dem Vierwaldstätter-See abfließt. Die „Roduntbrücke“, auf welcher man die Reuß bald nach ihrem Ausflusse aus dem Lucendro-See überschreitet, bildet die Gränze zwischen den Cantonen Tessin und Uri.

Doch wo ist denn der eigentliche Gotthardberg und wie sieht er aus? Ja, lieber Leser, diese Frage stellten auch wir uns, nachdem wir den Paß bereits überschritten hatten. Und wir fanden bestätigt, was man vom Gottharde gesagt hat, daß man stets von ihm höre, ohne ihn jedoch zu sehen. Er ist eben nur ein Paß und außerdem ein ganzer Gebirgsstock, aber kein einzeln

hervorragender Berg, wie die Jungfrau, der Monte-Rosa oder der Montblanc. Westlich und östlich ragen verschiedene Felsspitzen bis zur Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere hervor. Davon sind auch mehrere vom „Hospiz“ aus besteigbar. Bestiegest Du aber auch die eine oder andere, so bekämest du damit doch keine volle Einsicht in die wahre Bedeutung des Gotthard. Dazu gehörte ein noch höherer Standpunkt. Da wir aber keine Himmelsleiter haben, so bleibt uns Nichts übrig, als in uns selbst emporzusteigen, um einen völlig beherrschenden Ueberblick zu gewinnen. Dazu hat uns Göthe den Weg gezeigt. Ja, der Gotthard ist ein königliches Gebirg, so gut wie die Jungfrau, der Monte-Rosa und der Montblanc. Siehst Du denn nicht, wie einerseits die Berner Alpen, andrerseits die Kette des Montblanc, fortgesetzt durch die des Monte-Rosa, sich zu beiden Seiten der Rhone von Abend her durch Grimsel und Furca an den Gotthard herandrängen? Ebenso lehnen sich von Mitternacht her die Gebirge von Unterwalden, Schwyz und Glarus, gekettet an die von Uri, an ihn; und von Morgen ziehen die Graubündner Alpen, von Mittag die der italienischen Schweiz zu ihm herauf. Ganz in der Nähe entspringt der Vorderrhein und läuft gegen Morgen; aus dem benachbarten Rhonegletscher zwischen Grimsel und Furca quillt die Rhone und läuft durch das Wallis gegen Abend; und nimmst Du nun noch den Ticino und die Reuß hinzu, welche gegen Mittag und Mitternacht strömen, so kannst Du wahrhaft sagen, daß Du Dich auf einem Kreuzpunkte befindest, von welchem riesige Gebirge und gewaltige Ströme nach allen vier Weltgegenden auslaufen.

Vom Gotthardhospiz steigt man, dem Laufe der Reuß folgend, hinab nach Hospenthal. Dieser Ort, welcher seinen Namen von einem längst eingegangenen Hospitale trägt, liegt inmitten des grünen Urner- oder Ursern-Thals, 4566 Fuß über dem Meer. Durch dieses Hochthal setzt sich rechter Hand die Gotthardstraße nach Andermatt fort; linker Hand rückwärts führt der Weg über Realp nach der Furca, von wo ein zweiter Hauptarm der Reuß hergeströmt kömmt, welcher sich unterhalb Hos-

penthal mit dem vom Gotthard kommenden Arme vereinigt. Dieser letztere Weg war derjenige, welcher Loewe und mich zu dem mit den Freunden verabredeten Rendez-vous in's Berner Oberland bringen sollte. Da wir jedoch noch einige Zeit übrig hatten, so wollten wir doch das Reußthal bis zum Vierwaldstätter-See nicht versäumen. Das Urserntbal wird vielfach wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen. Früchte bringt es eben nicht viele hervor. Bäume und Getraide gedeihen nur kärglich in dieser Höhe, wo der Winter fast acht Monate dauert und in den vier Sommermonaten nicht selten geheizt werden muß. Dasselbe ist seiner ganzen Länge nach (etwa drei Stunden) von schroffen, kahlen, zum Theil schneebedeckten Bergen eng eingeschlossen. Wahrscheinlich stand die Reuß hier früher als See, ehe es ihr gelungen war, sich einen Weg durch das Gebirg hinter Andermatt zu brechen. Jetzt aber lachen hier die saftigsten Wiesen voll Blumenschmelzes; aus dem üppigen Grün erheben auch wieder ganze Schaaren von würzigen Brändelis (nigritilla alpina) ihre braunen Doldenköpfchen. Das am nördlichen Ende dieser Matten gelegene „Andermatt", der Hauptort des Thales, hat ohne Zweifel von ihnen seinen Namen. Das saftige Grün dieser Matten ist von um so überraschenderer Wirkung, als man in dieselben nur aus wilder Welt gelangt, sei es von der Furca her, wie Göthe, sei es vom Gotthard her, wie wir Drei jetzt, sei es vom Vierwaldstättersee aufwärts durch das Urnerloch, wie Loewe und ich ein Paar Tage später auf unserer Rückreise. Am Ueberraschendsten ist wohl der Gegensatz in dieser letzteren Richtung. Kommt man aus der schauerlichen Schöllenenschlucht über die Teufelsbrücke durch das Urnerloch, so werden diese Wiesen dem Auge zur wahren Oase.

In dieses Thal zog sich Lecourbe hinab, nachdem er die Höhe des Gotthard an Suwarow verloren hatte. Von hier das Reußthal abwärts waren verschiedene Abtheilungen seiner Division aufgestellt, auf welche er sich zurückzuziehen gedachte. Die erste Abtheilung mußte bei Andermatt stehen. Aber sieh da! bei Andermatt stehen nicht Freunde, sondern feindliche Truppen.

Die aus dem Ticinothal abgeordnete russische Seitendetachirung ist durch das Oberalpthal richtig bei Andermatt herausgekommen. Die dort befindliche französische Abtheilung hat sich das Ursernthal aufwärts nach der Furca zurückgezogen. Den Feind in der Front, den Feind auf den Fersen befindet sich Lecourbe in einer mißlichen Stellung. Zwar steht auch ihm der Rückzug nach der Furca offen; aber darf er die fernere Gotthardstraße bis zum Vierwaldstättersee ohne Weiteres Preis geben? Ein wirksames Gefecht gegen den überlegenen, beiderseits in den günstigsten Positionen befindlichen Feind ist unmöglich. Also kein Ausweg, als Rückzug nach der Furca und Preisgeben des ganzen Reußthales! Wir standen unten in den Wiesen und schauten uns rings nach einer anderen Möglichkeit um. Siehe dort auf dem linken Ufer des Flusses ragt jäh, schroff und himmelhoch die nördliche Gebirgswand des Urserntals empor. Ist es möglich, da hinüber zu gelangen, so kann man auf der anderen Seite die Straße wieder gewinnen. Dort beschließt Lecourbe hinüberzusteigen, um den Feind, der ihm bei Andermatt die Straße abgeschnitten, seinerseits wieder zu überflügeln. Artillerie da hinüberzubringen, davon ist keine Rede. Kaum daß ein Mensch hinauf kann. Es fehlt sogar jeglicher Pfad; Nichts als jäher schroffer Fels. Des Abends läßt daher Lecourbe seine Kanonen auffahren, gibt eine donnernde Salve, daß rings das Gebirge erdröhnt, stürzt dieselben alsdann in die brausende Reuß und beginnt in aller Stille seinen Abzug über das jähe, schroffe, hohe, weg- und stegelose Gebirg. Wir schauen ihm staunend nach, die kühnen Söhne der Republik verschwinden kletternd in der Nacht. Auch das war ein großer Entschluß, eine rühmliche Kriegsthat. Und sie gelingt. Den bei Andermatt stehenden Feind überflügelnd gewinnt Lecourbe die Gotthardstraße jenseits wieder. Was machte aber die französische Abtheilung, welche sich von Andermatt nach der Furca zurückgezogen hatte? Ich erinnere mich, daß diese Frage meinen Freund Caspary lebhaft beschäftigte. Warum folgte sie nicht dem Beispiele Lecourbe's? — Daß sie nicht von Anfang an, gleich als der Feind

Keine Kraft ohne Materie! — Ein in das Schamser Thal einmündendes Nebenthal, das Ferrerathal, eines der großartigsten und wildesten Alpenthäler, ließen wir links liegen, und verließen alsbald das Hauptthal selbst durch dessen südlichen Ausgang, die Roflaschlucht. Durch diese gelangt man endlich in das „Rheinwaldthal.“ Wir befinden uns hier 4430 Fuß über dem Meere. Rings ödschroffes Gebirg, hie und da ein verkrüppelter Schlag wettergehärteter Tannen. Am westlichen Ende des Rheinwaldthales steigt von der Adulagruppe der Rheinwaldgletscher hinab. Er schließt das Thal. Aus ihm quillt der junge Rhein hervor, schon hier an seiner Wiege von „Paradies“ und „Hölle“ umgeben. Beide zeigen sich am rechten Ufer, erst das „Paradies“, ein mit Pflanzenerde bekleideter Fels, auf dem im Sommer die schönsten Alpenblumen prangen, dann die „Hölle“, eine wilde rohe Felsenmasse, an deren Fuß der junge Rhein bereits einen steilen erbsündlichen Fall macht. Vom gegenüberliegenden Ufer schaut die sonnige „Zapportalp“, auf welcher Ziegen grasen, versöhnlich hinüber.

Aber diese kleineren Gegensätze verschwinden vor dem großen Gegensatze, welcher uns bei dem Uebergange über den Bernhardin überrascht. Wir kommen aus einer stellenweise durch grüne Matten gemilderten, jedoch im Ganzen einödigen, wilden Welt mit winterlichen Schluchten voll ewigen Eises, und gelangen nun auf der Südseite des Bernhardin vermittelst der zu den italienischen See'n jäh abstürzenden Straße, plötzlich wie durch Zauber in den holden Süden. Drum rasch über die Höhe an dem Lago moësola vorbei, jedoch nicht ohne einen Rückblick auf das tiefe Rheinthal mit seinen Gletschern und Gebirgsstöcken, auch nicht ohne einen Blick zu Deinen Füßen, besonders an dem kleinen Alpensee, von wo eine Menge seltener Alpenblumen Dich anlächeln, darunter rosenhelle Aurikel, Vergißmeinnicht, allerlei Sonnen- und Sternblümchen von tiefem und heiterem Gelb, auch wieder ganze Beete tiefblauer Gentianen; — aber dann rasch hinab in's Misoccothal. Dort erwarten Dich schwere Maiskolben und rankende Reben, und braungebrannte Feldarbeiter mit glän-

zendschwarzen Augen suchen unter dem Laube der Kastanien- und Maulbeerbäume oder unter dem breiten Blatte der Feige Schutz gegen die Schwüle des Mittags. Sieh da das reizende Misocco mit den viergethürmten Trümmern seines alten Schlosses. Rings von den Felsabhängen stürzen kleine Bäche. Ihre vom Winde verwehten Wasserfälle gleichen weißen Schweifen flüchtiger Stuten. Und welch ein Himmel, welch ein Pflanzenwuchs! Ein süßes Etwas dringt mährchenhaft durch Deine Glieder. Wir sind im holden Süden.

Vor der Revolution besuchte mein Freund und Namensvetter Heinrich auf einer Reise durch die Schweiz und Italien auch das Misoccothal. Die Burg von Misocco gefiel ihm, und er kam auf den Gedanken, seinen Wirth zu fragen, ob die Burg wohl feil sei? Warum nicht? war die Antwort. In das an den Gemeinderath zu richtende Kaufgesuch müsse er jedoch die Verpflichtung mitaufnehmen, an der gewünschten Burg niemals Fortificationen anzulegen. Wer hätte damals gedacht, daß dieses der Tyrannei verdächtige Mitglied eines preußischen Oberlandesgerichtes nach wenigen Jahren als verfolgter Freiheitsmann an die Thore Graubündens klopfen würde, um sich ein einfaches, demokratisches Bürgerrecht zu erwerben! — Man sieht, die Graubündener halten darauf, daß ihre Burgen in dem romantischen Zustande verbleiben, in welchen ihre Väter dieselben bei Verjagung ihrer Tyrannen versetzt haben. Besser noch als die Vorsicht im Vertrage aber ist Dies, daß man in seinem urdemokratischen Staatsleben keinerlei gefährliche Centralisation aufkommen läßt, und daß jeder großjährige Graubündener eine gute Flinte hat, um etwaige neue Tyrannen zum Lande hinaus zu jagen, wie man die alten hinausgejagt hat.

Einige Stunden vor Bellinzona überraschte uns der Wasserfall des Buffalorobachs. So Etwas hatte ich bisher noch nicht gesehen, selbst nicht im Berner Oberlande. Der wird nicht vom Winde verweht. Wie ein krystallener Kanonenschuß schießt er hervor und stellt seinen fast ungetheilten Strahl in gewaltigem Bogen bis dicht an die Straße. Rechts und links liegen

große Felsblöcke, die er, beim Wachsthum der Bergwasser, spielend hinabgeschleudert hat. Dann zeigt sich Bellinzona mit seinen Mauern und Zinnen, welche von drei gewaltigen Schlössern überragt werden, überraschend, großartig und herrschsam über das Thal. Schon das ganze Misoccothal, welches der Canton Graubünden auf der Südseite des Bernhardin, verlangsam wie einen Arm, nach den See'n hinabstreckt, gehört zur italienischen Schweiz. Aber den Canton Tessin betrittst Du erst bei Lumino, kurz vor Bellinzona.

Wer die Olivenwälder Liguriens, die Orangen- und Citronenhaine Nizza's und Mentone's, wer den Palmwald von Bordighera gesehen, der wird nicht sagen, daß der Canton Tessin alle Reize Italiens vereinige. Aber einen Vorgeschmack von Italien gibt er, besonders wenn Du von Bellinzona südwärts über den Monte Cenere nach Lugano wanderst. Der Weg erhebt sich steil bis zur Höhe von 1720 Fuß über das Meer. Auf dem Gipfel bietet sich rechter Hand westwärts eine schöne Aussicht auf den nördlichen Theil des Lago maggiore. Wohl regte sich bei dessen Anblick die Sehnsucht nach den großartigen Gegensätzen seiner Ufer und den Reizen der Borromeischen Inseln. Aber Freund Wiesner, den wir in Bellinzona getroffen hatten, hatte uns erzählt, daß er zwar in dem schweizerischen Magadino unbehinderten Zutritt zum Schiffe erhalten, im Verlaufe der Fahrt aber, da wo westlich das piemontesische, östlich das lombardische Ufer beginnt, wegen Mangels ausreichender Papiere wieder zurückgewiesen und höflich auf Schweizerboden zurückgesetzt worden sei. Auch nach dem auf der Ostseite des Luganer See's sich ausbreitenden Comer-See, der südliche Ueppigkeit mit schweizerischer Frische vereinigen soll, hatten wir eine nicht geringe Sehnsucht Da dieser jedoch ganz auf östreichischem Gebiete liegt und wir vom Lago Maggiore nur das nördliche Schweizerufer hätten besuchen können, so wußten wir uns auf den Luganer See, der, mit Ausnahme von ein Paar Endchen, ein voller Schweizer ist, zu beschränken. Hinsichtlich der Borromeischen Inseln machten wir's, wie der Fuchs mit den

Trauben, und stellten uns die Isola bella nicht nach Jean Paul als den „geschmückten Thron des Frühlings“ sondern nach Anderen als bloße Künstelei vor, etwa wie einen Zuckerbäcker-Aufsatz in größerem Maßstabe.

Auch bietet das Hinabsteigen nach Lugano Trost für Entbehrungen. Durch südlich besonnte Kastanienwälder und üppige Weingärten, italienisch an Ahorn, Ulmen und Pappeln gezogen, geht's abwärts, immer abwärts, dann um die Ecke und vor Dir liegt, tiefblau aufschmachtend, der schöne Luganer See. Die umliegenden Berge spiegeln sich wohlig in seinen Fluthen und rechts an seinem Ufer erhebt sich leuchtend die Stadt Lugano. Alles mahnt hier an Hesperien, die Handwerker, welche auf offener Straße ihre Arbeit verrichten, die kühlen Vorhänge statt der Thüren an den Kaffeehäusern, die zahlreichen weißen Landhäuser der Umgebung, welche aus hellen Weingärten hervorblicken, hie und da eine sinnige Cypresse, — der Schlag der Welle, der azurne Himmel, — bis zur sternbesä'ten italienischen Nacht.

Trotz der schon früh Morgens anhebenden großen Hitze versäumten wir doch nicht, den benachbarten Monte Salvadore zu besteigen, welcher seine bewaldete Pyramide 2862 Fuß über das Meer erhebt, und mit seinem Vorgebirge Arbostora sich weit in den See hinein erstreckt. Man warnte uns vor dort vorkommenden Vipern, und so mußte man darauf achten, nicht etwa auf eine solche Bestie zu treten, die etwa ihr giftiges Leibchen quer über den besonnten Weg gelegt hätte. Die Aussicht von Oben belohnt reichlich für den zweistündigen heißen Weg. Südlich zu Deinen Füßen der reizende See mit seinen zahlreichen Buchten, nordwärts eine lange Reihe von Schneeriesen von den Graubündener Alpen bis zu dem gewaltigen Monte-Rosa. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, so aus dem warmen Süden in die Schnee- und Gletscherwelt hinaufzublicken. Dasselbe Element, was dort als zackiges Eis emporragt, ist hier zu Deinen Füßen als blaue Fluth voll weichen schwimmenden Glanzes ausgegossen. Südwestlich thut sich die lombardische Ebene auf. Die Kuppel des Mailänder Domes, welche von

dort zwischen dem Monte Generoso und dem Monte Riva hindurchschimmern soll, konnten wir nicht unterscheiden. Die Atmosphäre war nicht ganz klar. Unten wieder angelangt vermochten wir dem Reize des See's nicht zu widerstehen. Wir nahmen ein Boot, stachen hinein und badeten. Welch ein Unterschied von dem Bade im Wallenstadter-See! Dort nackte, schroffe Felswände, hier milde Ufer mit südlichem Pflanzenwuchs und marmorweißen Villen; dort wildschäumende Wogen, hier sanftschmeichelnde Fluthen. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich mich nach den weichwarmen Umarmungen des verführerischen Luganer See's in demselben Maaße ermattet fühlte, in welchem ich mich nach den frischkräftigen des trotzigen Wallensee's gestärkt gefühlt hatte.

Von Lugano kehrten wir nach Bellinzona zurück. Die drei malerischen Schlösser waren früher die Sitze der drei Landvögte von Uri, Schwyz und Unterwalden, welche von hier aus ihre ehemaligen italienischen Unterthanen, jetzige gleichberechtigte Eidgenossen, mit großer Willkür und Härte beherrschten. Nach Unterdrückung eines im Jahre 1755 im Livinenthal ausgebrochenen Aufstandes wurden die Leiter hingerichtet und ihre Köpfe an den Kastanienbäumen aufgehängt. Die Franzosen machten diesem Unterthanenverhältniß 1798 ein Ende. 1814 hätten die Urcantone zwar gerne die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, aber der Wiener Congreß bestätigte das Bestehen des Cantons Tessin, in welchem die acht italienischen Vogteien der zwölf alten Schweizercantone zur Selbstständigkeit eines eigenen Staatslebens vereinigt waren. Hier bestätigt sich, was ich oben über die Urcantone als Wiege der schweizerischen Unabhängigkeit gesagt habe. Zur eigenen Unabhängigkeit muß eben noch die Gerechtigkeit gegen Andere hinzukommen; damit hat man erst den Menschen, wie er sein soll, und die Grundlage zum schönen Menschen.

Bellinzona ist heute, abwechselnd mit Lugano und Locarno, Sitz der tessinischen Cantonalregierung. Jeder der übrigen Schweizercantone hat seinen festen Regierungssitz. Von diesen

drei Hauptstädten des Cantons Tessin vermochte aber bis Jetzt keine der anderen den Vorrang zu gönnen. Ueberhaupt sollen besonders die Untertessiner von Neid-, Streit- und selbst Rachsucht nicht frei sein. Erwägt man dazu die vielfachen Einwirkungen des benachbarten Italiens unter piemontesischer und östreichischer Herrschaft von revolutionairer wie von reactionairer Seite, so kann man die wohlthätige Kraft der demokratischen Institutionen nicht genug bewundern, durch welche diese heißblütige junge Republik, nachdem sie sich an den festen Mittelpunkt der Eidgenossenschaft einmal angelehnt hat, sich den Segen der Freiheit bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermochte. Im Jahre 1848, als die Fahne eines freien unabhängigen Italiens in Mailand wehte, schlug wohl der nationale Pulsschlag über die Gränze des Cantons hinüber. Bis zu welchem Maaße, wäre schwer zu sagen. Gewiß aber ist, daß man heute recht froh ist, im Schooße der freien Eidgenossenschaft fortleben zu können.

Bellinzona füllt den ganzen Raum zwischen Berg und Fluß aus, so daß der einzige Weg auf- und abwärts durch seine Thore führt. Als Verbindungspaß zwischen den italienischen See'n und den Straßen über den Bernhardin und Gotthard galt sie dereinst in militairischer Beziehung als der Schlüssel aus der Lombardei nach Deutschland, und ist noch heute als Handelsstadt nicht ohne Bedeutung.

Bereits die Römer hatten verschiedene Straßen aus Italien in's Rheinthal angelegt, über den Julier und Septimer sowie über den Splügen. Auch der Bernhardinopaß war schon den Römern bekannt. In's Rhonethal gelangten sie mehr westlich über den großen Bernhard. Die heutigen trefflichen Kunststraßen über die Alpen wurden erst in unserem Jahrhundert erbaut. Wandere jetzt mit uns zurück nach Arbedo, welches kurz vor Bellinzona, an der Vereinigung der Moësa und des Ticino gelegen ist. Dort, lieber Leser, kann ich Dir von diesen neueren Bauten am Besten sagen, was ich weiß. Rechter Hand kommt die Bernhardinstraße herab, welche wir vor Kurzem rheinauf- und moësaabwärts gekommen sind.

Als wir noch in Splügen, dem Hauptorte des Rheinwaldthales, Front nach Süden, standen, lag links die Splügenstraße nach dem Comer See, rechts die Bernhardinstraße nach Bellinzona, und von da nach dem Lago maggiore und dem Luganer See vor uns. Beide wurden in den zwanziger Jahren erbaut, die Splügenstraße durch die östreichische Regierung über ausschließlich östreichisches Gebiet, um den Verkehr aus der Lombardei nach der Schweiz und Deutschland nicht an ihre Rivalin, die Bernhardinstraße zu verlieren, welche ihrerseits die sardinischen Staaten mit der Schweiz und Deutschland, unabhängig von östreichischem Gebiete, verbindet. Die Bernhardinstraße wurde auf gemeinschaftliche Kosten der bündnerischen und sardinischen Regierung erbaut. Die letztere streckte jedoch beinahe den ganzen Kostenbetrag, in der wohlerwogenen Berechnung der Vortheile einer ununterbrochenen Verbindung des Hafens von Genua und der Hauptstadt Turin mit der Schweiz und dem westlichen Deutschland, vor. Diese Unabhängigkeit der Bernhardinstraße von östreichischem Gebiete kam auch uns Flüchtlingen zu Statten. Du mußt übrigens den Bernhardin weder mit dem großen noch mit dem kleinen St. Bernhard verwechseln, lieber Leser. Das sind drei verschiedene Pässe. Wenn Du Dich nach Genf stellst, die Front südöstlich gegen den Montblanc, so führt rechts von dem Könige der europäischen Berge der kleine, links von ihm der große St. Bernhard in die piemontesische Ebene. Der Bernhardin dagegen verbindet, wie wir eben erfahren haben, mehr östlich den Lago maggiore und den Luganer See mit dem Rheinthale. Ueber den kleinen St. Bernhard soll Hannibal aus Spanien durch das südliche Frankreich in den zweiten punischen Krieg gezogen sein; über den großen St. Bernhard zog bekanntlich Napoleon vor der Schlacht von Marengo, — zwei große Männer, deren letzterer sich durch ein Uebermaß rücksichtslos geübter Fürstensouverainetät schließlich zu Falle gebracht hat. Ueber den Bernhardin dagegen kamen jüngst der letzte Präsident eines durch übermäßige Sanftmuth körperlos gewordenen Parlamentes, ein preußischer Offizier, „Flüchtling aus Neigung“, und

ein preußischer Landwehrdeserteur. — Jetzt stelle Dich wieder mit mir nach Arbedo. Die links aufwärts führende Gotthardstraße, welche uns mit dem Vierwaldstätter-See und dem späteren Rheinthale bei Basel verbindet, war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts von allen Alpenpässen wohl die besuchteste. An 16,000 Menschen und 9000 Pferde sollen damals jährlich diesen Weg genommen haben, um aus Italien nach der Schweiz und zurück zu gelangen. Auch der alte Suwarow mit seinen tapferen Russen zog diesen Weg. Jedoch war derselbe damals nur ein Saumpfad, dessen Lauf man jetzt noch genau unterscheiden kann. Dieser Saumpfad mußte natürlich vor den breiten und bequemen Straßen über die übrigen Alpen zurücktreten. Der früher so bedeutende Verkehr verschwand fast ganz, so daß die Regierungen der Cantone Uri und Tessin, um die Anwohner der Straße nicht gänzlich verarmen zu lassen, im Jahre 1820 den Bau der neuen Gotthardstraße begannen und 1832 vollendeten. Dieselbe steht den übrigen Alpenstraßen gegenwärtig in Nichts nach. — Auch westlich, in's Rhonethal, führt jetzt eine treffliche Kunststraße, vom Lago maggiore über den Simplon in's Wallis, die s. g. Simplonstraße. Zu dieser soll Napoleon den ersten Plan nach dem schwierigen Uebergang über den großen St. Bernhard gefaßt haben. Bald nach der Schlacht von Marengo begann der Bau; in sechs Jahren war er vollendet. Diese war also die erste der großen Alpenstraßen. Die Kosten (18 Millionen Franken) wurden nur zur Hälfte von Frankreich, welchem damals der jetzige Kanton Wallis angehörte, zur anderen Hälfte von der damaligen cisalpinischen Republik bestritten. Die Idee zu dieser ersten großartigen Unterwerfung der Alpen unter die Herrschaft des Menschengeistes gebührt also dem Unternehmungsgeiste Napoleon's. Doch haben wir gesehen, daß die kleine Schweiz auf dem einmal gebrochenen Wege rüstig und ohne ein Opfer zu scheuen, fortgeschritten ist. Mit welchen Hindernissen hatte man nicht an der Via mala zu kämpfen! Und die auf der entgegengesetzten Seite von S. Bernardino bis Misocco auf dreistündiger Wegestrecke um 2700 Fuß absoluter Höhe

jäh abfallende Straße ist durch zahlreiche Windungen gleichwohl so zweckmäßig angelegt, daß der Postillon mit Hemmschuh und bloß zwei Pferden fast unablässig abwärts traben kann. Wie ein gewundenes Seil, bald rechts bald links einbiegend, liegt die Straße vor dem Beschauer. Die auf der Gotthardstraße zu besiegenden Schwierigkeiten waren nicht geringer. In der Schlucht des Dazio grande auf dem südlichen Gotthardabhang vor Airolo windet sich die Straße, meist auf Bogengänge und Terrassen gestützt und dreimal den Tessin überschreitend, so mühevoll nachdrücklich und sicher durch die größten Hindernisse und Schwierigkeiten empor, daß man nicht umhin kann, dem Baumeister laut seinen Beifall zu klatschen, als stände er vor Einem. Von Airolo steigt dieselbe dann noch in 46 Windungen über mehrere Brücken und durch zahlreiche Stollen zur Höhe des Gotthard empor. Auf dem entgegengesetzten nördlichen Abhang des Gotthard im Reußthale reiht sich das „Urnerloch“ würdig an das „verlorne Loch“ der Via mala an. In diesem durch den festen Fels gesprengten, 180 Fuß langen, 14 Fuß hohen und 16 Fuß breiten Durchbruch, können sich zwei Wagen füglich ausweichen. Der alte Ruhm des Urner wie des verlornen Lochs tritt allerdings vor den neueren Eisenbahnstollen in den Hintergrund. Immerhin bleiben's bemerkenswerthe Bauten. Auch der Bau der hinter dem Urnerloch durch das schauerliche Krachenthal nach dem Vierwaldstätter-See abstürzenden Gotthardstraße ist bewundernswerth. Einzelne Stellen der Gotthard- wie der Bernhardinstraße mußten gegen den Lauinensturz durch besondere Vorrichtungen, Nischen oder Blenden für den Wanderer, Dachwerk oder Gallerieen für Wagen und Pferde geschützt werden.

Unwillkürlich erinnerte ich mich bei'm Anblick dieser großartigen Bauwerke an die Worte Raveaux's vor dem alten Bette der Kander zu Thierachern, daß in der Schweiz nicht leicht Etwas unterbleibe, was vom öffentlichen Wohle erheischt werde. Seitdem hatte ich die Linthcorrectionen, mancherlei Brücken, Dämme und Kanäle, hatte ich die prächtigen Schulhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten der Städte Zürich, Aarau und Bern

gesehen; noch kürzlich war mir das stattliche Cantonalschulgebäude in Chur, auch gleich vor der Stadt die neue Kaserne aufgefallen; das sind die Paläste der Schweizer; jetzt stand ich vor diesen großartigen Straßen, durch welche man selbst die Region des ewigen Schnee's dem Gesetze des Verkehrs unterworfen hat; — und ich mußte mit Raveaux gestehen: „Die Schweiz ist ein kleines Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; sie hat weder Silber- noch Goldbergwerke, und wenig fruchtbare Ebene; doch unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen Wohle erheischt wird.“ — Aber hinzufügen muß ich, daß ihr Dies in solchem Maße wohl kaum möglich sein würde, wenn sie nicht von drei Ausgabeposten, welche in anderen Staaten oft zwei Drittel des Büdjets wegzehren, gänzlich befreit wäre: Von der Staatsschuld, von dem stehenden Heere und von den Civillisten.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Süden in die Urschweiz. Die Gotthardstraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erste Theil des Suwarow'schen Marsches. Der Gotthardberg. Das Urserntkal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldstätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzstad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der sterbende Löwe zu Luzern.

Wir kamen aus deutscher Romantik durch die „Via mala“ in den holden Süden, an die italienischen See'n; jetzt steigen wir aus dem holden Süden den St. Gotthard hinan, und gelangen auf dessen nördlicher Seite hinab an den Vierwaldstätter-See, in das Urland der Kraft und Frische. S'ist wahr, im holden Süden sind alle Töne wärmer und tiefer, die Sonnenauf- und Untergänge, die Augen und die Gesichtsfarbe der Menschen,

das Laub der Bäume bis zur Farbe der Blumen und Schmetterlinge. Aber daneben ist auch viel Schwüles, melancholisch Träges, ja Ausgebranntes; kahle Berge ohne Matten und Schnee, die erst in der Morgen- und Abendbeleuchtung zu leben beginnen; heißes verdorrtes Erdreich ohne Wasser und Graswuchs; staubige Straßen mit schmachtenden Faullenzern; schwüle drückende Luft; — so daß sich mir in Wahrheit die Brust erweiterte, als ich wieder reine Bergluft einathmete, als ich wieder Schnee sah, als es wieder rings von kühlen Quellen rauschte und rieselte, als die Berge wieder vom lustigen Jodeln der Hirten erschallten. Ade Du schöne „Riviera“ mit Deinen Kastanien- und Maulbeerbäumen; mit Deinen armdicken weithinrankenden Reben und Deinen breitblättrigen Feigen! Ade ihr Kirchen und Kapellen, und nun aufwärts durch die malerischen Felslandschaften des Livinenthals, zunächst bis zum Fall der Piumegna bei Faido, dem Hauptorte dieses Thales. Von dieser Italienerinn war uns, nachdem wir bereits so mannichfache Wasserfälle gesehen, durch unser Reisehandbuch ein ganz neues Schauspiel verheißen worden. Der Bach scheine in eine schüsselförmige Felsvertiefung zu stürzen und steige dann in einem Bogen wieder auf, einer Marabutfeder der gewaltigsten Art vergleichbar. Aber die arme Piumegna litt sichtlich an Wassermangel. Nur als dünner Strahl lechzte sie hinab und konnte nicht daran denken, uns auch noch durch die Ausspreitung stolzen Krystallgefieders zu überraschen. Drum aufwärts nach Airolo. Doch halt! Da scheint uns ja das Felsenthor des Platifer den Weg zu versperren. Dieses trennt urplötzlich das Klima Italiens von dem Deutschlands. Die südliche Vegetation hört gänzlich auf, und es beginnt die Felsenschlucht des »Dazio grande«, so genannt von dem darin befindlichen Zoll- und Wirthshause (2870 F. ü. d. M.), eine der malerischsten und großartigsten Strecken der ganzen Gotthardstraße. Dieselbe ist zwar nicht so engschroff als die Via mala und hat weder deren Höhe noch Tiefe. Aber auch hier rücken die Felsen in wildromantischer Schroffheit nahe zusammen, und zwar in wiederholtem Zickzack,

so daß der Ticino, kaum daß er einen Sturz vollbracht, sich durch eine neu vorgeschobene Felswand gehemmt sieht und sich durch wiederholtes Sturmlaufen seinen Durchgang erzwingen muß. Ja ich muß gestehen, daß ich einen so schäumenden Drang und Sturm im ganzen Hinterrheinthale nicht bemerkt habe. Der Wassersturz ist vom gewaltigsten Nachdrucke und daneben ächzt die Straße auf Bogengängen und Terrassen über die brandenden Wogen so hartnäckig empor, daß das Ganze zugleich den Eindruck der nachdrücklichsten Ausdauer macht. Du mußt aber auch wissen, lieber Leser, daß dieser hitzige Südländer viel steiler abstürzt als unser deutscher Rhein. Wir kamen das Hinterrheinthal ziemlich allmählig herangestiegen. Hinterrhein, der höchste Ort des Rheinwaldthales, von wo man zur Quelle des Rheins gelangt, liegt nur 4800 Fuß über dem Meer. Das bedingt für die lange Strecke des Rheinlaufs nur einen mäßigen Fall. Der südliche, vom Laufe der Moësa begleitete Abhang des Bernhardin dagegen stürzte auf die kurze Strecke von der Höhe bis zum Lago maggiore bereits 5888 Fuß ab, und dieser Letztere liegt dann noch 696 Fuß über dem Meere.

Auf einem ähnlichen Abhange stürzt der Ticino abwärts, nur daß der Gotthard noch um einige hundert Fuß höher ist als der Bernhardin und die Moësa eben kein Ticino. Wir Deutsche brauchen deshalb nicht eifersüchtig zu sein auf diesen stürmischen und doch ausdauernden Italiener. Bringt er doch seine Kraft vom deutschen Gotthard! — Auch vollbringt die ganz deutsche Reuß auf dem entgegengesetzten Abhange des Gotthards nichts Geringeres. Der Vierwaldstätter-See liegt zwar noch um 654 Fuß höher als der Lago maggiore (1350 F. ü. d. M.), aber der Lauf der Reuß bis zum Vierwaldstätter-See scheint mir auch kürzer als der des Ticino bis zum Lago maggiore. Jedenfalls sind Sturm, Drang und Nachdruck dort eben so gewaltig als hier. Sodann beweist uns ja auch der Rhein selbst, nach der Höhe und Tiefe der Via mala, und nachdem er seine ursprünglichen Kräfte gesammelt, durch die gewaltige That bei Schaffhausen, daß er, um zu seinem Ziele zu gelangen, im ent-

scheidenden Momente auch einer Kühnheit, Raschheit und Größe des Entschlusses fähig ist, wie sie in Europa ihres Gleichen suchen.

Vom »Dazio grande« steigt die Straße über Airolo bis zur Höhe des Gotthards noch um 3938 Fuß. Hinter Airolo kommt man durch eine zweite Felsschlucht, das schauerliche, von Lauinen häufig bedrohte Val Tremola (Trümmelnthal). Der Tremolit findet sich hier häufig in den Felsen, selbst in den Seitenmauern und in den Steinen auf der Straße. Besonders hier soll die Straße im Winter und Frühling durch Schneestürme und Lauinen gefährdet sein. Der Schnee soll sich oft an 40 Fuß anhäufen. Es wird sogar vor allem Geräusch, dem Schellen der Pferde und Sprechen, gewarnt, um die bösen Lauinen nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, und es ist wahr, daß, trotz der ziemlich geschützten Anlage der Straße, selten ein Jahr vergeht, ohne daß man von verunglückten Menschen läse. Ich muß aber gestehen, daß ich vom Val Tremola kein eigenes Bild habe. Loewe und ich schnitten hinter Airolo die Windungen der Straße vermittelst Einschlagens von Seitenwegen wiederholt ab. Dabei verirrten wir uns zuletzt in den zahlreichen Schluchten des Gotthards, so daß wir uns schließlich nur im Hinblick auf den Stand der Sonne wieder zurechtfanden. Wir kamen durch uns völlig unbekannte Thäler, mußten wiederholt Schuhe und Strümpfe ausziehen, um durch wilde Wasser zu waten, dann gings über verschneite und vergletscherte Höhen, bis wir das "Hospiz" glücklich erreichten, dessen Keller wir mit einem brennenden Durste in den Rücken und die linke Flanke fielen. So mochte General Schweikowsky die das Hospiz vertheidigenden Franzosen in Rücken und linke Flanke genommen haben. Darüber, lieber Leser, oder vielmehr über den ganzen ersten Theil des Suwarow'schen Zuges bin ich Dir jetzt Rechenschaft schuldig.

Nachdem Suwarow seine Truppen unten im Thale bei Arbedo gesammelt hatte, begann der Marsch gotthardaufwärts. Gleich rechts von Biasca führt bereits ein Pfad durch das

Blegnothal über den Luckmanier in das Vorderrheinthal im Canton Graubünden. Später vor Airolo führt ein zweiter Pfad rechts das Val Priora hinauf und dann das Medelser Thal hinab ebenfalls in's Vorderrheinthal. Aus dem Vorderrheinthale aber führen verschiedene Päſſe links hinüber in das Reußthal auf den entgegengesetzten Gotthardabhang: 1) über die Gemmeralp (6174 F. ü. d. M.) und dann das Oberalpthal abwärts nach Andermatt; 2) durch das Strimser Thal über den Krispalt und den Kreuzlipaß und dann das Maderanenthal abwärts nach Amstäg. Das sind lauter schmale, schwierige und von allen Wechselfällen der Gebirgswelt umgebene Saumpfade. Aber dadurch ließ sich der eiserne Wille des alten Suwarow nicht beirren. Man begreift die Wichtigkeit dieser Verbindungen, wodurch russische Seitendetachements in den Rücken der den Uebergang über den Gotthard wehrenden Franzosen entsendet werden konnten, um zum Siege der auf der Hauptstraße vordringenden Hauptcolonne mitzuwirken. Und so sehen wir später wirklich sowohl bei Andermatt als auch bei Amstäg die Franzosen durch feindliche Seitendetachements in den Rücken genommen. Ich kann jedoch nicht dafür stehen, ob nicht eines derselben aus Oestreichern bestand, die sich bereits im Vorderrheinthale befanden. Jedenfalls war es ein mit dem Suwarow'schen Hauptmarsche combinirtes Manoeuvre. Außer diesen beiden Seitendetachements entsendete aber Suwarow kurz vor Airolo noch ein drittes durch das Soraccia- oder Canariathal, welches auf völlig ungebahnten Wegen den Franzosen bereits auf der Gotthardhöhe in den Rücken und die Flanke fiel und dadurch zum Siege der Hauptcolonne unter Suwarow über den die Höhe vertheidigenden General Lecourbe entscheidend mitwirkte. Dieses dritte Detachement befehligte General Schweikowsky. Angesichts dieser eben so einsichtsvollen als kühnen Combinationen nimmt man billig Anstand, das Urtheil des Herrn Thiers zu unterschreiben, wonach Suwarow ein jeden Combinationsgenie's entblößter Barbar gewesen. Dagegen ist es wahr, daß an die auf der Hauptstraße vordringende Hauptcolonne fast

kein anderes Commando gegeben wurde, als: Tambour! zur Bajonettattaque. Nur durch eine erstaunliche Tapferkeit und Todesverachtung war es möglich, diesen steilen Gotthard mit seinen zahlreichen Schluchten und Defilée's mit dem Bayonett zu nehmen. Und wohlverstanden, die alte Straße, welche Suwarow marschirte, war nicht die breite, bequeme neue. Ein schmaler armseliger verhinderlicher Weg, zeigt sich die alte Straße noch heute wiederholt zu Seiten der neuen. Während Lecourbe die Höhe des Passes besetzt hatte, war General Gudin mit einer Abtheilung am Südabhange des Gotthard vorgeschoben, welche sich nur unter hartnäckigen Gefechten vor der russischen Uebermacht zurückzog. An einer Stelle wurde das wohlgezielte Feuer der Franzosen so mörderisch, daß die russischen Grenadiere längere Zeit stutzten. Da ließ der alte Suwarow eine Gruft graben, legte sich hinein und erklärte, er werde sich da begraben lassen, wo „seine Kinder“ zurückwichen. Mit neuem Muthe drangen darauf die Russen vor, warfen die Franzosen nach und nach aus jeder Stellung und wurden schließlich, unterstützt durch das glückliche Eingreifen Schweikowsky's, völlig Meister des Gotthardpasses. Bei der obersten Straßenwindung erinnert die mit großen Buchstaben in den Felsen gegrabene Inschrift „Suwarow Victor“ an diese beispiellose Kriegsthat.

Nahe dem Gipfel des Passes befinden sich zwei See'n, der Stella-See, aus welchem der Ticino nach dem Lago maggiore, und der Lucendro-See, aus welchem die Reuß nach dem Vierwaldstätter-See abfließt. Die „Roduntbrücke“, auf welcher man die Reuß bald nach ihrem Ausflusse aus dem Lucendro-See überschreitet, bildet die Gränze zwischen den Cantonen Tessin und Uri.

Doch wo ist denn der eigentliche Gotthardberg und wie sieht er aus? Ja, lieber Leser, diese Frage stellten auch wir uns, nachdem wir den Paß bereits überschritten hatten. Und wir fanden bestätigt, was man vom Gotthardе gesagt hat, daß man stets von ihm höre, ohne ihn jedoch zu sehen. Er ist eben nur ein Paß und außerdem ein ganzer Gebirgsstock, aber kein einzeln

hervorragender Berg, wie die Jungfrau, der Monte-Rosa oder der Montblanc. Westlich und östlich ragen verschiedene Felsspitzen bis zur Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere hervor. Davon sind auch mehrere vom „Hospiz“ aus besteigbar. Bestiegest Du aber auch die eine oder andere, so bekämest du damit doch keine volle Einsicht in die wahre Bedeutung des Gotthard. Dazu gehörte ein noch höherer Standpunkt. Da wir aber keine Himmelsleiter haben, so bleibt uns Nichts übrig, als in uns selbst emporzusteigen, um einen völlig beherrschenden Ueberblick zu gewinnen. Dazu hat uns Göthe den Weg gezeigt. Ja, der Gotthard ist ein königliches Gebirg, so gut wie die Jungfrau, der Monte-Rosa und der Montblanc. Siehst Du denn nicht, wie einerseits die Berner Alpen, andrerseits die Kette des Montblanc, fortgesetzt durch die des Monte-Rosa, sich zu beiden Seiten der Rhone von Abend her durch Grimsel und Furca an den Gotthard herandrängen? Ebenso lehnen sich von Mitternacht her die Gebirge von Unterwalden, Schwyz und Glarus, gekettet an die von Uri, an ihn; und von Morgen ziehen die Graubündner Alpen, von Mittag die der italienischen Schweiz zu ihm herauf. Ganz in der Nähe entspringt der Vorderrhein und läuft gegen Morgen; aus dem benachbarten Rhonegletscher zwischen Grimsel und Furca quillt die Rhone und läuft durch das Wallis gegen Abend; und nimmst Du nun noch den Ticino und die Reuß hinzu, welche gegen Mittag und Mitternacht strömen, so kannst Du wahrhaft sagen, daß Du Dich auf einem Kreuzpunkte befindest, von welchem riesige Gebirge und gewaltige Ströme nach allen vier Weltgegenden auslaufen.

Vom Gotthardhospiz steigt man, dem Laufe der Reuß folgend, hinab nach Hospenthal. Dieser Ort, welcher seinen Namen von einem längst eingegangenen Hospitale trägt, liegt inmitten des grünen Urner- oder Ursern-Thals, 4566 Fuß über dem Meer. Durch dieses Hochthal setzt sich rechter Hand die Gotthardstraße nach Andermatt fort; linker Hand rückwärts führt der Weg über Realp nach der Furca, von wo ein zweiter Hauptarm der Reuß hergeströmt kömmt, welcher sich unterhalb Hos-

penthal mit dem vom Gotthard kommenden Arme vereinigt. Dieser letztere Weg war derjenige, welcher Loewe und mich zu dem mit den Freunden verabredeten Rendez-vous in's Berner Oberland bringen sollte. Da wir jedoch noch einige Zeit übrig hatten, so wollten wir doch das Reußthal bis zum Vierwaldstätter-See nicht versäumen. Das Urserntal wird vielfach wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen. Früchte bringt es eben nicht viele hervor. Bäume und Getraide gedeihen nur kärglich in dieser Höhe, wo der Winter fast acht Monate dauert und in den vier Sommermonaten nicht selten geheizt werden muß. Dasselbe ist seiner ganzen Länge nach (etwa drei Stunden) von schroffen, kahlen, zum Theil schneebedeckten Bergen eng eingeschlossen. Wahrscheinlich stand die Reuß hier früher als See, ehe es ihr gelungen war, sich einen Weg durch das Gebirg hinter Andermatt zu brechen. Jetzt aber lachen hier die saftigsten Wiesen voll Blumenschmelzes; aus dem üppigen Grün erheben auch wieder ganze Schaaren von würzigen Brändelis (nigritilla alpina) ihre braunen Doldenköpfchen. Das am nördlichen Ende dieser Matten gelegene „Andermatt“, der Hauptort des Thales, hat ohne Zweifel von ihnen seinen Namen. Das saftige Grün dieser Matten ist von um so überraschenderer Wirkung, als man in dieselben nur aus wilder Welt gelangt, sei es von der Furca her, wie Göthe, sei es vom Gotthard her, wie wir Drei jetzt, sei es vom Vierwaldstättersee aufwärts durch das Urnerloch, wie Loewe und ich ein Paar Tage später auf unserer Rückreise. Am Ueberraschendsten ist wohl der Gegensatz in dieser letzteren Richtung. Kommt man aus der schauerlichen Schöllenenschlucht über die Teufelsbrücke durch das Urnerloch, so werden diese Wiesen dem Auge zur wahren Oase.

In dieses Thal zog sich Lecourbe hinab, nachdem er die Höhe des Gotthard an Suwarow verloren hatte. Von hier das Reußthal abwärts waren verschiedene Abtheilungen seiner Division aufgestellt, auf welche er sich zurückzuziehen gedachte. Die erste Abtheilung mußte bei Andermatt stehen. Aber sieh da! bei Andermatt stehen nicht Freunde, sondern feindliche Truppen.

Die aus dem Ticinothal abgeordnete russische Seitendetachirung ist durch das Oberalpthal richtig bei Andermatt herausgekommen. Die dort befindliche französische Abtheilung hat sich das Urserntthal aufwärts nach der Furca zurückgezogen. Den Feind in der Front, den Feind auf den Fersen befindet sich Lecourbe in einer mißlichen Stellung. Zwar steht auch ihm der Rückzug nach der Furca offen; aber darf er die fernere Gotthardstraße bis zum Vierwaldstättersee ohne Weiteres Preis geben? Ein wirksames Gefecht gegen den überlegenen, beiderseits in den günstigsten Positionen befindlichen Feind ist unmöglich. Also kein Ausweg, als Rückzug nach der Furca und Preisgeben des ganzen Reußthales! Wir standen unten in den Wiesen und schauten uns rings nach einer anderen Möglichkeit um. Siehe dort auf dem linken Ufer des Flusses ragt jäh, schroff und himmelhoch die nördliche Gebirgswand des Urserntthals empor. Ist es möglich, da hinüber zu gelangen, so kann man auf der anderen Seite die Straße wieder gewinnen. Dort beschließt Lecourbe hinüberzusteigen, um den Feind, der ihm bei Andermatt die Straße abgeschnitten, seinerseits wieder zu überflügeln. Artillerie da hinüberzubringen, davon ist keine Rede. Kaum daß ein Mensch hinauf kann. Es fehlt sogar jeglicher Pfad; Nichts als jäher schroffer Fels. Des Abends läßt daher Lecourbe seine Kanonen auffahren, gibt eine donnernde Salve, daß rings das Gebirge erdröhnt, stürzt dieselben alsdann in die brausende Reuß und beginnt in aller Stille seinen Abzug über das jähe, schroffe, hohe, weg- und stegelose Gebirg. Wir schauen ihm staunend nach, die kühnen Söhne der Republik verschwinden kletternd in der Nacht. Auch das war ein großer Entschluß, eine rühmliche Kriegsthat. Und sie gelingt. Den bei Andermatt stehenden Feind überflügelnd gewinnt Lecourbe die Gotthardstraße jenseits wieder. Was machte aber die französische Abtheilung, welche sich von Andermatt nach der Furca zurückgezogen hatte? Ich erinnere mich, daß diese Frage meinen Freund Caspary lebhaft beschäftigte. Warum folgte sie nicht dem Beispiele Lecourbe's? — Daß sie nicht von Anfang an, gleich als der Feind

das Oberalpthal hinabstieg, dasselbe gethan, was jetzt Lecourbe that, begreift sich, sei es, daß sie plötzlich in dem Rücken genommen wurde, sei es, daß sie den Rücken Lecourbe's, den sie noch auf der Höhe des Gotthard glauben mußte, nicht bloßgeben wollte. Nachdem aber Lecourbe geworfen und im Thale erschienen war, war dieser letztere Grund nicht mehr maßgebend. Warum schloß sie sich also dem kühnen Ueberflügelungsmarsche Lecourbe's nicht an? Daß dieselbe sich bei der Ankunft Lecourbe's im Urserntthale bereits der Art in das Furcagebirg zurückgezogen gehabt habe, um alle Verbindung mit dem Hauptcorps zu verlieren, ist doch schwer anzunehmen. Auch liegen andere Erklärungsgründe näher: Einmal konnte Lecourbe hoffen, die Russen, nachdem er sie überflügelt, von Neuem an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten und dabei konnte eine des Feindes Rücken bedrohende Abtheilung von großem Nutzen werden. Gelang es aber nicht, den Feind an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten, so reichten doch, wie der Erfolg gelehrt hat, die Kräfte Lecourbe's vollständig aus, den Russen den Vierwaldstättersee zu sperren. Abgesehen davon führt aber auch der Paß über Furca und Grimsel weiterhin durch das Berner Oberland über den Brünig nach Unterwalden und von da an den Vierwaldstättersee, und es erscheint völlig begreiflich, daß Lecourbe diesen selbstständigen Verbindungsweg mit den Russen bei Zürich nicht frei geben wollte. Ich erinnere mich übrigens, daß Caspary durch unsere sämmtlichen Erklärungsweisen nicht recht zufriedengestellt wurde. Nachdem Suwarow in's Thal hinabgestiegen war, sah er sich auf's Neue am Urnerloch und an der Teufelsbrücke gehemmt. Die Franzosen hatten das Urnerloch, welches damals nur für Menschen und Pferde gangbar war, mit Felsblöcken ausgefüllt und gesperrt. Suwarow ließ die Hindernisse wegräumen und passirte das Urnerloch. Aber die Franzosen hatten jenseits der Teufelsbrücke, auf dem linken Reußufer eine feste Stellung genommen, und hier entbrannte der Kampf mit erneuter Erbitterung. Die alte Brücke steht noch heute da, 20 Fuß unter der neuen. Sie wird gar nicht mehr

gebraucht und ist mit Moos bewachsen. Sie ist so schmal, daß kaum drei Menschen darauf nebeneinander gehen können. Außerdem war noch der kleine Nebenbogen, welcher dieselbe mit dem rechten Reußufer verbindet, von früheren Kämpfen zwischen Franzosen und Oestreichern her, gesprengt. Damals, am 14. August 1799, hatten die Franzosen die Brücke mit glänzender Tapferkeit genommen, indem sie am rechten Reußufer emporkletterten. Jetzt wurde sie mit nicht geringerer Tapferkeit von den Russen erstürmt. Die Offiziere gaben ihre Schärpen her, um Baumstämme damit zusammenzubinden, welche über den gesprengten Nebenbogen hinübergelegt wurden. Dabei waren die Stürmenden einem mörderischen Feuer der Franzosen ausgesetzt. Aber die Brücke ward genommen.

Wir verließen nun das Urserntal ebenfalls durch das Urnerloch uud über die gleich folgende Teufelsbrücke, um dann die „Schöllenenschlucht“ abwärts zu eilen, welche sich auch unter dem Namen „Krachenthal“, zwischen hohen Granitfelsen bis Göschenen hinabsenkt, wo am Fuße eines Gletschers ein gewaltiger Felsblock liegt, der „Teufelsstein“ genannt. Man sieht, der Teufel spielt hier eine große Rolle. Die ganze Strecke von der Teufelsbrücke bis zum Teufelsstein ist aber auch von dämonischer Großartigkeit und behauptet neben dem „Dazio grande“ vollständig ihren Platz. Gleich unter der Teufelsbrücke stürzt die wilde Reuß in einem einzigen Falle an hundert Fuß tief in den Abgrund, so daß der Wasserstaub bis zur Brustwehr emporspritzt. Die neue Brücke setzt in einem einzigen Bogen von 25 Fuß Weite entschlossen über den tosenden Wasserfall. Zu beiden Seiten senkrechte Felsen. Es ist ein großartig wilder Anblick, welcher schauerlich wird, wenn durch die Schlucht noch zerrissene Nebel auf und ab wogen, aus welchen die Geister der Erschlagenen zu Dir sprechen. Das nun folgende Krachenthal ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. An der Seite der Felsen sind hin und wieder Blenden zum Schutze für den Wanderer eingehauen, an der gefährlichsten Stelle auch eine Gallerie, mit Namen und Wappen von Uri. Die Felswände dieser

Schlucht sind so eng und hoch, daß die Sonne nur bei hohem Stande hineindringt. Tief unten tobt die Reuß und erfüllt die Schlucht mit dröhnendem Krachen. Die Straße stemmt sich mit ängstlicher Anstrengung nach Hinten und mildert durch zahlreiche Windungen, von einem Ufer zum anderen überspringend, den gewaltigen Absturz. Nachdem man diese anderthalb Stunden lange Schlucht verlassen, athmet man etwas freier auf. Aber wilde Romantik begleitet Dich fortwährend. Links erhebt sich das Sustenhorn, rechts der Bristenstock, dann die Windgelle mit schneeigen Scheiteln; beiderseits münden wilde Thäler; die Reuß bildet fortwährend tosende Wasserfälle. In einzelnen Schluchten zeigt sich hartnäckiger Lauinenschnee. Das Thal ist von merkwürdigen Felsblöcken angefüllt, auf welchen sich häufig noch Tannen erhalten, welche ihnen in den Abgrund gefolgt sind, und sie mit ihren Wurzeln fest umschlungen halten. Man überschreitet wiederholt die Reuß. Eine Brücke führt den Namen: „am Pfaffensprung“. Ein Mönch soll hier mit einer Dirne im Arm in einem Satze über den Fluß gesprungen sein; zu welchem Zwecke, ist mir unbekannt. Die eigentliche Gotthardstraße endet bei Amstäg. Dort mündet rechter Hand, am Einfluß des Kärstelenbachs in die Reuß, das Maderanenthal. Hinter Amstäg scheint der schroffe Gebirgsstock der Windgelle das Thal zu schließen. Bei Amstäg, das Maderanenthal abwärts, kam die dritte der im Ticinothal von Suwarow abgeordneten Seitendetachirungen heraus, und der brave Lecourbe sah sich, nachdem er, bei Andermatt gehemmt, den Feind durch seinen kühnen Nachtmarsch überflügelt hatte, auf's Neue selbst überflügelt. Da galt kein Besinnen; der Feind mußte aus Amstäg hinausgeworfen werden. Zwei Angriffe werden zurückgeschlagen. Da ergreift Lecourbe selbst eine Muskete und führt persönlich vorauf, zur dritten Bajonettattaque. Amstäg wird im Sturm genommen und der Feind in das steile Maderanenthal wieder hinaufgedrängt, woher er gekommen. So hielt sich Lecourbe die Straße bis zum Vierwaldstättersee frei, bis zu welchem er dann vor der Suwarow'schen Hauptcolonne zurückwich. Wie

er dort die Defilées am Urnersee besetzte, wie er dadurch den alten Suwarow zur Uebersteigung des Kinzigkulms nöthigte, wie er ihn auf diesem schwierigen Marsche durch ein Detachement fortwährend beunruhigen ließ, während er selbst über Brunnen zu Massena stieß; wie Suwarow, im Muottathal angelangt, die Nachricht von der bereits bei Zürich erfolgten Niederlage Korsakow's erhielt und dann seinen denkwürdigen Rückzug über den Pragel in das Linth- und von da über den Panixer Paß in's Rheinthal bewerkstelligte, Dies habe ich bereits oben im achten Kapitel näher auseinandergesetzt.

Der Canton Uri, welcher sich nun noch bis zum Vierwaldstätter-See fortsetzt, zählt auf 19,85 Quadratmeilen 14,500 katholische Einwohner. Die Zahl der Protestanten ist nicht der Rede werth. Er ist der ärmste und am Wenigsten bevölkerte der ganzen Schweiz. Daran erinnern Dich die zahlreichen armen Kinder, welche Dich auf dem nördlichen Gotthardabhange mehr als irgendwo um ein Almosen anreden. Sie thun übrigens auch gern Etwas, um Deine milde Gabe zu verdienen. Die Einen bieten Dir Früchte oder Bergkrystalle an. Andere schlagen das Rad oder stellen sich auf den Kopf und betteln Dich zappelnd mit den Füßen an. Die zu beiden Seiten der Reuß aufsteigenden hohen Gebirge lassen deren Anwohnern wenig bestellbares Land. Aber es ist ein abgehärteter, kräftiger Menschenschlag. Bald sollst Du daran erinnert werden, daß von diesem Boden der erste Anstoß zur Befreiung der Schweiz ausgegangen. Bald hinter Amstäg, kurz vor Silinen, erheben sich rechter Hand auf einer Anhöhe Mauertrümmer, welche für Ueberreste der Geßler-schen Burg Zwing-Uri ausgegeben werden. Weiterhin, links auf dem entgegengesetzten Reußufer, zeigt sich der Kirchthurm von Attinghausen, nebst Trümmern einer Burg gleichen Namens, in welcher 1307 Freiherr Werner von Attinghausen, der vorletzte seines Stammes, starb. Walther Fürst, der dritte der drei Männer im Rütlibunde, war ebenfalls aus Attinghausen. Dann überschreiten wir den rechts aus dem Schächenthal hervorströmenden Schächenbach. Am Eingange dieses Thales zeigt

sich, anmuthig auf einem Hügel liegend, Bürglen, der Geburtsort Tell's. Die Bewohner dieses Thales gelten noch heute als der stattlichste Menschenschlag der ganzen Schweiz. Gleich nach Ueberschreitung des Schächenbachs gelangen wir nach Altorf, dem Hauptorte des Cantons Uri, in einem obstreichen Thale gelegen. An der Stelle, wo der kühne Schütze gezielt haben soll, erhebt sich ein Brunnen, darauf Tell's Standbild mit Armbrust und dem Knaben, welcher den durchschossenen Apfel in der Hand hält. Hundert Schritte davon, wo bis 1567 die Linde gestanden haben soll, an welcher der Knabe den Pfeil seines Vaters erwartete, steht ein anderer Brunnen mit dem Standbilde irgend eines Dorfvogts, der ein Banner mit dem Cantons- und Ortswappen trägt.

Der Canton Uri, wie mehrere andere kleinere Cantone, hat keine Volksvertretung. Daselbst herrscht die Landsgemeinde, d. h. die Gesammtheit sämmtlicher männlichen Einwohner des Cantons, welche das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben, die Geistlichkeit ausgenommen. Der Einfluß dieser letzteren ist durch Kanzel und Beichtstuhl gesichert. Am ersten Sonntag im Monat Mai versammelt sich das souveraine Volk auf der großen Wiese bei der Schächenbrücke, rechts an der Straße, unter freiem Himmel, um die Angelegenheiten der kleinen Republik zu berathen. Die Würdenträger des Cantons zu Pferde, an der Spitze der Landammann, begeben sich, unter Vortritt einer kleinen Abtheilung Miliz mit Musik, vornauf das Cantonalbanner und die berühmten Hörner des Stiers von Uri, getragen von Männern in gelb und schwarzem Gewande, in feierlichem Zuge auf den gedachten Landsgemeindeplatz. Von einem halbrunden Gerüste, welches zu diesem Behufe besonders errichtet wird, werden die Gegenstände der Berathung der versammelten Menge verkündet. Nachdem einzelne Redner aufgetreten, beginnt die Abstimmung durch Aufheben der Hände. Zum Schluß legt der Landammann nebst den anderen Beamteten die ihnen übertragene Gewalt nieder und es wird zur Wahl neuer Vorstände geschritten.

Brächte man ein so urdemokratisches Verfahren anderwärts auch nur für den beschränkten Kreis der Angelegenheiten der kleinsten Gemeinde in Vorschlag, so würde man einen Urzeter hervorrufen und sich der Beschuldigung aussetzen, der Anarchie Thor und Thüre zu öffnen. Und doch geht Das in der Schweiz in der schönsten Ordnung und ohne alle Anarchie vor sich. Familie und Eigenthum erleiden dabei nicht den mindesten Schaden. Gesteht ja doch selbst Waldheim (Herr v. Radowitz) in den „neuen Gesprächen aus der Gegenwart" zu, daß „mehr als eine der kleinen Demokratieen der Schweiz **hohe Freiheit** bei **vieler Ordnung** gewährte." Herr v. Radowitz spricht in der Vergangenheit, wohl nur aus Schonung für die Antipathieen von Freunden, deren Sympathieen er hart genug durch das völlige Verlorengeben der „altständischen Monarchie" berührt hat. Ich kann aber aus eigener Anschauung ergänzen, daß diese Demokratieen der Schweiz nicht nur hohe Freiheit bei vieler Ordnung gewährten, sondern noch heute gewähren. Zum Ueberfluß kann ich auch hinzufügen, daß „die öffentliche Moral" daneben durchaus nicht „aufhört". Man sieht, Herr v. Radowitz war in seinen Einsichten Nichts weniger als beschränkt. Was würdest Du aber dazu sagen, Du urdemokratischer Landammann von Uri, der Du Nichts zu thun hast, als den Willen des souverainen Volkes unbedingt zu vollstrecken, und nach Jahresfrist als einfacher Bürger in den Schooß Deiner Mitbürger zurückzutreten, was würdest Du dazu sagen, wenn Du wüßtest, daß Herr v. Radowitz Dir durch seinen katholisch-constitutionellen Themar, der in diesem Punkte wohl des Verfassers eigene Ansicht ausspricht, sogar das Recht „von Gottes Gnaden" vindiciren läßt, ebensogut wie irgend einem unbeschränkten Könige oder Kaiser der Welt? — „Die republikanischen Obrigkeiten zu Venedig und Amsterdam oder jetzt noch in Schwytz und Unterwalden" — so läßt sich Themar vernehmen — „regieren ganz eben so von Gottes Gnaden, als wenn sie erbliche Könige wären. Und eben so die Regenten in den mannichfachen Zwischenformen von der absoluten Monarchie bis zur

absoluten Demokratie." "Gottes Weltregierung" kann sich nach ihm der verschiedensten "irdischen Mittel" bedienen, um die Obrigkeit zu berufen. Das ist auch bis auf den heutigen Tag so ziemlich die Politik der katholischen Kirche in irdischen Dingen. — Insofern ist aber Alles, was geschieht, schon dadurch, daß Gott es geschehen läßt, "von Gottes Gnaden," auch die gelungene Revolution. Kurz! entweder ist Alles von Gottes Gnaden oder Nichts. Sagen wir lieber: Alles, oder übersetzen wir den Satz aus dem Monotheistischen in's Hegel'sche: "Was ist, das ist vernünftig!" Da sind wir ja wieder vollends Eins mit unseren Gegnern. Nur komme uns nicht gleich die blinde Erhaltungswuth mit dem plumpen Nachsatz über den Hals: "Bei'm Alten laßt's auch künftig!" Das Morgen hat eben so gut seine Vernunft wie das Heute, was wird, ist eben so vernünftig, als was ist. Ja das Werden steht über dem Seyn, das Werden ist Quell des Lebens, das Seyn nur Durchgang, das Seyn ist vergänglich, das Werden ist ewig. Was sich dem Gesetze des Werdens entzieht, Das ist todt, das laßt uns begraben. —

Es gibt einzelne Worte, welche mir Soviel gelten wie ein ganzes Gedicht. "Der Dom zu Köln am Rhein" ist mir an und für sich eine Romanze oder Legende. Eben so ist mir der bloße Name des "Vierwaldstätter-Sees" ein Heldenepos. Auch etwas Altfrommes zieht hindurch. Der Vierwaldstätter-See hat seinen Namen von den vier Waldcantonen Uri, Unterwalden, Luzern und Schwyz, welche denselben umschließen. Er hat fast die Gestalt eines Hochkreuzes; den Kopf bildet die Bucht von Luzern, den nördlichen Arm der Busen von Küßnacht, den südlichen der Alpnacher See, den Fuß der Buochser und Urner See. Die Länge des Sees von Fluelen bis Luzern beträgt an acht Stunden, die Breite meist nur eine Stunde, an einigen Punkten jedoch viel weniger. Die Länge des die Kreuzform bildenden Querarms von Küßnacht bis Alpnach mag vier Stunden betragen. Die hohen, schroffen, theils bewaldeten, theils kräftignackten Berge, welche seine Ufer umragen und aus denen sich hin und wieder klare Schneegipfel gen Himmel erheben, machen den Eindruck des

Ernstes und der Reinigkeit; und die Anmuth der freundlichen Ortschaften, Matten und Obstgärten, welche sich in deren schützender Hut im blauen See spiegeln, ist von doppeltem Reize. Besonders anmuthig sind die Süd- und Südwestabhänge des Rigi, vor Allem die sauberen Ortschaften Gersau und Wäggis inmitten von Gärten, Obst- und Kastanienpflanzungen. Bei Wäggis gedeihen sogar Mandeln und Feigen.

Den Rigi aufwärts folgen dann Wälder und auf dem Gipfel grüne Matten. Gegenüber ragen ernst und kahl die zerrissenen Scheitel des Pilatus empor. Eine Mönchsfabel erzählt, der Landpfleger Pontius Pilatus, durch Tiberius nach Gallien verbannt, habe, von Gewissensbissen verfolgt, sich in einen auf dem Gipfel des Berges befindlichen See gestürzt. Ihm wurden alle Stürme, die über den Vierwaldstätter-See tobten, zugemessen, so daß es Jahrhunderte hindurch bei Strafe verboten war, sich jenem See auf dem Berge zu nahen, um nicht den bösen Geist des Mannes, der über den Heiland den Stab brach, zu wecken. „Dieser Pfütz (sagt Merian, 1642) liegt von Natur an einem stillen Ort, ist tief, mit finsterem Wald umgeben und mit Holtz umbschränket, damit denselben Niemand erzörne; ist grausam anzusehen, schwarz von Farb, allezeit still und bleibt vom Winde unbeweglich.“ Noch heute spielt der Pilatus eine große Rolle als Wetterprophet. Ein alter Spruch sagt:

«Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut;
Trägt er aber einen Degen, so gibt's wohl sicher Regen.»

Ist sein Gipfel Morgens ganz frei, dagegen seine Hüfte von Nebeln umgürtet, so ist selten auf beständiges Wetter zu rechnen. Die durch ihre Schwere herabgedrückten Nebel erheben sich später und fallen als Regen herunter. Ist er aber ein »pileatus«, ein bloßer Hutträger — Andere leiten hiervon seinen Namen ab — so darf ein heiterer Tag erwartet werden.

Bald nach der Abfahrt von Fluelen hat man einen großartigen Rückblick auf die schneebedeckte Pyramide des 9900 Fuß hohen Bristenstocks im Rahmen dunkler, vor ihm zusammenstoßender Vorberge, an deren belaubten Ausläufern sich Fluelen

freundlich um seine Kirche drängt. Den Vordergrund bildet der tiefblaue See. Bei der Weiterfahrt rings Klippen und fast senkrechte Felswände. Durch hin und wieder sich öffnende Schluchten blicken steile, schneebedeckte, halb in Wolken gehüllte Berggipfel auf den dunkeln See herab. Links öffnet sich das Isenthal, begrenzt von den schneeigen Hörnern des 9450 Fuß hohen Urirothstocks. Natur und Geschichte stimmen die Seele zum Ernst. Sieh da gegenüber dem Isenthal, an dem klippigen Abhange des Axenberges, zwischen Bäumen versteckt, doch nach dem See zu ganz offen und von dessen Fluten fast bespült, eine kleine Kapelle. Das ist Tell's Platte.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der Barke gesprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche Messen ihm singen!
Nein! des Mannes Gestalt, siehst Du, wie herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt.

Uhland.

Von hier eilte Tell über die Berge nach der hohlen Gasse, eine halbe Stunde vor Küßnacht, wo sein Geschoß den Vogt ereilte, welcher sich nach seiner dort gelegenen Burg begeben wollte, deren Trümmer man Dir noch heute, 15 Minuten von Küßnacht, zeigt.

Weiterhin, kurz bevor der Urner See zwischen Brunnen und Treib aus seiner nördlichen Richtung plötzlich westwärts in den Buochser See einbiegt, zeigt sich linker Hand, 640 Fuß über dem See, vom Seelisberge überragt, eine kleine grüne Matte, schön von Bäumen umlaubt, aus welchen einige saubere Häuschen hervorblicken. Diese heimliche Matte ist das „Rütli“ oder „Grütli“. Hier schlossen, „als Demuth weint und Hochmuth lacht,“ in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. 1307, die drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden, Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal, und mit ihnen 30 An-

dere jenen Bund, zufolge dessen, kaum zwei Monate später, die östreichischen Vögte vertrieben und ihre Burgen geschleift waren, nachdem die durch Geßler gegen Tell verübte Grausamkeit den ersten Anstoß zum Ausbruch des Kampfes gegeben hatte. Merkwürdig ist übrigens, wie die drei Männer vom Rütli in der Empfindung des Volks vor der Gestalt Tell's zurücktreten. Man findet häufig Abbildungen des Rütlischwures in den Stuben und auf den Schildern der Wirthshäuser. Das Volk sagt aber oft, statt die drei Männer vom Rütli, „die dri Telle.“

Nachdem wir zwischen Treib und Brunnen um die Ecke gebogen, befinden wir uns im Buochser See, so genannt von dem auf dessen linkem Ufer gelegenen, von dem Buochser- und Stanzerhorn überragten Dorfe Buochs. Rechts erheben sich schroff die beiden Gipfel der Mythen, an deren Fuß, eine Stunde landeinwärts, Schwyz liegt. Dann geht's vorbei zwischen den freundlichen Orten Gersau und Beckenried; ersteres liegt rechter Hand auf Schwyzer, letzteres linker Hand auf Unterwaldener Ufer. Der Buochser See verengt sich wieder gegen die beiden Felsnasen hin, welche von beiden Seiten vorspringend, ihn zu schließen scheinen. Zwischen ihnen durch steuern wir der Kreuzform zu. Befindest Du Dich auf dem Kreuze, so blitzt links der Alpnacher, rechts der Küßnachter See weithin hell auf, ja in der Ferne östlich wird Küßnacht sichtbar. Dann tritt im Halbkreis um die grüne, baumreiche Bucht, welche den Kopf des Kreuzes bildet, das stattliche Luzern mit Mauern und Thürmen hervor, auf welches aus der Nähe der freundliche Rigi und ernste Pilatus, und von Weiterher die Schwyzer und Engelberger Alpen mit schneeigen Häuptern herabschauen.

Gleich wo die Reuß durch die Stadt ihren Ausfluß aus dem See nimmt, steigt aus ihr ein alter malerischer Thurm auf, welcher einst als Leuchtthurm (lucerna) gedient und der Stadt ihren Namen gegeben haben soll. Aber, statt eines Leuchtthurms der Freiheit, war sie unter den Händen der Pfaffen zur Sakristei des Sonderbundes geworden, welchem General Dufour sie nur mittelst Gewalt im Namen der Eidgenossenschaft zu entreißen

vermochte. Ha! wie die Nachricht von Deiner Einnahme damals durch das ahnungsvolle Europa bebte! Wer hätte damals gedacht, daß in Folge dieser Freudenbotschaft eine Reihe von Entwickelungen eintreten würde, in Folge deren ich nach drei Jahren als Flüchtling vor Dir stehen würde? Doch es war gut so, es ist noch heute Alles gut; die Welt marschirt doch, und

»Omne solum forti patria«.

Die Schweizer haben sich in dem Sonderbundskriege trotz der ansehnlichen Truppenmassen, welche sie auf die Beine gebracht hatten, doch nicht absonderlich weh gethan. Waren es doch Söhne derselben Schweiz, welche sich feindlich gegenüberstanden! Der alte eidgenössische Geist ist doch noch stark, und ich habe aus dem Munde verschiedener Leute aus dem Volke, welche den Sonderbundskrieg, sei es Hüben, sei es Drüben, mitgefochten, die Ueberzeugung geschöpft, daß der Fanatismus keineswegs so stark war, als die Klerisei es hätte wünschen mögen. Dagegen könnte man sich bedeutend verrechnen, wenn man daraus auf eine ähnliche Humanität gegenüber dem auswärtigen Feinde, der die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte, schließen wollte. – In Luzern wie in den übrigen Sonderbundscantonen ist, mit Ausnahme von Freiburg, die Mehrheit jetzt für die neue Ordnung der Dinge, und die geschlagenen Wunden heilen sich allmählig aus.

Wohl haben wir den Rigi von Luzern aus besucht. Aber das Wetter hatte sich zum Schlimmen gewendet, und obwohl wir auf der Höhe übernachteten, um auch den anderen Tag unser Glück noch zu versuchen, so erhaschten wir doch keinen hellen Augenblick. Ein riesiges Gewimmel von Bergspitzen mit dunklen und schneeigen Scheiteln tauchte aus wogenden Nebeln hervor, die auch von Zeit zu Zeit tief Unten Wälder, See'n, Hügel, Flüsse, Städte und Dörfer hervortreten ließen. Auch ein solches Schauspiel ist nicht ohne Reiz, besonders für mystische Naturen. Aber uns verlangte nach Klarheit und dazu kam es nicht. Doch leuchtete uns ein, um Wieviel diese Ansicht aus dem Herzen der Gebirgswelt, inmitten eines Umkreises von 80

Stunden, mit dreizehn See'n und so viel Thälern und Städten, jene vom „Uetli" bei Zürich, den man auch den kleinen Rigi genannt hat, an Großartigkeit übertreffen müsse. — Dagegen entschädigten wir uns durch einen anmuthigen Spaziergang in's Unterwaldener Ländchen. Von Luzern begaben wir uns auf der Westseite des See's nach Winkel. Wir waren in lebhaftem Gespräche begriffen, so daß wir kaum hörten, daß in der Nähe Schießübungen mit grobem Geschütze Statt hatten. An eine Gefahr war auch gar nicht zu denken, da wir auf breiter offener Straße gingen. Auf derselben kamen und gingen auch Andere und Nichts mahnte zur Vorsicht. Da sauste es auf einmal pfeifend an unseren Ohren vorbei; Caspary stand plötzlich still und sagte rasch: Das war eine Kanonenkugel. Linker Hand von der Straße erblickten wir dann eine Scheibe, neben welcher es hoch aufstäubte, und als wir unsere Blicke nach der entgegengesetzten Richtung rechts von der Straße richteten, erblickten wir wirklich einen Trupp Mannschaften, die ruhig über die Straße hin ihre Artillerieschießübungen abhielten, ohne Posten oder auch nur ein Zeichen der Warnung ausgestellt zu haben. Die Unerschrockenheit, mit welcher in der Schweiz selbst Kinder Gewehre handhaben und losschießen, hat mir immer einen guten Eindruck gemacht. Aber Das muß ich sagen, diese Sorglosigkeit war mir doch etwas zu naiv. — Von Winkel setzten wir in einem Ruderboote über den Alpnacher See hinüber nach Stanzstad, den Hafen des ein Stündchen landeinwärts gelegenen Stanz. Der Canton Unterwalden zerfällt in zwei Hälften, Nidwalden und Obwalden. Stanz ist der Hauptort von Nidwalden, Sarnen der Hauptort von Obwalden. Der Spaziergang von Stanzstad nach Stanz führt durch eine lange Nußbaumallee zwischen Wiesen, Obstbäumen, Wald und Gebirge. Rechts und links von der Straße zeigen sich saubere Häuschen mit ihrem Anwesen. Es ist ein wahrer Obstgarten. Was aber diesmal vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, das waren die auffallend hübschen Mädchen, welche uns begegneten, Eine hübscher als die Andere, Kleine wie Große, von Gestalt wie von Gesicht;

so daß wir Einer nach dem Anderen ausriefen: Nein! Das muß ich sagen! — Die Unterwaldnerinnen wissen, zu kleidsamem Kostüm, ihrem Haar eine besondere Zier durch weiße und rothe Tücher zu verleihen, welche sie, ebenfalls zum Zopfe gedreht, in den Haarzopf hineinwinden. Dieser letztere wird dann als Nestchen über dem Hinterhaupte zusammengeringelt. Wenn ich nicht irre, so sind es vorzugsweise die Nidwalderinnen, welche Weiß, die Obwalderinnen, welche Roth tragen. Ist das Haar von einem Pfeile durchbohrt, so ist Das ein Zeichen, daß der Schütze getroffen hat; die Jungfrau ist bereits zur Frau geworden. Doch bin ich meiner Sache nicht mehr ganz sicher. Es könnte auch umgekehrt sein, so daß der Pfeil andeutete, das Herz stehe noch offen für die Geschosse des Liebesgottes. Kurz und gut, im Canton Unterwalden sind die Mädchen auffallend schön, die eingewundenen Tücher machen das Haar reicher und stehen sehr gut, besonders Roth auf Schwarz und Weiß auf Blond. — In Stanz gibt's vielfache geschichtliche Erinnerungen aus älterer und neuerer Zeit. Auf dem Brunnen am Markte erhebt sich das Standbild Arnold Struthans von Winkelried, welcher im Jahre 1386 bei Sempach der Freiheit eine Gasse durch die öftreichischen Speere brach. Er war hier geboren und man zeigt Dir noch heute sein Wohnhaus. Im Rathhause von Stanz saßen 1477, nach dem glücklich geendigten Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund, die Eidgenossen und waren im Begriff, uneins über die Theilung der Beute, die Aufnahme von Solothurn und Freiburg und einige andere Angelegenheiten, auseinander zu gehen. Da erschien Nicolas von der Flüe, so genannt von einer „Flüe“ (Felswand) am Sarner See, wo er bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre gewohnt hatte, um sich alsdann als Einsiedler an den „Ranft“, einen Bergrand gegenüber Sarnen, zurückzuziehen, wo Dir dessen Einsiedelei noch heute gezeigt wird. „Da kam also der Bruder Klaus, ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann; aber nur Knochen wurden von der kastanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in

zwei Spitzen mäßig herabhangender dünner Bart; seines Blickes außerordentliche Klarheit, der Ausdruck von Liebe und Ernst in Allem; sein einfacher braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und baarfuß wie immer. Als der Mann fröhlich in der Kraft seines Gottes in die Versammlung trat, und nach seiner Art mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich.“ So Johannes von Müller. Und seinen schlichten eindringlichen Worten, in welchen er zur Einigkeit ermahnte, gelang es wie durch Zauber, die Hadernden zur Einigkeit zurückzuführen, oder — wie die Chronik sagt — „Und Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in einer Stund Alles verglichen ward.“ Nach seinem Tode wurde er selig gesprochen und dessen Andenken lebt fort und fort im Volke; es gibt kaum eine Hütte in den Waldcantonen, die nicht das Bild des Bruders Claus besäße. In der Kirche seines Heimathsorts Saxeln am Sarner See werden die Gebeine des Heiligen, mit kostbaren Gewändern, Gold und Edelsteinen geschmückt, aufbewahrt. Zu Solothurn aber, dessen Aufnahme in die Eidgenossenschaft sich an diesen Auftritt knüpft, sah ich später im dortigen Zeughause die streitenden Eidgenossen im Rathhause zu Stanz, in alten Kostümen, den Bruder Claus baarhaupt und baarfuß in brauner Kutte mit hocherhobenem Arme, Alle in Lebensgröße recht kräftig in einer Gruppe von Holzfiguren dargestellt. — Aber auch erst vor Kurzem haben die Stanzer bewiesen, welche Einmüthigkeit sie dem auswärtigen Feinde entgegen zu setzen wissen, sollte er selbst im Namen der Freiheit erscheinen, wie 1798 die Franzosen. Man muß es den Schweizern aber auch lassen, daß sie sich auf eine dauerhafte Freiheit besser verstehen, als die Franzosen; trotz manchen alten Unfugs, den die erste französische Revolution aus der Schweiz mit stählernem Besen hinausgefegt hat. Als 1798 die verschiedenen Schweizercantone aufgefordert wurden, der von den Franzosen neu gegründeten helvetischen Republik den Eid der Treue zu leisten, verweigerte unter Anderen auch Unterwalden seine Zustimmung.

Der französische General Schauenburg rückte nun mit 16000 Mann am 3. Sept. 1798 von Luzern aus heran und versuchte unter dem Schutze seiner am Fuß des Pilatus aufgepflanzten Kanonen eine Landung zu Stanzstad. Die Unterwaldener aber wußten während 5 Tagen alle Landungsversuche zu vereiteln. Die Franzosen drangen nun zu Land über Alpnach ein, nahmen nach einem hartnäckigen Widerstand die Verschanzungen, landeten darauf mit einer größeren Truppenmacht und rückten nach Stanz vor, wo ein blutiges Gemetzel Statt hatte, 16000 gegen 2000, unter diesen Letzteren eine Menge Weiber und Kinder, Alle mit dem Muth der Verzweiflung fechtend, angefeuert von dem Kapuziner Paul Styger, welcher dem Volke die neue Constitution als ein Werk des Teufels geschildert hatte. Ganze Familien wurden getödtet. Achtzehn junge Weiber fand man neben ihren Männern, Vätern und Brüdern todt an der Winkelriedskapelle. Sechshundert Häuser in der näheren und ferneren Umgebung von Stanz wurden niedergebrannt. Stanz selbst entging diesem Schicksale nur durch die Verwendung eines französischen Brigadechefs. Eine Tafel auf dem Kirchhofe von Stanz erinnert an dieses Blutbad. Es waren auf Seite der Schweizer 386 Menschen, darunter 102 Weiber und 25 Kinder geblieben. Der Verlust der Franzosen ist nie genau bekannt geworden, soll aber 3 bis 4000 Mann betragen haben. Aus der Schweiz, aus Deutschland, selbst aus England flossen den Unglücklichen, die Haus, Hof und Herd verloren hatten, reichliche Beiträge zu. Der edle Pestalozzi nahm sich der verwaisten Kinder an, deren er 80 von jedem Alter um sich sammelte und mit eigener Hand pflegte wie ein Vater. — Ich sah mir die hübschen Mädchen, aus welchen solche Weiber und Mütter werden, mit verdoppeltem Interesse an.

Nach Luzern zurückgekehrt sahen wir noch den dortigen „Löwen“, welchen General Pfyffer zum Gedächtniß der am 10. August 1792 zu Paris bei Vertheidigung des königlichen Schlosses gebliebenen Offiziere und Soldaten der französischen Schweizergarde errichten ließ. Ein sterbender Löwe, 28½ Fuß

lang, 18 Fuß hoch, von einem Pfeil durchbohrt, mit einer Tatze noch die bourbonische Lilie schützend, ist in eine natürliche hohe Sandsteinwand, nach einem Modell von Thorwaldsen, eingemeißelt. Der Felsen ist malerisch von Epheu und anderen Schlingpflanzen umrankt. Von der Höhe rinnt melancholisch ein Wasserfall herab und bildet unten ein Becken, welches von Ahorn und Tannen umtrauert wird. Das Ganze ist von edler Einfachheit und tiefer Wirkung. Wofür starbt Ihr denn, Ihr tapferen Schweizer? Für Euer Vaterland? Nein! für einen fremden König, der eben der Befreiung von einer selbstbeschworenen Verfassung durch das Ausland entgegensah. Weit entfernt sei es von mir, Euch mit Arnold von Winkelried und den Seinen auf eine Linie zu stellen. Ja Ihr starbt nicht einmal als Märtyrer für Ludwig den Sechszehnten. Der hatte sich ja schon sammt Dauphin und Königin in die gesetzgebende Versammlung gerettet, leider vergessend, Euch den Befehl zu hinterlassen, daß Ihr für die steinernen Mauern der Tuilerieen Euer rothes Blut nicht zu verspritzen hättet. So starbt Ihr also als Märtyrer ohne Sache? — Doch nicht ganz. Ihr starbt für Euer Wort, was Ihr dem Dienste des französischen Königthumes um wenige Kreuzer täglich verpfändet hattet. So stirbt man in der Tiefe für Dasjenige, womit man auf den Höhen des Lebens, wie mit einer werthlosen Schaumünze, ein freches Spiel treibt. Wir saßen lange im Schatten einer Tanne, betrachteten das schöne Denkmal und konnten uns der Trauer nicht erwehren.

Eilftes Kapitel.

Von Luzern zurück nach Andermatt. Ueber Furca und Grimsel ins Berner Oberland. Der Rhonegletscher. Das Grimselhospiz. Die Sage von der Handeck. Die Schwaben in Bönigen. Naivität und Bewußtsein. Das Kanderthal und das Schneedreieck der Altels. Am Oeschinensee. Maler Ulrich aus Zürich. Ueber die Gemmi. Alpenflora. Aussicht auf die Poeninischen Alpen. Hinab nach den Leuker Bädern. Das Dalathal, die Leitern und das Torrenthorn.

In Luzern trennten wir uns von Caspary, den ich seitdem nicht wiedergesehen habe. Er begab sich nach Zürich und kehrte später nach Deutschland zurück. Er war ein überaus thätiger, rühriger Mensch. Doch wollte es ihm nicht gelingen, sich eine neue Existenz im Auslande zu gründen. Er war „vom Leder" und für die „vom Leder" und „von der Feder" boten sich die geringsten Aussichten. Jetzt mögen die „vom Leder" wohl in ganz Europa etwas im Preise gestiegen sein. Bleib Du aber jetzt ganz ruhig in Deinem Braunkohlenbergwerke. Denn Unsereiner hat wohl noch etwas mehr Ursache zur Neutralität als die preußische Regierung.

Loewe und ich dagegen kehrten nun zurück, woher wir gekommen waren, und schlugen uns dann reußaufwärts über Furca und Grimsel in's Berner Oberland. Der Furcapaß (7795 Fuß über dem Meere) hat seinen Namen von zwei Hörnern, zwischen denen er, wie zwischen den Zinken einer Gabel, liegt. Er bildet die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Wallis. Der Bergkamm ist scharf abgeschnitten und ohne Fläche. Das Hinabsteigen beginnt unmittelbar nach dem letzten Schritte des Hinaufsteigens. Wir fanden ihn keineswegs so beschwerlich, als wir ihn nach der Beschreibung Göthe's erwartet hatten, welcher freilich im November hinüberging, während wir uns erst dem Ende Juli's näherten. Dennoch fanden wir noch reichlich Schnee oben, aber gegen unsere Wanderung über die Glattalp war's ein wahrer Spaziergang. Wir gingen ohne Führer hinüber. Ueberhaupt hatten wir seit der Glattalp keinen Führer

mehr nöthig. Vermittelst der neuen Keller'schen Karte und der Beachtung eines besonderen Umstandes fanden wir uns ganz gut allein zurecht. Dieser Umstand ist zwar nicht sehr ästhetisch, aber ein sprechender Wegweiser. Er besteht in den Beweisen richtig vollbrachter Thierverdauung. Rühren diese von Kühen her, so bist Du wahrscheinlich im Begriffe, Dich auf irgend eine entlegene Alp zu verirren. Weisen sie dagegen in mehr gebundener Rede auf Maulthiere hin und zwar nicht vereinzelt, sondern in fortlaufender Strophe, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß Du Dich auf dem richtigen Touristenwege befindest. Die Aussicht von der Furca ist nicht malerisch, ja im Verhältniß zur Höhe des Passes nicht einmal bedeutend. Die nächsten Umgebungen bieten ein weites Bild der Oede, bis man durch den Rhonegletscher und die Maienwand überrascht wird. Man hat diese ungeheuere Gletschermasse wohl mit einem riesigen Epaulett verglichen, was von der Bergschulter in's Thal hinabfalle, und die Form entspricht ziemlich dieser Auffassung. Ich sehe ihn aber lieber als Wasserfall, der im Augenblicke des Absturzes plötzlich, sammt den wild aufspritzenden Fluthen, durch Frost gefesselt worden wäre. Nur der junge Rhodanus hat sich dieser Fessel entzogen. Ein stattlicher, grau gefärbter Bach strömt er aus einem Eisgewölbe am Fuße des Gletschers hervor. Von den vier Hauptflüssen, die von dem Mittelpunkte des Gotthard ausströmen, hatten wir nun bereits die Thäler von dreien besucht, das Rhein-, das Ticino- und das Reußthal. Jetzt standen wir auch an der äußersten Nordspitze des vierten, dessen ferneren Verlauf wir später mit den Freunden sehen sollten. Westlich vom Rhonegletscher, dicht neben der frostigschimmernden Eismasse erhebt sich, geschützt gegen die Nordwinde, die steile Maienwand mit frischester Vegetation und wie besä't von Alpenrosen. Durch diesen Garten in der Wildniß steigt man hinauf zum Grimselpaß, der Gränze der Cantone Wallis und Bern, 6684 Fuß ü. d. M. — Von da gelangt man dann, an der Nordseite des kleinen Todtensees vorbei, hinab zu dem öden, 776 Fuß unter dem Passe gelegenen Bergkessel des Grimselgrundes. Daraus schaut, umragt

von kahlen Felsen, in deren Vertiefungen ewiger Schnee aufgehäuft ist, vom Ufer eines kleinen finsteren See's her das gastliche Grimselhospiz, ein wahrer Trost für den ermüdeten Wanderer. Bei dem dort hausenden Peter Zybach nebst seiner rüstigen Familie war man wirklich in jeder Hinsicht vortrefflich aufgehoben. Darüber war nur eine Stimme. Zudem war Peter Zybach nicht nur ein grundgescheidter, sondern auch ein sehr unterrichteter Mann, der eine Menge von Kenntnissen besaß, welche die meisten Fremden hinter seinem schlichten Aeußeren wohl kaum suchten. Derselbe hatte einen vortrefflichen Erwerb da oben und erfreute sich des besten Rufes in In- und Ausland. Wer hätte gedacht, daß Habsucht diesen Mann verleiten könne, die eigene Wohnung in Brand zu stecken, um sie darnach von der Gemeinde Oberhasli, der Eigenthümerinn, zu günstigeren Bedingungen zu erhalten, als bisher. Sicher war dabei auch der Ehrgeiz mit im Spiel, der ganzen Einrichtung noch einen großartigeren Anstrich zu geben. Von allem Uebrigen, was das erweckte Mißtrauen des Auslandes ihm nach der verübten Brandstiftung zur Last legen wollte, ist Nichts erwiesen. Warum sollten denn dort verschwundene Reisende nicht wirklich verunglückt sein? Das geschieht ja fast alljährlich an minder gefährlichen Orten, und von dem Hinopfern eines steinernen Hauses zum Hinopfern eines Menschenlebens ist doch noch ein weiter Schritt. — Im Fremdenbuche befinden sich viele gelungene Zeichnungen aus der Zeit, in welcher Agassiz, Desor und C. Vogt auf dem Unteraargletscher ihre Beobachtungen machten. Rechtwinklige Engländer, die sich auf den Alpen begegnen und fast über den Haufen rennen; auch eine mysteriöse Skizze, zu der man aber leicht den Schlüssel findet. Die Zeichnung stellt Nichts dar als eine verschlossene Thüre, davor ein Paar Stiefel. Nun könnte zwar der Hausknecht geputzte Stiefel vor die Thüre irgend eines Herrn gestellt haben. Aber — und das ist der Triumph der Kunst — die Stiefel stellen nicht den Gegensatz strahlender Sauberkeit zu trüber Beschmutzung, sondern jenen fühllosen Leders zu fühlenden Herzen dar. Neben diesen ergötzlichen Erin-

nerungen aus alten Tagen befindet sich auch aus nachpaulskirchlicher Zeit der Aergererguß irgend einer schwülen Wolke, in welche der schrankenlose Reichsregent wahrscheinlich bei irgend einer Gelegenheit als schonungslose Naturerscheinung hineingefahren ist, was, wenn ich nicht irre, als Mangel an Bildung ausgelegt wird. Reinigende Gewitter bemühen sich eben nicht, gebildet zu erscheinen, geistige eben so wenig als physische. Das schöne blaue Firmament fällt deshalb doch nicht ein. — Den Unter- und Oberaargletscher, aus welchen die Aare, einige Stunden westwärts vom Hospiz, hervorströmt, ließen wir nun links liegen, und folgten dem Laufe des Flusses bergabwärts bis zu dem berühmten Aarefalle, dessen Tosen man schon von Ferne vernimmt. Ich hatte den Rheinfall bei Schaffhausen damals noch nicht gesehen und die Handeck erschien mir als der schönste aller Wasserfälle. Selbst nachdem ich den Rheinfall gesehen, lebte der Eindruck der Handeck lebendig in mir fort. Die Wassermasse ist freilich nicht so gewaltig wie die des Rheines; dagegen fällt sie aus mehr als dreifacher Höhe. Sie ist nicht so hoch als der Staubbach; aber der letztere ist eben nur ein Bach. Sie ist nicht so mannichfaltig als die Fälle des Reichenbachs und Gießbachs, dagegen einheitlicher, gewaltiger. Zwischen 10 und 1 Uhr pflegt die Sonne in dem emporwirbelnden Wasserstaube ein glänzendes Spiegelbild zu bilden. Daran reiht sich folgende Sage, die ich in der Gedichtsammlung des Berners Wälty gelesen habe. Ich gebe sie nach dem bloßen Gedächtnisse.

Im Gebirg hauste mit dem Vieh ein Senne. Der hatte arg Sehnsucht nach seiner Maid unten im Thale. Eines Sonntags früh machte er sich auf, hinabzusteigen. Als er munteren Schrittes am Aarefall vorbeikam, hielt er plötzlich inne; denn siehe! oben ganz nahe am Abgrunde blühte die schönste der Alpenrosen. Halt! dachte er, die pflück' ich meinem herzliebsten Schatz zum Wahrzeichen meiner Liebe. Gesagt, gethan! Flinken Muthes schwang er sich zur Stelle, aber er that einen falschen Tritt und stürzte in den schwindelnden Abgrund. — Die Maid im Thale aber sehnte sich arg nach ihrem Sennen auf der Alp.

Eines Tages, als sie es vor Herzeleid nicht mehr aushalten konnte, wandte sie ihren Schritt nach dem Gebirge. Als sie an den Aarefall kam, da lächelte ihr das Bild des Sennen aus dem durchsichtigen Wasserschleier liebend entgegen. Von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen breitete sie ihre Arme dem Theuren entgegen und verschwand in dem brausenden Strudel. — Der Wanderer aber, der um die Mittagszeit an der Handeck vorübergeht, kann noch heute die beiden Liebenden, wie sie sich umschlungen halten, treu darin abgespiegelt sehen.

Von der Handeck eilten wir ohne Aufenthalt durch das Oberhaslithal, über Meyringen und den reizenden Brienzersee nach Bönigen, wo bereits Carl Mayer mit Frau und Kindern, Oncle Röbinger mit Tante Adelheid, und ein Freund Mayer's, Carl Deffner, Fabrikant aus Eßlingen, eingetroffen waren. Von dieser Gesellschaft machten die Reise an den Monte-Rosa nur Mayer und Deffner mit. Vorderhand blieben wir aber Alle noch mehrere Tage zusammen in Bönigen, da Vogt noch mit der Ueberwachung der Holzschnitte zu seinen zoologischen Briefen beschäftigt war, und uns erst über einige Tage Rendez-vous in Frutigen im Kanderthale gegeben hatte, wo auch Reinstein sich einstellen sollte. Diese Paar Ruhetage thaten uns nach einer meist zu Fuße zurückgelegten Reise von fast einem Monate sehr gut. Diesmal wohnten wir Alle zusammen in der Pension Schumacher, in welcher auch die freundlichen Gestalten von Aenneli und Marianneli wieder emsig ab- und zugingen. Es ist ein köstlicher Aufenthalt. Man genießt einer guten, durch die Nähe der Gletscher stets gereinigten und gekühlten Luft. Rings prächtige Berge voll dunkler Waldung, aus welcher hellgrüne Alpen mit freundlichen Sennhütten hervorblicken; der nixengrünliche See, bei Bönigen durch die mit 8—10 Grad einströmende Lutschine stets zu stärkendem Bade geeignet, besonders des Abends, wenn der während der Tageshitze geschmolzene Schnee in reicheren Strömungen anlangt; die herrlichen Morgen- und Abendbeleuchtungen voll Kraft und Milde, und — nicht zu vergessen! — die Böniger Ziegenheerde, des Morgens

mit hellem Klingklang flink ausziehend, des Abends mit vollem Euter stiller heimläutend; — in dieser Natur nun auch noch die gemüthlichen Schwaben, von denen wir Einzelne seit der Sprengung des Parlamentes nicht wiedergesehen hatten; — kurz Alles war zu schönem Ausruhen angethan. Die Pension Schumacher ist dicht am kühlen Ufer des See's gelegen, in welchen an einer Stelle eine bequeme Badeanstalt hineinragt, während an einer anderen leichte Schifflein zu Spazierfahrten bereit liegen. In diesen ertheilte mir Marianneli Unterricht im Steuern. Das Haus hat auf der Vorder- und Rückseite überdachte offene Hallen, welche von wilden Reben reich umrankt sind; vorne einen geräumigen Einfahrtshof, im übrigen Umkreis Garten und Wiese mit Lauben, Blumenbeeten und Grasplätzen; und über das Ganze streuen große würzige Nußbäume labenden Schatten. Gegenüber tritt aus Fruchtbäumen dunkel die Ruine der alten Burg Ringenberg hervor, daneben die weiße Kirche des gleichnamigen Ortes. Sodann schweift das Auge am rechten Ufer des See's zu Füßen des steilen, vielzackigen Brienzer Grates, aus dem sich vorzüglich die phrygische Mütze des Augstmatthorns hervorhebt, aufwärts bis Brienz. Gegenüber, dicht in unserem Rücken, befindet sich ein anderer Gebirgszug, an dessen Abhang hinauf man direct von Bönigen aus, in 4- bis 5stündiger sehr steiler und beschwerlicher Steigung, das Faulhorn erreichen kann. Abwärts in das „Bödeli“ hinein zieht sich unter schattigen Obstbäumen zwischen Kartoffel- und Hanffeldern das trauliche Dorf. Weiterhin thun sich die gelben Kornfelder des „Bödeli“ auf, aus denen sich die Orte „Matten“ und „Interlaken“ mit ihren prächtigen Baumgärten und Allee'n hervorheben; sodann schließen die kräftige Pyramide des Niesen und der Kegel des Stockhorns würdig die Aussicht.

Man sieht, wir zwei Preußen, Loewe und ich, befanden uns dem eigentlichen Deutschland gegenüber in entschiedener Minorität. Man hat wirklich nicht unrecht gehabt, das außerpreußische und außeröstreichische Deutschland das eigentliche Deutschland zu nennen. Das eigentliche Deutschland ist so harm-

und absichtslos, es erhebt so gar keinen Anspruch darauf, Dich zu regieren. Loewe und ich haben aber beide mehr Bedürfniß der Freiheit als des Regiertwerdens, und wir entbehrten mit wahrem Wohlgefühl jenen hegemonistischen Gegensatz, der sich bisweilen selbst zwischen preußischen und östreichischen Demokraten geltend macht. Völlig verdrießlich wird aber die Sache, wenn auch noch gar ein wichtiger Dritter mit friedensstiftenden Bierbacken sich zur Trias meldet. Außerdem gestehe ich, daß, während der deutschen Bewegung, von allen deutschen Volksstämmen grade die Schwaben am Meisten mein Herz gewonnen haben, nicht weil sie uns aus Stuttgart hinausgeschmissen haben. Ich spreche hier nicht von der Politik, und will nur Soviel hinzufügen, daß wir in Frankfurt, nachdem der Septemberaufstand die dortigen Volkskräfte erschöpft und preußisches und östreichisches Militair sich rings festgesetzt hatte, bei gleicher Handlungsweise wahrscheinlich zu härterem Falle gekommen wären als in Stuttgart. Ich spreche vielmehr von dem geselligen Leben. Die Schwaben sind durchgängig naiver als wir. Das Leben vermindert eben so gut ihre Naivität als die unsere. Wer büßte nicht durch das Leben einen Theil seiner Naivität ein? Die Naivität läßt sich nicht absichtsvoll festhalten. Der klarste Gebirgsquell verläuft sich im Sande oder wird zum Sumpfe, wenn er nicht über Stock und Stein, sich trübend und wieder läuternd, klingend hinabbraust, hinab in's Thal, wo an seinen Ufern bewußte Menschen wohnen und Wein und Korn bauen. Aber die Schwaben behalten mehr Naivität übrig als wir, weil sie von Hause aus mehr haben. Nun aber ist die Naivität der natürliche Quell alles Lebens, alles Andere bloß äußeres Ergebniß des Schöpfens aus demselben. Je unerschöpflicher der ursprüngliche Quell, um so grüner und lebensvoller werden die über ihm schwebenden Gestaltungen bleiben. Je mehr dagegen der ursprüngliche Quell durch Abstraction erschöpft worden, um so starrer und trockener wird der Mensch. Hiermit hängt es zusammen, daß man unter den Schwaben häufig reiches Leben unter den anspruchslosesten Formen findet. Dies ist eine überaus

wohlthuende Erscheinung, eben so wohlthuend, als die andere unerquicklich ist, unter dürrer Form und viel Ansprüchen — man will für seine Anstrengung belohnt sein — vom Rauschen des ursprünglichen Lebensquells Wenig zu vernehmen. Auch die schwäbische Gemüthlichkeit in Sprache und Umgang hängt mit diesen Umständen zusammen. Gemüth ist ja Naivität, angestrengte Abstraction führt leicht zu ungemüthlicher Schärfe. An der Kraft der Abstraction und Berechnung fehlt es den Schwaben auch nicht, und Das nennt man dann: „Sie haben's dick hinter den Ohren.“ Aber das Naive ist meist vorherrschend. Die gleiche Erscheinung, wie bei den Männern, zeigt sich noch stärker bei den schwäbischen Frauen und Mädchen. Da ist Nichts von jenem gespannten Wesen, von jener schneidenden, schrillenden Lautheit, mit der sich oft eine widernatürliche Süße vermählt; — Nichts von weiblichen Gardelieutenants; dagegen um so mehr anspruchsloses, absichtsloses Wesen, geschwellte Natürlichkeit, behagliches Unbekümmertsein und still keimender Mutterwitz. Man sagt Nichts, wenn Einem grade Nichts einfällt und fühlt sich auch dazu gar nicht verpflichtet. — Will man gerecht sein, so muß man freilich den besseren Schwaben nicht die Carricatur des Nordens, sondern dessen schönes Erzeugniß entgegenstellen, den klar in sich selbst wurzelnden Menschen, der durch die Erringung eines harmonischen Bewußtseins seine Wärme nicht eingebüßt und seine Kraft vermehrt hat.

Nach einigen recht vergnügt zusammen verlebten Tagen nahmen Mayer, Oeffner, Loewe und ich von dem gemüthlichen Kreise in Bönigen Abschied und zogen am lachenden Südrande des Thuner See's über die Höhe bei Aeschi in's Kanderthal und dieses aufwärts bis zu dem Marktflecken Frutigen, welcher seinen Namen der Fruchtbarkeit des Thales verdankt, in dem er liegt. Schon von Ferne erblickten wir Vogt auf dem Balkone eines Gasthofes mit Zeichnen beschäftigt. Auch Reinstein hatte sich eingestellt. In das fruchtbare Frutigenthal schauen vom nördlichen Ufer des Thuner See's her die zackigen Ralligstöcke unwirsch herüber. Südlich theilt sich das Thal.

Rechts öffnet sich der freundliche „Adelboden“, aus welchem die „Engstlichen“ hervorfließt, um sich bei Frutigen in die Kander zu ergießen, welche mehr linker Hand von der Gemmi her durch den Kandergrund geströmt kömmt. Dieser letztere war unser Weg. Durch diesen in wiederholten Windungen sich mehr und mehr verengenden Kandergrund strebten wir der großen Alpenkette zu, welche sich, unter dem Namen der Berner Alpen, in südwestlicher Richtung vom Gotthard nach dem Genfer See hinabzieht und die südliche Gränze des Cantons Bern gegen den Canton Wallis bildet. Es ist ein prächtiges, schattenreiches Thal, dieser Kandergrund. Auf dem ganzen Wege bis zur Gemmi hat man einen herzstärkenden Blick auf die Berner Alpen. Jungfrau, Mönch, Eiger, überhaupt der ganze Zug von der Blümli'salp bis zum Gotthard bleiben linker Hand, verdeckt durch näheres Vorgebirg, liegen. Dagegen hat man fortwährend schöne Blicke auf die vielgestaltigen Schneemassen von der Blümli'salp bis zum Balmhorn, welcher, je nachdem der Weg sich mehr rechts oder links wendet, bald auf die Blümli'salp, bald auf das Freund- und Doldenhorn, bald auf die Altels und das Balmhorn, oder auch auf mehrere zugleich fällt. Zu besonderem Verweilen aber ladet eine Stelle kurz vor dem Orte Kandergrund ein. Auf der Thalsohle hellgrüne Matten, etwas höher hinauf von dunkelgrünen Tannen bekränzt; dann zu beiden Seiten röthlicher Fels, und im Rahmen davon hochragend das nordwestwärts gewendete Schneedreieck der Altels, eine ungeheuere Schneefläche, deren blendende Weiße vom Scheitel bis zur Grundlinie auch nicht durch ein schwarzes Pünktchen unterbrochen wird. Dieses Schneedreieck der Altels, in der Hut schroffer Abstürze und umflossen vom blauen Aether, gewährt ein Bild der Unberührtheit und Keuschheit, wie ich mich nicht entsinne, es irgendwo erquickender genossen zu haben. Am Schlusse des Thales, am nördlichen Fuße des Gemmipasses, in wilder Umgebung liegt Kandersteg zwischen üppigen Kartoffelfeldern und Matten, auf denen schon würzige Heuschober aufgethürmt waren. Rings rauscht es von Wassern. Vor Dir braust die wilde Kander zor-

nig aus dem beengenden Felsgeklüfte des Gasternthales hervor. Links, von Osten her, schlängelt sich die Oeschine silbern in's Thal hinab, rechter Hand kommt über Stock und Stein in zahlreichen Strudeln der Ahlenbach daher gestürzt, und beiderseits bilden kleinere Nebenwasser lebendige Wasserfälle. — Von Kandersteg aus machten wir einen kleinen Abstecher an den Oeschinensee, links aufwärts durch das 1½ Stunden lange Oeschinenthal. Der See versteckt sich spröde, bis man unmittelbar an ihn herangetreten ist. Dann thut er sich plötzlich auf, rings von ungeheueren Gebirgen eng eingeschlossen, welche nur an dessen nördlicher Seite etwas Raum für wilde Romantik mit Tannen und Graswuchs lassen, während die Südseite unmittelbar von den vergletscherten Abstürzen der Blümli'salp, des Freundhorns und Doldenhorns gebildet wird, die mit ihren gewaltigen Schneehäuptern noch an 7000 Fuß über den See emporragen. Die Sonne schien aber recht warm in dies merkwürdige Becken und wir verbrachten daselbst einen ganzen Tag. Die Einen lagen unter Tannen und ließen mühelos das großartige Bild auf ihren Seelengrund fallen, die Anderen zeichneten Skizzen in ihre Tagebücher, und ein Maler aus Zürich, Namens Ulrich, den wir unterwegs getroffen hatten, legte gleich mit Pinsel und Palette eine Auffassung in Oel an. Dieselbe erschien uns gelungen und wird nun bereits einen würdigen Platz in der Sammlung von Schweizeransichten eingenommen haben, welche er demnächst herauszugeben beabsichtigte. Er zeigte uns mehrere bereits vollendete Aufnahmen, welche künstlerische Auffassung mit Treue verbanden, eine Verbindung, die trotz der vielfachen Sammlungen von Schweizeransichten leider so selten ist. Man läßt dem Künstler gern alle mögliche Freiheit in Nebendingen. Aber man will seine Berge, Thäler und Gründe doch ihrem Hauptcharakter nach wieder erkennen. Sie sind schön genug; wir brauchen keine schöneren. — Zum Schlusse nahmen wir auch in diesem an 5000 Fuß ü. d. M. gelegenen und unmittelbar von vier Gletschern gespeisten Oeschinensee ein Bad. Das nenn' ich mir eine Badewanne, deren Wände von Gletschern gebildet werden. Doch hatte

die Kraft der Sonne die oberen Wasserschichten der Art erwärmt, daß die Temperatur, so lange man schwimmend in horizontaler Richtung verblieb, ganz erträglich erschien. Richtete man sich aber auf, so wurde man von der eisigen Kälte der unteren Wasserschichten dermaßen durchschauert, daß man meinte, das Blut sollte Einem in den Adern gefrieren. Das stärkt!

An der Gemmi scheint das Kanderthal geschlossen. Aber alsbald entdeckt man, daß der bisherige Weg sich als Saumpfad in vielen Biegungen in die Höhe fortsetzt, wo dann der Paß 6948 Fuß über dem Meere zwischen Altels, Balmhorn und Rinderhorn einerseits und Wildstrubel andererseits hindurchführt; erst durch eine öde Steinwildniß, in welcher gleichwohl Alpenrosen emporsprossen, flammendroth wie der Geist der Liebe in der Wüste; dann ¼ Stunde vor der Paßhöhe, an dem vom Lämmerngletscher gespeisten Daubensee vorbei. An dessen Ufern lag noch Schnee; dafür fanden wir aber dort auch wieder die reizendsten Alpenblümchen, welche, nach der langen Steinwüste, durch die Energie ihrer schneegetränkten Farben das Auge erquickten, wie den Gaumen ein Trunk frischen Wassers. Neben Vergißmeinnicht standen Gentianen, zwischendurch allerlei Blümchen von weißer, rother und gelber Farbe; vor Allen aber machten sich große Jelängerjelieber von dunkelsammtnem Violett mit goldenem Sterne bemerklich, welche Einen verständnißinnig ansahen wie Menschengesichter. Noch eine Viertelstunde und wir standen vor dem haarsträubenden Absturze der Gemmi. Er ist vollständig senkrecht, so daß Du noch gar nicht begreifst, wie Du da hinabkommen wirst. In schwindelnder Tiefe unter sich sieht man Bad Leuk. Drüber weg erfaßt der Blick einen Theil des Rhonethals und weiterhin südlich thut sich ein Schauspiel auf, welches an Massenhaftigkeit Alles übertrifft, was ich bisher gesehen hatte. Es ist dies die Poeninische Alpenkette, welche den Canton Wallis von Piemont trennt. Rechts erheben sich die schneereichen Gipfel der Dent blanche. Dann folgt nach Links die nackte, thurmartig abgestumpfte Pyramide des Matterhorns; weiter Links, etwas vor, das gewaltige Weishorn und dann auf der äußersten Linken der

vielgipfelige Schneerücken der „Mischabeln“ aus dem Saaser Grate. Den Monte Rosa selbst sieht man von hier aus nicht; er wird durch das Weishorn und die Mischabeln gedeckt. Aber schon das bloße Matterhorn (13,850 Fuß ü. d. M.) ist höher als das Finsteraarhorn, die höchste Spitze der Berner Alpen (13,280). Ueberhaupt: Gewaltiger als die Berner Alpen erschienen mir die Poeninischen Hochgebirgsmassen; daß sie charaktervoller, schöner seien, als die Berner Alpen, von Bern aus gesehen, könnte ich nicht sagen. Ob sie schöner als diese letzteren sind, wenn man ihnen näher auf die riesigen Schneeleiber schaut, muß sich noch erst zeigen. Der vor uns liegende Absturz der Gemmi bis zu den Leuker Bädern beträgt über 1600 Fuß; Bad Leuk selbst mag noch über 5000 Fuß über dem Meere liegen. Der Abgrund ist so steil, daß ein Senkblei die Felswand kaum berühren würde. An deren Klippen ist in sinnreichen und zweckmäßigen Windungen eine höchst merkwürdige Alpenstraße von einer Wegelänge von 6095 und einer Breite von 3 bis 5 Fuß eingehauen. Einige Mal ragt die obere Windung selbst über die darunter befindliche hervor. An den steilsten Stellen sind Brustwehren angebracht, so daß keine Gefahr vorhanden ist. Kranke, die von Norden her das Leuker Bad besuchen und nicht einen mehr als 50 Stunden weiten Umweg über Freiburg, Vevey und Martigny machen wollen, werden in einer Sänfte die Gemmi hinabgetragen, nicht selten mit verbundenen Augen, um den Einwirkungen des Schwindels vorzubeugen. Oben begreift man nicht, wie man da hinabkommen wird; Unten sieht man nicht ein, wie es möglich sein wird, hinaufzukommen. So entziehen sich die zwischen den Klippen eingehauenen Wegewindungen dem Ueberblicke. Aus einem Gletscher in der Nähe der Bäder strömt die Dala hervor, um nach etwa dreistündigem Laufe sich in die Rhone zu ergießen. Ich habe denselben Weg später noch einmal in umgekehrter Richtung, vom Rhonethale her durch das Dalathal zur Gemmi aufsteigend, gemacht und die Wunder dieser Gebirgswelt im Aufsteigen noch überraschender gefunden, als im Absteigen. Das Dalathal übertrifft an Großartigkeit die Taminaschlucht von

Ragaz nach Pfäffers, kommt jedoch an die Via mala nicht hinan. Zwischen steilen Gebirgsgraten, welche oft sehr nahe aneinander-treten, oft aber auch den schönsten Matten Raum gewähren, gelangt man aufwärts die Dala, welche tief unten schäumend der Rhone zubraust, zunächst bis zu einer Brücke, welche in zwei schlanken Bogen keck von Felswand zu Felswand hinüberspringt, so hoch über der Dala, daß ich mäßig rasch hintereinander 10 zählte, ehe ein hinabgeschleuderter kleiner Stein im Wasser erklang. Diese Brücke mag an Höhe den Rheinbrücken in der Via mala nicht um Vieles nachstehen. Kurz vor derselben, im Aufsteigen, hat man ein herrliches Schauspiel vor sich. Im tiefen Abgrund die schäumende Dala; hoch oben drüber, die schroffen Uferwände verbindend, die kühngeschwungene Brücke; noch höher aufwärts hellgrüne Matten mit den vor Alter braunen Holzhäuschen des Dorfes Inden; und dann das Ganze amphitheatralisch schließend und beherrschend das schwindelndjähe Gebirg, welches seine schneeigen Gipfel im blauen Aether badet. — Die Leuker Bäder liegen in einem durch die Gemmi und ihre Nebenausläufer gebildeten Bergkessel, der nur gegen Süden, wo die Dala sich durchwindet, einen Ausgang zeigt. Im Juli und August finden sich zahlreiche Badegäste ein, meist Schweizer und Franzosen. Die Quellen, etwa 22 an der Zahl, 27—40 Grad Reaumür heiß, entspringen in und bei dem Dorfe. Die stärkste und heißeste ist die Lorenzquelle. Man bedient sich dieser Bäder, glaube ich, hauptsächlich gegen Wunden und Hautkrankheiten. Ueberraschend ist die Art ihrer Anwendung. Zwei Eingänge, mit besonderen Aus- und Ankleidezimmern in Verbindung stehend, führen in die aus verschiedenen Abtheilungen bestehenden Bäder, zwischen welchen Galerieen angebracht sind, zu welchen Jedermann Zutritt hat. Da sitzen denn die Leute, mit Bademänteln und Halskragen bekleidet, sich gemeinschaftlich unterhaltend, im Bade. Auf dem Wasser schwimmen kleine Tische mit Kaffeetassen, Tabaksdosen, Zeitungen, Büchern und anderem Zeitvertreib. Die Wirksamkeit der Bäder wird nämlich durch eine fortlaufende Steigerung ihrer Dauer von einer halben Stunde bis zu 5

Stunden Vormittags und 3 Stunden Nachmittags bedingt. Bei solcher Länge könnte man in einsamem Bade zu einem unerwünschten Grade pensylvanischer Tugend gelangen. Doch sind für höhere Preise jetzt auch besondere Stuben zu haben.

Bei meinem zweiten Besuche machte ich auch von den Bädern aus einen Abstecher nach den sogenannten "Leitern". Im Verfolg der Kurpromenade gelangt man auf dem linken Ufer der Dala, etwa eine halbe Stunde flußabwärts, zu einer schroffen Felswand, an welcher acht hölzerne Leitern in meist ganz senkrechter Richtung angebracht sind, mittelst deren man den schroffsten Stich überwindet, um später in milderer Steigung das Dorf „Albinen" zu erreichen, welches von dieser Seite her nur also zugänglich ist. Das Ersteigen der Leitern ist eine wahrhaft halsbrechende Arbeit, und wer nicht ganz schwindelfrei ist, der lasse die Finger davon. Ein Fehltritt von einer Handbreite, und Du liegst zerschmettert im Abgrund. Vor einigen Jahren, sagte mir der Wirth zum Hotel Brunner in Leuk, sei ein deutscher Student, Namens Wallenstein, der die Leitern ohne Führer besucht habe, wirklich verunglückt. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, ein Gleiches zu thun, muß aber gestehen, daß ich froh war, als das Wagniß vorüber war. Der Weg zu den Leitern führt unter schattigen Tannen und Lerchen hin; rechts und links standen noch Vergißmeinnicht, mit ihren heiterblauen Gesichtchen treuherzig dreinschauend; auf dem jenseitigen Ufer stäubt ein kleiner Staubbach eine schroffe Felswand hinab; — unten ertönte das Brausen der Dala, durch welches gleichwohl vergnügte Buchfinke ihren hellen Sang siegreich hindurchschmetterten. Nach Ersteigung der Leitern erreichte ich alsbald eine hellgrüne Matte zwischen Tannenwald. Kühe grasten umher und in ihr Halsgeglock blies ein sonntäglich gekleideter Bursche — es war ein Sonntag — in schwarzer Sammtjacke und brennendrothem Halstuche auf einer selbstgeschnitzten Weidenflöte eine jener naiven Weisen, welche nur aus der Abwechselung weniger Töne bestehen, aber die wahre Empfindung der Idylle reiner hervorbringen, als alle Pastoralsymphonieen der Welt. Bis Albinen kam ich nicht.

Es war schon spät, und ich wollte doch die Leitern nicht in der Finsterniß hinabsteigen. Ich konnte auf die Aussicht, die man von Albinen aus haben soll, um so eher verzichten, als mich ja der andere Tag wieder auf die Höhe der Gemmi, wenn nicht gar auf das Torrenthorn bringen mußte. Die Besteigung dieses letzteren, welches sich 9000 Fuß ü. d. M. erhebt, von Bad Leuk aus, erfordert zum Mindesten einen vollen Tag. Aber dieser Aussichtspunkt zeichnet sich durch seine günstige Lage zwischen den beiden großen Alpenketten, welche den Canton Wallis einschließen, vor allen anderen aus. Auf dem Rigi bleiben Monterosa und Montblanc durch die Berner Alpen gedeckt. Vom Jura aus, z. B. vom Weißenstein, reiht sich zwar der Montblanc an die Berner Alpen; aber die Monterosa-Partie bleibt durch die letzteren verdeckt, oder es schimmern doch nur ganz winzige Spitzen über dieselben hervor, ganz bedeutungslos für die Schönheit des Panorama's. Vom Monte Salvadore am Luganer See umspannten wir zwar den großen Umkreis von den Graubündener Alpen bis zum Monterosa. Aber dort fehlte der Montblanc. Auf dem T o r r e n t h o r n dagegen thut sich eine doppelte Aussicht, einerseits auf die Berner Alpen, andererseits auf die ganze Kette der Poeninischen Alpen vom Monterosa bis zum Montblanc auf. — Als ich das erste Mal mit den Freunden die Gemmi hinabgekommen war, war uns das Wetter zu zweifelhaft erschienen. Diesmal ließ sich's besser an. Nach dem Abendbrod ging ich mit meiner Cigarre vor den Ort, um nach dem Wetter auszuschauen. Während an den erleuchteten Fenstern des Hotel de France tanzende Paare vorbeischwebten und in den Nischen geputzte Herren gegen lauschende Damen sich süßholzraspelnd verneigten, schweifte mein Blick nach dem hell- und reichgestirnten Abendhimmel, an dem sich die dunklen Contouren der Berge mit wunderbarer Schärfe abzeichneten. Der Bergkessel, in dem ich mich befand, schien gänzlich geschlossen und völlig ohne Ausgang. Aber die Sterne funkelten lustig über der Gemmi und dem Torrenthorn, als wollten sie sagen: Für den Kräftigen gibt's überall Ueber- und Ausgang, und der Schwache ist selbst ohne Mauern stets

ein Gefangener. Trotz des verheißenden Abends ward auch diesmal meine Hoffnung zu Wasser. Der andere Morgen brachte Wolken, so daß ich, mir das Torrenthorn zu späterem Genusse aufbewahrend, die Gemmi hinanstieg.

Zwölftes Kapitel.

Blick in's Rhonethal. Rhoneaufwärts nach Visp. Das Visptha l und seine Verzweigung. Das Saaser Visptha l. Der Feegletscher. Pfarrer Imseng von Saas. Uebergang über den Allelingletscher. Felsblöcke am Mattmarksee. Ein Kolibri. Das Zermatter Visptha l und seine Berganſichten. Der Herr Pfarrer in Randa. Unglückskreuze. Vegetation, Wasserfälle und Schmetterlinge. Besteigung des Monte-Moro. Verhüllte Schönheit. — Eingeregnet in Zermatt. Der Gornergletscher und das große Matterhorn. Ueber das Fort- und Rückschreiten der Gletscher. Zurück nach Visp. — Ober- und Unterwallis. Die Rhoneniederungen. Die Studer'sche Karte der südlichen Nebenthäler des Wallis. Der Pont de Trient und die neue Schweiz. Die Pissevache. Die Brücke bei St. Maurice. Contrast zwischen Wallis und Waadtland. Katholisches Feuer unter der Asche in Lutry. Der Genfer See.

Doch diesmal kam ich ja mit den Freunden die Gemmi hinab. Wir setzten unsere Wanderung dalaabwärts fort. Von der Höhe, wo der Dalaschlund steil in das Rhonethal ausmündet, hat man eine herrliche Aussicht rhoneabwärts über den hügeligen Pfynerwald und Syders bis zu dem malerischen Sion mit seinen auf zwei abgesonderten Bergkegeln gelegenen Schlössern. Auch jenseits ist das Thal seiner ganzen Länge nach von hohen Bergen, Ausläufern der Poeninischen Alpen, eingeschlossen. Rechter Hand von Sion zeigen sich die Schneegipfel der Diablerets auf der Gränze von Waadtland und Wallis. Unmittelbar zu Deinen Füßen liegt der alte Marktflecken Leuk auf einer Anhöhe mit alten malerischen Burgen; nicht zu verwechseln mit Bad Leuk am Fuße der Gemmi. Der Ueberblick über das Thal ist wohlthuender als das Verweilen in seinen sumpfigen Niederungen.

Drum rasch hinüber und die Simplonstraße aufwärts bis Visp, wo sich südlich der Eingang zu den Monterosa-Thälern öffnet. Die Straße war noch sumpfig von neuerlicher Ueberschwemmung. Visp ist ein am Ausfluß der Vispach in die Rhone hübsch gelegenes Dorf. Die von den Monterosagletschern kommende Vispach führt fast größere Wassermassen mit sich, als die Rhone selbst. Ihrem Laufe entgegen bogen wir rechts ein. Auf der zweistündigen Strecke von Visp bis Stalden bleibt das Thal ungetheilt. An seinen Abhängen wird Wein- und Ackerbau betrieben. Die Reben erfreuen sich hier und noch weiterhin über Stalden hinaus eines überaus üppigen Wuchses. In Stalden am Dorfbrunnen sahen wir einen Rebstamm von etwa einem Fuß Durchmesser. Um so sorgloser sind die Leute; die Reben wachsen fast wild. Man läßt den lieben Herrgott sorgen, oder wo das nicht ausreicht, halten die Männer, welche gern bei Wein und Karten sitzen, die Frauen zur Arbeit an. Auf der Distelalp fanden wir nur Weiber. Wir waren überrascht. Im Canton Bern gehen nur die Männer auf die Alp. Das sei so der Brauch hier, antwortete man uns. Das ist kein galanter Brauch. Der Rückblick aus dem Vispthal nach Norden fällt wiederholt auf einzelne Schneegipfel der Berner Alpen, welche dem Wanderer ihre Südseite zukehren. Vor Dir von Süden her aus der Tiefe des Vispthales zeigen sich nach und nach gewaltige Schneeberge. Einmal hob sich, stolz vereinsamt, aus dem Rahmen dunkler Vorberge, welche vor ihm zusammenstießen, ein so prachtvolles Schneehaupt hervor, daß wir unwillkürlich nach den Karten schauten, ob das nicht der Monterosa sei. Aber es war nicht der Monterosa. Diesen sieht man nicht, bis man am Ziele der Wanderung angekommen ist, und dann gehört noch Gunst des Schicksals dazu. Es war nur das „Stellihorn", eine Spitze des vielfirnigen Mittelgrates, welcher vom Monterosa her gen Stalden hin nordwärts ausläuft und die beiden Thäler trennt, in welche sich das Vispthal bei Stalden südwärts verzweigt. Einzelne Firnen dieses Mittelgrates, z. B. die Mischabeln, sind höher als die höchste Spitze der Berner Alpen.

Fürwahr! wer sich von solchen Pagen die Schleppe tragen läßt, der muß wohl ein großer Herr sein. Bei Stalden also verzweigt sich das Thal. Rechter Hand kommt vom Gornergletscher, dem Hauptgletscher des Monterosa, an dessen Fuße Zermatt liegt, die Gorner oder Zermatter Visp. Das Thal heißt auch das Nicolaithal von dessen Hauptort St. Nicolas. Linker Hand kommt von Saas im Grund, dem Hauptorte dieses Thales, her die Saaser Visp, um sich bei Stalden mit der Gorner Visp zu vereinigen und von da aus mit ihr, als Vispach, der Rhone zuzuströmen. Am Ende des Saasthales nimmt man den Monterosa in die östliche Flanke, da wo er nach Macugnaga und der piemontesischen Ebene abstürzt. Zu diesem Zwecke bietet sich daselbst der 7750 F. über dem Meere gelegene Montemoro als Paß sowie als Aussichtspunkt. Der Montemoro soll für den Monterosa sein, was die Wengernalp für die Jungfrau ist. Am Ende des Zermatt-Thales steht man vor der ungeheueren Eismasse, welche von dem Monterosa nördlich in's Wallis hinabstarrt. Rechts davon steht die ungeheuere Pyramide des großen Matterhorns. Auch dort führt, zwischen dem großen und kleinen Matterhorn durch, ein Paß nach der piemontesischen Ebene. Er heißt das Matterjoch oder der St. Theodulpaß und ist weit gefährlicher, als der Montemoropaß. Er ist der höchste Alpenübergang in Europa (10,416 F. ü. d. M.); von den letzten Walliser bis zu den ersten piemontesischen Sennhütten findet man auf neunstündiger Strecke keine menschliche Wohnung; der Weg führt 4½ Stunden lang über einen gefährlichen Gletscher voller Eisspalten, die gegen Mittag immer wieder aufthauen; der Uebergang ist überhaupt nur im hohen Sommer rathsam. Während unseres Aufenthaltes in Zermatt unternahmen zwei Engländer den Uebergang. Aber selbst die Führer verirrten sich und die unternehmenden Söhne Albions kehrten gegen Abend, nach tagelangem Umherirren zwischen Gletschern und Schneefeldern, unverrichteter Dinge zurück. Trotz der grünen Schleier, deren sie sich gegen die Wirkungen des Schneeglanzes bedient hatten, waren sie der Art geblendet, daß es lange dauerte, bis sie wieder

das Licht ertragen konnten und zu ihrer gewöhnlichen Sehkraft gelangten. Diesen Uebergang kann man entbehren. Außer den in's Zermattthal abstürzenden Gletschern und dem großen Matterhorn bieten sich nämlich dem Wanderer verschiedene Aussichtspunkte in der nächsten Umgebung Zermatts, darunter hauptsächlich das „Rothhorn", von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht nicht nur auf den Monterosa, sondern auf das ganze Panorama der von ihm auslaufenden Alpenkette haben soll. Dieses Rothhorn ist also für die Monterosa-Partie etwa, was das „Faulhorn" für die Berner Alpen ist, und der Montemoro im Saasthal macht das Rothhorn im Zermattthal eben so wenig überflüssig, als die Wengernalp das Faulhorn. — Wir beschlossen daher, nacheinander bis an's Ende beider Thäler vorzudringen, und führten diesen Plan auch wirklich aus. Ueber den Mittelgrat führt zwar ein Paß, welcher die beiden Thäler verbindet; da es aber zweifelhaft war, ob er gerade gangbar sei — die Lauinen sind hier gar häufig —, so durchwanderten wir erst das Saasthal bis zum Montemoro und wieder zurück bis Stalden, und dann das Zermattthal bis Zermatt und gleichmäßig wieder zurück bis Stalden. Es sind zwei tiefeingeschnittene wilde Thäler, besonders aber das Zermattthal. Das Saasthal ist reicher an Gletschern, welche dort meist bis tief in das Thal hinabsteigen. Hinter Saas im Grund, vispaufwärts, rechter Hand erhebt sich über dem Dorfe und Wallfahrtsorte Fee ein finsterer Fichtenwald, welchen sich der noch höhere Monte Fee zum Fußschemel für einen glänzenden Gletscher ersehen hat. Dieser Gletscher nebst den ihn umgebenden Schneefeldern über dem Fichtenwalde, welcher seinerseits den tiefer liegenden Ort Fee bekränzt, bietet wirklich einen feenhaften Anblick. Saas selbst zeigte viele Spuren von Lauinenverwüstungen der letzten Jahre, über den Haufen geworfene, verschobene, halb zerstörte Häuser, die indeß, so weit es möglich war, schon wieder bewohnt wurden. Pfarrer Imseng, der beste Bergkenner der Gegend, leistete uns in dem von ihm gegründeten Wirthshause zum Monterosa in Saas des Abends freundliche Gesellschaft und begleitete uns des andern

Morgens zum Ort hinaus. Er ist auch ein rüstiger Alpenjäger. Mit seinem dreispitzigen Hut, langem schwarzem Rocke und kurzen Hosen, eine alte Muskete über dem Rücken, schritt er auf schwerbeschlagenen Sohlen munter vor uns her. Nachdem man den Feegletscher rechter Hand hat liegen lassen, kommt man alsbald an den Allelingletscher, den man weder rechts noch links liegen lassen kann; denn er hat sich quer durch die ganze Breite des Thales gelegt. Aus seinen Thoren strömt die Visp hervor. Er muß überstiegen werden. Das thaten wir und gelangten auf dem entgegengesetzten Ende an den kleinen Mattmarksee, an dessen oberem Ende sich ein Paar gewaltige Felsblöcke finden, welche der sich gegenüber zu dem See hinabziehende Schwarzberggletscher hier zurückgelassen hat. Er drang vor 20 bis 25 Jahren allmählig quer durch den See, trug auf seinem Rücken die gedachten Felsblöcke, setzte sie hier aus und zog sich dann wieder zurück. Diese Felsblöcke bestehen aus sogenanntem Blaustein, welcher dem Saasthal eigenthümlich ist. Vogt sagte uns, daß ähnliche Blöcke sich auch in weit größerer Entfernung von hier vorfinden, und zwar an Orten, deren Gebirge aus ganz anderen Steinarten bestehen, woraus auf eine ehemalige Ausdehnung der hiesigen Gletscher bis zum Jura geschlossen wird. Diese großen Naturprozesse wurden Einem hier im Kleinen ganz anschaulich. — Man erinnert sich, daß vor Zeiten St. Preux, oder sagen wir lieber: Jean Jacques Rousseau, ebenfalls in diesen entlegenen Alpenthälern als Verbannter umherirrte, verbannt durch Julie, die Königin seines Herzens, welche gegen dessen verzehrende Leidenschaft Zeit und Raum wirken lassen wollte. Ob wohl Rousseau von diesen Gletschern und ihren Findlingsblöcken gelernt hat, wie man seine Kinder aussetzt? Man lernt allerlei von dieser Natur, besonders wenn man viel mit ihr allein ist; man lernt von ihr sogar sich der Erwachsenen entledigen. Am Ufer des Mattmarksee's bewährte sich Pfarrer Imseng als ein famöser Schütze. Sieh da einen prächtigen Vogel mit hellrothen Flügeln! Der Herr Pfarrer sagte, den nenne man hier den Flühvogel, Vogt ergänzte, es

sei eine Kolibri=Art, die einzige, die in Europa vorkomme. Wir hätten den Vogel gar gern gehabt. Aber Pfarrer Imseng hatte mit einer Kugel auf Gemsen geladen. Schießt man auch Kolibri's mit Kugeln? Gleichviel! unser Schütze schleicht dem Vöglein nach, legt auf etwa 100 Schritt an, Paff! und das arme Thierchen ist getroffen. Der Leib war ganz zerschmettert, aber die schönen rothen Flügel steckten wir als Trophäen auf unsere Hüte. Darnach verließ uns Pfarrer Imseng und schlug sich rechts in's Gebirge des Mittelgrates, auf Gemsen. Wir aber setzten unsere Wanderung durch das immer öder werdende Saasthal fort, über die Distelalp zum Telliboden, einer kleinen Moosebene, unmittelbar am Moro=Gletscher, um von hier aus den Monte=Moro zu besteigen.

Während im Saaser Vispthal die Gletscher oft tief in's Thal hinabsteigen, bleiben sie in dem schrofferen Thale der Zermatter Visp meist oben in den Schluchten stecken. Ordentlich sehen kann man eigentlich nur den steilen Biesgletscher, welcher gegenüber Randa (etwa zwei Stunden vor Zermatt) vom Weißhorn ausgeht, und den gewaltigen Gornergletscher bei Zermatt selbst. Dazu bleibt der erstere noch ziemlich in der Höhe, während der Gornergletscher völlig in's Thal hinabquillt. Dagegen ist das Zermatt=Thal reicher an schönen Berigansichten als das Saasthal. Linker Hand ragen die vielzerrissenen Mischabeln des Mittelgrates; rechts erhebt sich kurz nach dem Eingang in voller Größe das gewaltige Brunneghorn (11,856 F. ü. d. M.), dann auf derselben Seite das noch gewaltigere Weißhorn (13,895 F. ü. d. M.); vor sich hat man, von St. Nicolas an, das kleine Matterhorn und das Breithorn, und kurz vor Zermatt kommt dann das große Matterhorn von fabelhafter Gestaltung (13,838 F. ü. d. M.). Darüber will ich aber eines ganz eigenthümlichen Rückblicks auf die Berner Alpen nicht vergessen, der mich kurz hinter Randa auf einer Erhöhung der Thalsohle überraschte. Die Natur ist wirklich unerschöpflich an Schauspielen. Ich wandte mich um und sah einen Ausschnitt der Berner Alpen, ich glaube es war ein Ausläufer des auf der Südseite der Jung=

frau in's Wallis abstürzenden Aletschhorns, ich sah also ein Berghaupt der Berner Alpen, welchem sich zwei Bergrände der Thäler, welche wir eben durchwandert hatten, von entgegengesetzten Seiten her als Halbrahmen unterbreiteten, und zwar von Links her eine nacktgraue Felswand, von Rechts her eine grüne Alp, welche hell von der Sonne beleuchtet war. Ich weiß nicht wie ich den eigenthümlich wohlthuenden Eindruck wiedergeben soll, den dies neue Schauspiel auf mich machte. Es gibt seltene Greise, welche neben der ernsten Grundlage reicher Erfahrungen sich eine große Jugendfrische bewahrt haben. So wehte mich der Berg an, der sich einerseits den ernsten Fels, andererseits die grüne Alp zur Grundlage erwählt hatte. Hier war Altersweisheit zugleich und heldenmüthige Jugendkraft, zwei Gegensätze, die leichter in der Phrase als in der That zu verbinden sind. Der liebe Herrgott stellt aber auch Alles mit einer Sicherheit hin, als könnte er gegen die kosmokratischen Gesetze der Harmonie und Schönheit gar nicht sündigen. Können es denn die Herren dieser Erde in ihrem Kreise? Schwach können sie sein, undurchdrungen und ohnmächtig zu harmonischer Schöpfung. Aber die Gesetze der vorhandenen Kräfte, ihrer gegenseitigen Beziehungen und Wechselwirkungen auch nur für ein einzelnes Volk wirklich verletzen oder gar umkehren, nein! Das können sie nicht, Das bilden sie sich nur ein. Hinter Allem lebt und webt schließlich doch die Culturanarchie.

Wer auch keinen Anspruch auf die Tröstungen der katholischen Kirche macht, der wird gleichwohl gestehen, daß die freundlichen katholischen Pfarrer in diesen entlegenen Thälern ein wahrer Trost sind. Dem Pfarrer Imseng im Saasthal schließt sich im Zermatt-Thal der wirthliche Pfarrer von Randa in seiner Weise würdig an. Du darfst bei ihm eintreten und um eine Erquickung vorsprechen. Viel Raum findest Du zwar nicht. Du wirst im Schlafzimmer des Herrn Pfarrers empfangen, welches mit der Küche in unmittelbarer Verbindung steht, und Das ist die Hauptsache. Wenn man sich gut versteht, braucht man ja nicht viel Raum. Der Herr Pfarrer stellt Dir sodann

einen Muskatellerwein vor, wie weit und breit kein besserer wächst, und die Jungfer Köchinn bringt Brod, Butter, Käse, Honig, Eier und was die Küche nur zu leisten vermag. Nach der Rechnung darfst Du den freundlichen Herrn nicht fragen; einfacher Dank und eine entsprechende Vergütung an die Jungfer Köchinn bereinigen die Geschichte.

Außer schöneren Ansichten von Schneeriesen hat man im Zermatt-Thal auch wechselreichere Felspartieen an den hohen, steilschroffen Thalwänden. Zu beiden Seiten blicken mannichfaltige Bergzacken mit scheu zurückgezogenen Gletschern hervor. Durch die eigenthümliche Formation seiner Thalwände scheint das Zermatt-Thal auch noch mehr dem Sturze der Lauinen ausgesetzt als das Saasthal. Das stimmt zur Frömmigkeit. Ich weiß nicht mehr genau, war's im Saas- oder im Zermatt-Thal, aber in einem von beiden lasen wir auf einem großen Kreuze die Warnung: „Nur kein Todtsünd!" Gar häufig, besonders im Zermatt-Thale, sind die Kreuze, deren Inschriften von stattgehabten Verunglückungen Meldung thun. Gewöhnlich kommt die Meldung aus jener Welt, vom Verunglückten selbst, oft in recht kläglichem Tone. „Lieber Freund!" beginnt er meist; folgt dann die Erzählung, woher er gekommen, wohin er habe gehen wollen, und wie die böse Lauine seiner Wanderung ein Ziel gesetzt. Sie sind meist gereimt; doch erinnere ich mich keines Reims auf Lauinen; wohl aber klingt mir in den Ohren:

Da kam mir ein Lauinenregen
Vom Berge unversehn's entgegen;

oder:

Da brachte ein Lauinenschwall
An diesem Ort mich ach! zu Fall. —

Schon im ungetheilten Visptthale, ½ Stunde vor Stalden, da wo das Thal sich etwas verengt, befindet sich eine malerische Brückenpartie. Die Zeichner machten dort Halt, und nahmen sich Skizzen. Auch Maler Ulrich hat diese Ansicht der Aufnahme in seine Sammlung würdig erachtet. Die kühnste und schönste Brückenpartie befindet sich aber an einer tief eingeschnittenen Stelle des Zermatt-Thales zwischen Stalden und St.

Nicolas. Der Blick aufwärts zwischen schroffen Felswänden zum blauen Himmel, der Blick abwärts in den tiefen Schlund mit der brausenden Visp erinnern an die Via mala. Doch ist das Thal weder so eng noch so finster als die Via mala, die Brücke selbst ist gebrechlicher, nicht von Stein, sondern von Holz, und in ihrer nächsten Umgebung stehen üppige Linden und breitlaubiger Ahorn. Ueberhaupt haben beide Visptbäler, trotz Oede und Wildniß, doch einen südlicheren Charakter als das Lauterbrunner, das Grindelwaldthal und andere Thäler der inneren Schweiz. Laubholz geht meist neben Tannenholz her, der Pflanzenwuchs auf der Thalsohle und an deren nächsten Abhängen ist üppiger, ja selbst in der Höhe, wo nur irgend Pflanzenerde haftet und die Sonne hinbrennt, wuchern Reben und allerlei Strauchwerk. Dagegen sind die Wasserpartieen nicht so reich und mannichfaltig als im Berner Oberland. Wohl kommen häufig Wald- und Gletscherbäche daher gebraust und die rings zerstreuten Felsblöcke bezeugen, daß sie bei Regen und Hochwasser recht wild werden können. Aber durchweg sind sie nicht so drangvoll wie die Wasser des Berner Oberlandes, und wo sie Wasserfälle bilden, hängen diese meist an den Felswänden gekräuselt hinab wie das aufgelöste Haar der Quellnymphen. Auch den Schmetterlingen scheint der Brand dieser südlichen Alpensonne besonders wohl zu thun. Nie habe ich an einem Orte zusammen so viele, so seltene und so schöne Schmetterlinge gesehen als in den beiden Vispthälern. Wenn wir des Morgens ausmarschirten, flatterte es an den sonnigen Stellen bereits in allen Farben; während Andere im Schatten, noch durchkühlt vom Thaue der Nacht, an würzigen Blumen hingen. Zunächst fand ich Alles wieder, was ich auch anderwärts gesehen hatte, nur hier weit häufiger: Apollo's, blaue Schillervögel, Eisvögel, Trauermäntel; außerdem noch eine Menge anderer Schillervögel von braunem und grünem Spielglanze. Zu Hunderten, ja zahllos flatterte der sonst seltene papilio baetuli herum, mit seinen flammendrothen Flüglein, auf denen sich, außer der schmalen schwarzen Einfassung, auch nicht ein Stäubchen von anderer Farbe befindet. Es ist

die reine Feuergluth. Reizender war Nichts zu sehen als diese Thierchen, wie sie rings auf dem Thymian saßen, sich an Honig berauschten und vor Wohlgefühl die Flüglein bewegten wie kleine Erosflammen. Weniger an Eros und mehr an das Serail erinnerten allerlei bombices in türkischen Gewändern. Sie trugen die schreiendsten Farben, Türkischroth, Ockergelb, Grünschwarz und Weiß, in Linien und Punkten, die Kreuz und die Quer und im Zickzack. Mit ihren trägen gemästeten Leibern können sie nicht weit fliegen, sondern lieben es, wie Pascha's, der Ruhe zu pflegen. — Auch die Namen der Berge in diesen Thälern, der Monte-Moro, die Mischabeln und viele andere erinnern an die Mauren. Dieselben mögen wohl damals, als sie an der ligurischen Küste ihre »Fraxinets« (Festungen) hatten, von denen aus sie von Zeit zu Zeit plündernd in die Provence und nach Piemont vordrangen, ihre Züge bis in diese Thäler ausgedehnt haben.

Aber nun, lieber Leser, möchtest Du wohl endlich Etwas von dem Ziele unserer Wanderung, dem Monte-Rosa und seinen Umgebungen wissen. Leider kann ich Dir kaum mehr darüber sagen als ein Reise-Handbuch. Auf dem Monte-Moro im Saasthal soll die ganze Masse des weiß glänzenden Monte-Rosa viele tausend Fuß aufwärts, das ganze grüne Thal von Macugnaga viele tausend Fuß abwärts vor Einem liegen. Man soll vier Spitzen des Monte-Rosa, darunter die höchste, sehen, und seine gewaltigen Gletscherarme sollen bis tief in das grüne Thal von Macugnaga hinabreichen. Steige man endlich nach Macugnaga hinab, so genieße man einer Aussicht, welche weit großartiger sei als die von Chamouny auf den Montblanc. Wohl haben wir die Mühe nicht gescheut, den 7750 Fuß hohen Monte-Moro zu ersteigen, und diese Ersteigung ist schwierig genug. Oben angelangt fanden wir aber Alles, Berg und Ebene, von einem Nebelmeere umwogt. Wohl brach hie und da einer der Schneegipfel oder auch ein Stück des weißen Bergleibes hervor, was uns die schwindelnde Höhe und den riesigen Umfang des zweiten der europäischen Berge ermessen ließ, der zwar um einige

hundert Fuß niedriger als der Montblanc, dafür aber bisher unerstiegen ist, während der Montblanc seit den letzten zwanzig Jahren fast alljährlich erstiegen wird. Auch schimmerte von Zeit zu Zeit aus der Tiefe ein Stück grüner Ebene auf, aber zu einem Gesammteindrucke kam es nicht. Man sagt wohl, verhüllte Schönheit reize doppelt. Aber die Verhüllung erhöht den Reiz nur für die subjective Verlangsamkeit, nicht für den objectiven Schönheitssinn. Ich werde wohl suchen, den Monte-Rosa einmal in unverschleierter Schönheit zu überraschen; aber bis dahin spielt er in meiner Phantasie gar keine gefährliche Rolle, während die Jungfrau, welche ich unverschleiert sah, darin fort und fort lebt. — Noch schlimmer als auf dem Monte-Moro ging es uns in Zermatt. Wir waren dort mehrere Tage vollends eingeregnet, so daß an die Besteigung von Aussichtspunkten gar nicht zu denken war. Dafür aber bot die Umgebung Zermatts schon an und für sich einige Entschädigung. Man sieht hier den unteren Theil des gewaltigen Gornergletschers, des Hauptgletschers des Monte-Rosa, welchen die Walliser deutscher Zunge auch das Gornerhorn nennen. Wie eine silberne Riesenschärpe quillt er am Fuße des Berges auf die grüne, fichtenumgebene Thalsohle hinab. Um ihn ganz zu übersehen, müßte man den Riffelberg oder das Riffelhorn besteigen. — Sodann hat man, rechts vom Gornergletscher, das große Matterhorn in voller Größe vor sich. Es hat die Form einer abgestumpften Pyramide, nicht annäherungsweise, sondern fast vollständig. Die Basis erscheint fast gewagt schmal für seine ungeheuere Höhe. Alle Wände sind so abschüssig, daß der Schnee in zusammenhangenden Feldern darauf nicht haften bleibt. Oben ist es übergebeugt, und zwar wie geknickt, was den Anblick nur noch drohender macht. Es ist 13,850 Fuß hoch, eine Höhe, welcher gegenüber die berühmten Pyramiden von Ghize bei Memphis, die größten der Welt, als bloße Meilensteine für Zwerge erscheinen. Es ist ein fabelhaft ungestaltiger Berg. Daß er schön sei, könnte ich nicht sagen. Er ist ein Ungeheuer. Vogt hat das Wagniß unternommen, ihn in Oel zu zeichnen. Er hat ihn

mitten in die Spinatfelder Zermatts gestellt, ja er ließ ihn sogar verschämt erröthen von den Strahlen der untergehenden Sonne. Vergebens! das Matterhorn blieb ein Bergpolyphem und das Vogt'sche Bild wird eines der durchbohrendsten bleiben, die er je gemalt hat. Man sieht das Matterhorn hinlänglich aus der Nähe von Zermatt, auch ohne eine besondere Höhe zu ersteigen. Will man aber ein Weiteres thun, so besteigt man das Hürnli, von wo aus man diesen Berg noch vollständiger übersieht. Das Hürnli ist dem Matterhorn mit einer schiefen Fläche vorgebreitet wie ein Toilettenspiegel, als wenn Mangel an Schönheit das Bedürfniß, sich vom Gegentheil zu überzeugen, stets nur verdoppele. — Die unterbliebene Besteigung dieses „Hürnli" konnten wir schon verschmerzen, nicht so leicht aber die des unteren Rothhorns, welches ich oben als das Faulhorn des Monte-Rosa bezeichnet habe. Maler Ulrich war oben gewesen und zeigte uns ein dort aufgenommenes Panorama, welches ein Schauspiel von großartigster Pracht ahnen ließ. — Während der Regen an die Fenster schlug, hielt uns Vogt eine Vorlesung über die Gletscher, welcher auch einige Fremde mit Interesse zuhörten. Woher kommt es, daß die Gletscher tief unter den Gefrierpunkt, oft bis in die grünen Matten hinabsteigen können, ohne vor der Macht der Sonne wegzuschmelzen? Die unteren Theile schmelzen auch unaufhörlich weg, erhalten aber stets Nachwuchs von Oben. Daher die Erscheinung, daß ein Gletscher, in welchem man heute Eisgrotten, Gänge und Thürme gesehen, oft eine ganz andere Gestalt darbietet, wenn man ihn nach einigen Jahren wiedersieht. Wie dieser Nachwuchs, überhaupt die Ab- und Zunahme der Gletscher entsteht, darüber sind die Gelehrten nicht ganz einig. Saussure erklärte das Rutschen des Gletschers einfach durch mechanischen Druck, den oben angehäufte Schneemassen auf denselben ausüben. Der nachrückende Schnee verwandele sich dann in den Gebirgs-Einsattlungen durch Eindringen von Wasser immer wieder zu Eis, und so ersetze sich von Oben her Dasjenige, was am unteren Gletscherende wegthaue. Nach den merkwürdigen Beobachtungen, welche Agassiz, Desor und

Vogt auf dem unteren Aargletscher gemacht haben, soll dagegen das Wachsen der Gletscher anders zu erklären sein. Das Gletschereis ist blasiger als das Flußeis und hat eine Menge größerer und kleinerer Spalten und Löcher. Dringe Schneewasser oder Regen in diese zahllosen Oeffnungen, so gefriere dasselbe und dränge auf diese Weise den Gletscher auseinander. Die dadurch erfolgende Ausdehnung wirke aber natürlich immer nur nach dem unteren Ende des Gletschers. Vogt wies zur Unterstützung dieser Ansicht auf die steilen Gletscher des Zermatt-Thales hin, welche, wenn der mechanische Druck von Oben eine so große Rolle spiele, längst in das Thal hinab gestürzt sein müßten. Dabei wäre freilich noch festzustellen, ob diese Gletscher nicht wirklich von Zeit zu Zeit theilweise in das Thal hinabstürzen, und ob nicht die oben haftenden Massen der Art in die Schluchten eingebettet sind, daß sie dem Anstoße zu völligem Absturze einen entsprechenden Widerstand entgegen zu setzen vermögen. Doch Dem sei, wie ihm wolle, Soviel ist sicher, daß die Gletscher, wie wir Menschenkinder, dem Fort- und Rückschritte unterworfen sind, dem Rückschritte durch unüberlegtes Schwelgen im Sonnenschein, dem Fortschritte durch innere Arbeit, durch Druck von Oben oder durch Beides zugleich. Rückt der Gletscher vor, so schiebt er alle Felsmassen, die sich an den Seiten abgelöset haben und auf ihn abgerollt sind, eben so Alles, was an seiner Stirne ihm im Wege ist, mit sich fort und bildet Schuttwälle von Geschieben aller Art, „Moränen“ genannt. Die Moräne an der Vorderseite nennt man „Endmoräne“ oder „Stirnwall“, die Moränen an der Seite „Seitenmoränen“ oder „Gandecke“. Zieht sich nachher der Gletscher wieder zurück, so bleiben diese Moränen als mehr oder minder sprechende Zeugen seiner früheren Gegenwart zurück. Eben so die Felsen, welche er auf seinem Rücken trug und die man dann als Findlingsblöcke in oft ganz fremdartiger Umgebung wiederfindet. Aus solchen Erscheinungen hat man denn darauf geschlossen, daß unsere Erde in der Urzeit sowohl von Norden als von Süden her in großartigster Ausdehnung vergletschert gewesen.

Ich sage Urzeit. Nimmt man außerdem als feststehend an, daß unsere Erde früher eine feurige Kugel gewesen, so muß dieser Urzeit wohl noch eine Ururzeit vorausgegangen sein. Aber der Abkühlungsfortschritt der Erde ist ja so außerordentlich gemäßigt vor sich gegangen, daß deren Temperatur seit den historischen Zeiten keine bemerkenswerthe Veränderung mehr erlitten hat. So mag also die innere Hitze der Erde schon längst keinen merklichen Einfluß mehr auf deren Oberfläche ausgeübt haben, wie Das heute der Fall ist, obgleich, könnten wir dem Centrum der Erde entgegenfahren, wir noch heute, nach Zurücklegung von 3 Kilometern, will sagen von etwa ¾ Poststunden, bei der Temperatur des siedenden Wassers anlangen müßten. Da ist also weiter Raum zur Vereinbarung zwischen Vulkanisten und Neptunisten. Dagegen kömmt man mit Vater Adam und Mutter Eva, sowie mit der ganzen biblischen Schöpfungsgeschichte etwas in die Brüche. Aber dagegen haben sich ja schon viele andere Zeugen, selbst menschliche Stimmen aus den egyptischen Königsgräbern erhoben, und Das ist nun einmal unser Loos, daß wir einen guten Theil unseres Lebens darauf verwenden müssen, uns zu der Welt wieder in das natürliche Verhältniß zurück zu versetzen, aus dem man uns von Kindesbeinen an gewaltsam herausgerenkt hat.

In Zermatt befand sich damals nur ein einziges Wirthshaus, gehalten von Herrn Dr. Lauber, d. h. einem Doctor von Selbsternennungsgnaden. Man war nicht schlecht verpflegt. Dafür aber, daß doch der Regen durch den Holzplafond der Schlafstuben tropfte und daß die Verpflegungsgegenstände bloß den Hülfsquellen der nächsten Umgebung entnommen waren, war die Rechnung unverschämt. Er ließ uns die höchsten Sätze der ersten Hôtels bezahlen. Wir waren keine Neulinge in der Schweiz und kannten die Preise unter den verschiedensten Voraussetzungen. Aber darüber herrschte Einstimmigkeit, die Rechnung des Herrn Lauber sei einer Laune der Habsucht zu vergleichen. Wir ließen daher auch auf dem Rückwege in verschiedenen Fremdenbüchern Inschriften zurück, aus welchen unsere verun-

glückten Louisd'ore den Wanderer kläglich anredeten und vor dem „Lauinenregen“ des Herrn Lauber warnten. Dies sind sich die Reisenden unter einander schuldig. Ein zweites, größeres Wirthshaus sollte, wie man uns sagte, 1852 eröffnet werden. Auch ist es möglich, daß Herr Lauber sich gebessert hat. Ich finde ihn wenigstens in den durchweg gewissenhaften und höchst verdienstlichen Conduitenlisten, welche das Handbuch von Bädeker über die Schweizerhôtels führt, nicht schwarz angestrichen.

Nachdem wir mehrere Tage vergeblich auf helles Wetter gewartet hatten, entschlossen wir uns eines Morgens, da der Regen etwas nachließ, zum Rückmarsch. Kaum waren wir aber zum Dorf hinaus, als das Wetter mit erneutem Ungestüm wieder losbrach. Der Regen fiel in Strömen, zum Donner des Himmels gesellte sich der Donner der Lauinen, die Bergwasser stürzten in wilder Fülle rings von den steilen Höhen und rissen uns Weg und Steg vor den Augen weg. In allen Dörfern waren die Ortsbehörden auf den Beinen und requirirten Leute zur Wiederherstellung der Wege. Aber darauf konnten wir nicht warten. Wir schritten rüstig fort durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, wegelos und unter schallendem Regen. Weder das Brausen der Wasser noch der Donner des Himmels und der Lauinen vermochten uns den Humor zu rauben.

Wenn Vogt manchmal inmitten eines geschwollenen Baches auf einem Stein stand und nicht wußte, wie vorwärts noch rückwärts, so bedrängt, daß er nicht an Andere, sondern nur an sich selbst denken konnte, grade dann sang er laut in die Wellen hinein: „Ich zittre nur für Titus!“ worauf Loewe und ich ihm recitative erwiederten: „Schrecklich! doch weiter!“ — So schlugen wir uns wohlgemuth durch bis St. Nicolas, von wo wir am folgenden Tage über Stalden wieder nach Visp und in das Rhonethal zurückkehrten.

Hier trennte sich Reinstein von uns. Er wanderte rhoneaufwärts dem Rhonegletscher zu, um sich auch die weniger besuchten Partieen des Oberwallis anzusehen, während wir rhone-

abwärts dem Genfer See zustrebten. Dieser Reinstein hat die Schweiz noch ganz anders durchpilgert als ich, und mit wie offenen Augen! Der hat noch ganz andere Bergbekanntschaften angeknüpft als ich. Ebenso Mayer. Die kennen jedes Horn, jede kleine Bergnadel, und nennen sie geläufig bei Namen wie gute Bekannte. Dabei kann Mayer sich in einen schönen Berg so verlieben, daß das ganze Selbstgefühl seiner Frau dazu gehört, um nicht eifersüchtig zu werden.

Die Sprachgränze zwischen dem Ober- und Unterwallis bildet der Ort Pfyn (ad fines), halbwegs zwischen Leuk und Siders. Im Oberwallis spricht man deutsch, im Unterwallis französisch. Beide sind katholisch. Die deutschen Oberwalliser haben sogar Ansiedlungen bis in das von Südosten her angränzende, durch die Tosafälle berühmte Formazza-Thal vorgeschoben, wo sie die deutsche Zunge auf piemontesischem Boden vertreten. Von diesen Ansiedlungen stammt wohl auch das Dorf Bosco, auch Gurin genannt, her, welches auf der entgegengesetzten Seite des Formazzathals im Canton Tessin liegt, da wo dieser an das Formazzathal angränzt. Bosco ist das einzige deutsche Dorf der italienischen Schweiz. Das Oberwallis soll ein stilles, grünes Alpenthal sein. Rhoneabwärts soll die Gegend einförmig sein bis Niederwald, von da ab reizend, und großartig bei Viesch. Dort befindet sich außer dem von den Vieschérhörnern i. cragten Vieschergletscher auch der gewaltige Aletschgletscher, der größte aller schweizerischen Gletscher.

Das Rhonethal wird in seinem Verlaufe stets sumpfiger. Von den höchsten Bergen Europa's eingeengt reißen bei Ungewittern die von den Gebirgen stürzenden Gewässer Felsen und Gerölle los und bedecken damit die Ebene. Die Thalsohle ist meist nur eine Stunde breit und zeugt von den gewaltigen Verheerungen, welche der Strom bei jedem Hochwasser verursacht. Die Rhoneufer bestehen auf weiter Strecke hin aus Sumpf und Moor, aus denen nur Weiden, Erlen und Schilf, wie in grauen Träumen, emportauchen. Daneben Wiesenwachs und einiger Feldbau. In der Umgebung von Sitten sah ich Getraide-,

Mais- und Kartoffelfelder, an verschiedenen Stellen der Abhänge jedoch vortrefflichen Wein. Häufig findet man auch die Reben mittelst Pfählen und Latten laubenförmig über die Straße gezogen. Der Coquempin und Lamarque, welche in der Nähe von Martigny wachsen, stehen im Rufe vorzüglicher Güte. Sonst ist grade der Thalwinkel bei Martigny nicht zu empfehlen. Noch vor Kurzem fand man dort den Cretinismus in der abschreckendsten Gestalt. Das Uebel schwindet zwar mehr und mehr, seitdem für luftigere Wohnung gesorgt wird; aber die Lage bleibt ungesund. Ich habe später einmal eine Nacht in Martigny zugebracht und werde es ohne Noth nicht wieder thun. Ungesunde Dünste, welche aus den moorigen Umgebungen aufsteigen, beklemmen Einem die Brust, und Millionen giftiger Schnaken bedrohen jede harmlose Blöße, sumpfgeborene, hagere, dünnbeinige, welche wenig schlafen, jede bereit, ihren Dolch in das herrschsüchtige Blut jenes Naturtyrannen zu tauchen, welcher sich den Herrn der Schöpfung nennt. In Sitten (Sion), wo wir übernachteten, trafen wir einen Herrn, welcher uns auf unserer ganzen Reise unsichtbar begleitet hatte, nämlich durch eine Karte, welche er über die südlichen Wallisthäler von Sitten bis Visp herausgegeben hat. Es war Herr Studer aus Bern, welcher fast alle bemerkenswerthe Höhen der Schweiz erstiegen und sich um deren Kenntniß bedeutende Verdienste erworben hat. Noch jetzt unternimmt er alljährig bedeutende Bergreisen, obwohl sein Haar bereits vollständig weiß ist. Darunter schaut aber noch ein recht gesundes, frisches Berggesicht hervor. Die erwähnte Spezialkarte der südlichen Wallisthäler, im Maaßstabe von 1 : 100,000, kann den Besuchern derselben nicht genug empfohlen werden. — Diejenigen unserer Freunde, welche nach Bern zurückzukehren beabsichtigten, hatten zwar davon gesprochen, von Sitten aus über den „Sanetsch" zu gehen, einen zweiten Paß, welcher aus dem Wallis über die Berner Alpen nach dem Canton Bern führt, etwas mehr westwärts als die Gemmi. Aber das anhaltend schlechte Wetter ließ Dies nicht zu, und so faßten sie den Entschluß, mich und Loewe noch bis nach Vevay zu

begleiten, um von dort aus mit der Post den Umweg über Bülle zu machen, während Loewe nach Neuschatel zurückzukehren und ich in Lausanne neuen Wohnsitz zu wählen beschloß.

Hat man den rechten Winkel, welchen die Rhone bei Martigny macht, passirt, so öffnet sich weiter rhoneabwärts alsbald linker Hand bei Vernayaz die enge, steile Felsschlucht des Trient, eines Bergstromes, welcher aus dem Chamounythale hergeströmt kommt. An der Brücke, auf welcher wir ihn überschritten, hatte am 21. Mai 1844 ein blutiges Gefecht zwischen den conservativen Ober- und den radicalen Unterwallisern Statt, in welchem die letzteren unterlagen. Als darauf die in das Blut der Freiheit getauchte Fahne des Cantons Wallis auf dem demnächstigen eidgenössischen Schießen zu Basel erschien, wurde sie bereits von dem keck aufstrebenden Geiste der zukünftigen Schweiz durchschossen und beschimpft, worin Weiterblickende schon damals die Vorboten jenes Sturmes erblickten, welcher sich alsbald in den Freischaarenzügen und dem aus deren Niederlage hervorgegangenen Feldzuge gegen den Sonderbund Luft machen sollte. Und heute führen die damals geschlagenen Radicalen das Ruder im Canton Wallis und lassen den Reisenden, in Ermangelung eines Passes, auf sein menschliches Gesicht und höchstens noch einen guten Rock, ruhig von dannen ziehen. So enthalten Niederlagen oft die Keime zu künftigen Siegen.

Noch etwas weiter, etwa 1½ Stunden hinter Martigny, ebenfalls linker Hand, leuchtet Dir von Ferne der alabasterweiße Strahl der Pissevache, des schönsten Wasserfalles des Rhonethales, entgegen. Er wird von der Sallenche gebildet, welche, auf der Dent du midi entspringend, hier in einem Sturze von 120 Fuß in das Rhonethal hinabfällt. Wer diesen Wasserfall „Pissevache“ getauft hat, der mag es verantworten. Ich sage das nicht aus zimperlicher Sittsamkeit, sondern weil das Schauspiel, was sich hier vor Deinen Augen entfaltet, diesen trivial-buccolischen Namen nicht verdient. Wenn eine Kuh pißt, das ist natürlich, aber nicht gerade schön. Dieser Wasserfall ist aber sehr schön. Das ist so wahr, daß man sich der Bezeichnung Pissevache ganz harm-

los bedient, ohne auch nur im Entferntesten an den Act zu denken, welchen es bezeichnet, wogegen z. B. bei dem „Staubbach" und „Gießbach" sich der Ursprung dieser Namen bei der Vorstellung der durch sie bezeichneten Wasserfälle mit geltend macht. Wir stiegen von der entgegengesetzten, St. Mauricer Seite näher an die Pissevache hinan, da die verstäubenden Wasser sie nach der Seite hin, von welcher wir kamen, für die ruhige Beschauung unzugänglich machten. Von diesem Standpunkte aus gewinnt der Wasserfall einen mehr durchsichtigen Charakter, ganz verschieden von demjenigen, welchen er dem auf der Straße bleibenden Beschauer darbietet. Das Wasser springt hier, vom Ansturze getrieben, in einem ziemlichen Bogen vor, und theilt sich dann in kleinere Massen, die wie Geisterarme mit krystallenen Dolchen hinabzucken. Es ist dies der Hauptstrahl nach der Seite von Martigny zu, während die andere Hälfte auf der St. Mauricer Seite mehr mild und schleierartig, aber doch lebensvoll, funkelnd und mannigfaltig hinabrieselt. — Auf dem linken Rhoneufer läuft nun der Canton Wallis in einem schmalen Streifen bis zum Genfer See fort. Dagegen beginnt auf dem rechten Ufer alsbald der Canton Waadt, dessen über dem nördlichen Ufer des Genfer Sees ausgebreitete Hauptmasse hier ein unregelmäßiges Dreieck südlich hinabsenkt. Die Schenkel desselben werden einerseits von der Rhone, andererseits vom Canton Freiburg gebildet, während Wallis und Bern die Grundlinie abgeben. Die Gränze der beiden Cantone Wallis und Waadt überschreitet man auf der Brücke von St. Maurice. Diese Brücke setzt von dem äußersten Ausläufer der Dent du Midi aus dem Wallis über die Rhone hinüber zu dem entgegenstehenden Ausläufer der Dent de Morcles im Waadtland. Die Brücke, welche 70 Fuß Spannung hat, ist kühn und malerisch. Goethe sagt von ihr:

„Ich sah die Felsen sich bei St. Maurice zusammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale, leichte Brücke kühn hinübergesprengt. Die mannigfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore ist der Eingang gesperrt.

Der Graf (Herzog Karl August von Weimar) meinte, die Brücke sei so schön gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt.« — Der malerische Brückenthurm, welcher früher der Landschaft zu besonderer Zierde gereichte, hat den Stürmen des Sonderbundskrieges weichen müssen. Kaum bist Du über die Brücke, so macht sich ein wohlthuender Contrast geltend. Noch eben warst Du von Schmutz und Aermlichkeit umgeben, jetzt treten allenthalben die Spuren des Fleißes und der Sauberkeit hervor. Dieser Gegensatz des sauberen protestantischen Waadtlandes zu dem schmutzigen katholischen Wallis macht sich als unabweisliche Wirklichkeit geltend, Du magst ihn sehen wollen oder nicht, Du seiest Katholik, Protestant, Jude oder Heide. Denkt man dabei des heiligen Mauritius und der 6000 von der thebaischen Legion, welche die Sage hier im Jahre 302 unter Kaiser Maximian den Märtyrertod erleiden läßt, weil sie sich weigerten, dem Christenthume untreu zu werden, dann fragt man sich unwillkürlich, ob denn so viel rothes opfermuthiges Blut vergossen werden mußte, damit eine solche Saat des physischen und geistigen Elendes daraus emporwuchere? — Im Geiste des Stifters lag Dies gewiß nicht; Christus war schön und strahlend von Angesicht wie seine große liebevolle Seele. Aber der verdummende Einfluß der Klerisei trägt einen großen Theil der Schuld. Wie sollte eine verdummte, träge Seele den Körper zu schöner Thätigkeit beleben? — Es ist wahr, daß die Walliser mit Sumpf und Fels zu kämpfen haben, daß die Arbeit mühevoll ist. Aber der Theil des Waadtlandes, dessen Sauberkeit uns hier überrascht, ist ja auch von hohen Gebirgen eingeschlossen und von der schlammigen Rhone langsam durchschlichen. Schon Rousseau sagte gerade von diesem Theile der Rhone: »Die Rhone scheint zu fürchten, mit ihrem schlammigen Wasser das azurne Krystall des Sees zu beschmutzen.« Und noch Mehr! Die Waadtländer haben ihre Betriebsamkeit selbst bis in den Canton Wallis ausgedehnt. Ein Herr Maçon aus Lausanne hat dem rechtuferigen Gebirge bei Sitten durch regelrechten Bau treffliche Strecken fruchtbaren Weinlandes abgewon-

nen, wo jetzt ein vorzüglicher Wein wächst. In dem bei Sieders auf dem linken Rhoneufer mündenden Einfischthale wird seit geraumer Zeit von Berlinern Nickelerz bergmännisch gewonnen, welches dann auf einem Hüttenwerke bei Sieders geröstet und geschmolzen wird. Das sind nur einzelne Fälle von vielen.

Damit die Protestanten sich aber nicht Zuviel auf diese Thatsachen zu Gute thun, will ich hier eine Geschichte erzählen, welche darauf hinweist, daß das katholische Feuer im betriebsamen Waadtlande vielleicht noch mehr unter der Asche glimmt, als der äußere Anschein vermuthen läßt. Diese Geschichte, welche ich einer alten Chronik entnehme, mithin verbürgen kann, wird vielleicht manchen Katholiken wieder versöhnen. — In den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, kurz ehe dem Waadtlande von den Bernern die Reformation gebracht wurde (1536), hatte sich die waadtländische Kirchgemeinde Lutry, am nördlichen Ufer des Sees zwischen Vevay und Lausanne, für schweres Geld einen funkelnagelneuen Heiligen angeschafft. Nach der Katastrophe sollte derselbe mit seinen Brüdern in's Feuer wandern. Aber die klugen Väter des Städtchens wußten ihn dadurch zu retten, daß sie ihn an ein freiburgisches Dorf um einen Scheffel dürrer Birnschnitzen vertauschten. Dabei — und das ist die Hauptsache — machten sie den ausdrücklichen Vorbehalt, daß Lutry das Recht behalte, gedachten Heiligen gegen Erstattung der Birnschnitzen jederzeit zurückzuverlangen. Im Jahre 1847, als die damaligen Väter der Stadt, gute Conservateure, so treulich für den Sonderbund sprachen, glaubte man die Zeit zur Verwirklichung jenes Vorbehaltes fast gekommen.

Kaum ist die Brücke von St. Maurice passirt, so entfernt sich die Straße etwas von der Rhone. Sieh da liegt das freundliche, grüne Bex, Angesichts der vielzackigen Dent du Midi, welche im reinsten Schnee prangt; etwas weiter auf einem einzeln aus dem Thale aufsteigenden Hügel ragt der malerische Thurm von St. Triphon, der Ueberrest eines die Rhone beherrschenden Schlosses, angeblich römischen Ursprungs; dann kommt Aigle, das Aquileja der Römer, ehemaliger Standort römischer

Reiterei, aus dem schwarzen Marmor der Umgebung erbaut; rechts an den Abhängen des Gebirges zeigen sich die glücklichen Weinberge von Yvorne, welche den vorzüglichsten Wein der Schweiz liefern. Endlich blitzt Dir von Ferne das blaue Licht des Leman entgegen, nach dem Du schon lange ausgeschaut hast. Ja, das ist der tiefblaue Leman, von dem Jean Jacques sagte: »Mon lac est le premier!« Und da sind wir schon an den Ufern, an welchen er die Helden seiner neuen Heloise nach so viel Liebesjubel so viel Kämpfe und Schmerzen erdulden läßt. Hier wandelten St. Preux, Julie und Clara. Hier wandelten noch Andere, auch Ludlow und Broughton, Cromwell'schen Angedenkens, welche beide in dem Gerichte gesessen, welches den englischen Karl zum Tode verurtheilte. Hier starben sie als Flüchtlinge; ihr Staub ruht in der Martinskirche zu Vevay. Es war Nacht geworden. Leisen, doch festen Schlages schlugen die Wellen an's Ufer; große Nußbäume beugten ihre Zweige tief zu den Wassern des Sees hinab. Schloß Chillon ragte dunkeltrotzig. — Der See war ruhig, auch des folgenden Morgens. Sein schönes Blau wird von keinem Schweizersee erreicht. Der erste Eindruck, den er mir machte, ist auch noch der letzte. Es ist der erhabener Melancholie! Er ist viel besungen. Es sei mir gestattet, auch zwei Strophen hier hinzustellen, die er mir eingegeben:

Dir lausch' ich gern am kühlen Orte,
Erhaben ruh'ger See,
Wenn leisen Schlags heran an Deine Borde
Es rauscht wie tiefes Weh.

So wogt die Brust, die sich der Schmerzen
Nicht seicht entschlägt,
Doch in der Hut der Kraft mit stolzem Herzen
Sie sicher trägt.

Druck von W. Keller in Gießen

Simon, Ludwig,

Aus dem Exil

Bd.: 1

Gießen (1855)